Vorbereitung
zur
Vernunftwissenschaft.

Zweiter Band.

Mainz,
in der kurfürstl. privil. Universitäts-Buchhandlung.
1790.

Vorrede.

Ich freue mich beim Schlusse meiner Arbeit: nicht über Vollkommenheit derselben, welche sie nicht hat. Aber es ist immer ein frohes Gefül, thätig zu sein, vollendet zu haben, was man aus guten Absichten unternahm. Und auf die Gemüther der Menschen zu wirken, ist anständigste Wirksamkeit des Menschen. Auch nur einige aufmerksam auf die Würde der Menschheit gemacht

macht und zur höhern Menschenbestimmung vorbereitet oder im Wahren und Guten erhalten und gestärkt zu haben ist ein edler Preis wissenschaftlicher Bemühungen, Belohnung für Mühe und Beschwerde und Aufmunterung und Trost auf so manchem rauhen Pfade. Wohl dem, der seinen Beruf nicht verkannt, und sein Leben hindurch dahin gearbeitet! Wenn er am Ende seiner Laufbahn sein Tagewerk berechnet, kann er im erhebenden Bewußtsein seiner Nutzbarkeit heiter auf den zurückgelegten Weg zurückblicken, freudig ist ihm die Aussicht jenseits des Grabes. —

Meine Beruhigung auf jeden Fall ist, daß ich nichts ohne Ueberzeugung gesagt, keine Empfindung geheuchelt und nichts gut genannt habe, was ich nicht auszuüben wünsche. Auf aus-

gebreiteten Beifall und Uebereinstimmung der Urtheile habe ich nie gerechnet. Wer, wie ich, tief seine Schwäche fült und die Eingeschränktheit menschlicher Werke, muß wohl jede weise Belehrung dankbar annehmen und nach bestem Vermögen für die Zukunft benutzen. Auch wenn mit unter Beurtheilungen schief und unweis sein sollten, darf es nicht auffallen noch beunruhigen.

Es ist dieß ein nicht ungewöhnlicher Fall unter den Menschen, die nicht immer thun wie es sich ziemet, und nicht immer ganz hell sehen, noch unparteiisch und anständig sprechen. Wer daher zu stolz oder zu gerad ist, sich jeden Weg und Kunstgriff gefallen zu lassen, muß, wenn er den Lauf der Dinge kennt, und seine Ruhe ihm lieb ist, nicht zu viel erwarten; sondern ge=

gerade durchgehen, und nicht achten des Geschwätzes der Männlein und Weiblein zu beiden Seiten. Und wer aus Grundsätzen mit Gewissenhaftigkeit nach seinem höhern Menschenberufe zu wirken strebt, soll und kann vertrauend auf die Fürsehung (die, was gut ist an seinem ausgestreuten Samen, schützen wird) still und fest seinen Pfad fortwandeln, und zufrieden mit der Achtung einiger Würdigen die Uebrigen sumsen lassen. — "Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmerts mich? „ —

Mainz im Aug. 1789.

W. Dietler.

Vernunftwissenschaft.

III. Buch.

Vom Schönen.

Erstes Hauptstück.

Vergnügen.

I. Kapitel.

Einleitungsbegriffe.

Da der Mensch sich selbst liebt, so will er, was ihm wohlthut in eigenen und anderer Zuständen, an welchen sein Mitgefül Theil nimmt.

Es ist ihm wohl, wenn seine Triebe befriedigt sind. Was diese befriedigt oder dazu beiträgt, ist ihm angenehm; was angenehme Folgen hat d. h. als Mittel zu dieser Befriedigung zu führen verspricht, ist nützlich; das Gegentheil unangenehm und schädlich.

Was zum Wohlsein unentbehrlich ist, ist Bedürfniß; wenn es dieß nur scheint, eingebildetes, erkünsteltes Bedürfniß.

Der allgemeine Grundtrieb der menschlichen Natur ist der Trieb nach proportionirter Thätigkeit oder nach Leben: und da der Mensch aus einer geistigen (denkenden) und einer körperlichen Natur besteht, die von einander abhängen in innigster Verbindung, so ist dieser Trieb Trieb nach geistigem und körperlichem Leben, geistiger und körperlicher Thätigkeit oder Ideen-Beschäftigung und körperlichem Wohlsein.

Wenn also dieser Trieb befriedigt ist, so ist dem Menschen wohl: nämlich bei ungehinderter, proportionirter Ideenbeschäftigung und leichter Thätigkeit des Körpers.

Was dazu beiträgt, ist angenehm: also, was die Hinderniße das geistigen und körperlichen Wirkens hinwegnimmt oder die Thätigkeit des Geistes und Körpers bis zu einem gewissen seiner Kraft angemessenen Grade erhöhet oder befördert. Das Gegentheil ist unangenehm, was die geistige oder körperliche Thätigkeit hindert oder über jenen Grad unserer (jedesmaligen) Eingeschränktheit überspannt.

Die-

Diese allgemeinen Gesetze des Angenehmen und Unangenehmen gelten für alle Menschen allgemein, indem sie Gesetze der Menschheit sind, welche aus der geistigen und körperlichen Natur nothwendig folgen. Da aber jener mögliche Grad geistiger und körperlicher Anspannung nach der jedesmaligen grössern oder geringern Einschränkung unserer Kräfte, Anlagen und Fertigkeiten sich richten muß, so kann sich auch dieser Punkt oder Grad nicht wohl im allgemeinen für alle Menschen fest bestimmen lassen. Und mehrern Menschen ja dem nehmlichen in verschiedenen Zeiten und Umständen ist nicht dasselbe gleich angenehm oder unangenehm.

II. Kapitel.

Körperliches Wohlsein.

Der Körper bestehet aus festen und flüssigen Theilen, wovon diese sich in jenen bewegen und dadurch das körperliche Leben bestimmen.

Diese sind verschiedener Grade von Bewegung, jene von Anspannung fähig, und bestimmen dadurch die Verschiedenheit des körperlichen Zustandes.

Durch die Thätigkeit oder die innere und äussere Bewegung des Körpers gehen Theile verlohren, und müssen, wenn der Körper erhalten werden oder leben soll, durch neue ersetzt werden, von denen das brauchbare in Theile des thierischen Körpers verwandelt wird, das unbrauchbare nach der Absönderung weggeschafft werden muß.

Zu den Verrichtungen des Körpers gehören also der Umlauf der flüssigen und die Bewegungen der festen Theile, welche theils durch jenen Umlauf gewirkt werden, theils jenen wieder wirken und die Flüssigkeiten zubereiten; die willkürlichen Bewegungen; und die auf die vorherigen Verrichtungen gegründete Wegschaffung unbrauchbarer und beschwerlicher und Aufnahme und Zubereitung neuer Theile.

Ist eine oder die andere dieser Verrichtungen unmöglich, erschwert oder überspannt nach der jedesmaligen Fähigkeit des Körpers, so ist dieß Unordnung, Unvollkommenheit des Körpers, ein unnatürlicher Zustand, Krankheit.

Nebst den zu diesen Verrichtungen nöthigen Werkzeugen und Einrichtungen haben gewisse Theile des Körpers (die Nerven) das Ver-

mögen, durch ihre Wirksamkeit Bewußtsein in der Seele zu verursachen. Da nun der Körper so häuffig mit Nerven durchwebt ist, so wird sich der Mensch durch dieselben so wohl der einzelnen äussern Eindrücke auf die Nerven als des jedesmaligen ganzen Körperzustandes wegen dessen Einflusses auf die Nerven bewußt.

Der Mensch hat also körperliches Wohlsein, wenn die Verrichtungen des Körpers weder gehindert, noch überspannt, und also auch die willkürlichen Bewegungen nicht erschwert sind; im Gegentheile körperliches Uebelsein oder Schmerz: beides bestimmt oder unbestimmt, je nachdem er sich der Ursache davon in bestimmten Theilen des Körpers bewußt ist oder nicht.

Alles ist also körperlich angenehm, was gewisse Theile und Nerven so reizt, daß ihre Bewegung und Wirksamkeit den ihren Umständen proportionirten Grad erhalten, oder was proportionirte Thätigkeit des Körpers überhaupt wirkt; das Gegentheil unangenehm oder schädlich-, wenn es die Thätigkeit überhaupt oder in gewissen Theilen hindert oder überspannt durch zu starken, nicht proportionirten Reiz. Zuweilen zwar dünkt Ueberspannung z. B. in

Trunkenheit, Fibern u. dgl. für den gegenwärtigen Augenblick angenehm wegen des lebhaften Gefüls von Thätigkeit und Kraft; aber sie ist doch schädlich (und dem, der dieß lebhaft sich vorstellt, unangenehm) wegen der unangenehmen Folgen, Erschöpfung, Schwäche, Zerrüttung.

Da nun die Thätigkeit unserer eingeschränkten Körperkräfte ihnen proportionirt sein muß, so fordert der Körper zuweilen mehr, zuweilen weniger Thätigkeit, ist der Ermüdung fähig, also der Ruhe und des Schlafs benöthigt, und diese sind daher zuweilen ihm angenehm, zuweilen zuwider. Daher ist auch ein Zustand oder ein gewisser Grad eines Eindrucks dem einen mehr, dem andern weniger angenehm oder unangenehm und selbst dem nehmlichen Menschen in verschiedenen Lagen. So brennt z. B. eine gewisse Hitze die reizbaren Nerven einer zarten Hand schon schmerzlich, welche die abgehärtete Hand angenehm erwärmt.

Die Seele ist sich beständig wenn schon bei weitem nicht immer deutlich ihres Körpers bewußt. Sie ist nicht gleichgiltige Zuschauerinn seiner Zustände; sondern interessirteste Theilnehmerinn

merinn derselben, also seines Wohl- und Uebelstandes.

Der Körper ist Theil des Menschen, sein Zustand Zustand des Menschen, und so wie die Seele bei allen ihren Verrichtungen, Affekten u. dgl. auf den Körper wirkt, so wirkt der Körper beständig auf die Seele. Sie empfindet ihn beständig, also anders, nachdem er in einem andern Zustande ist, wenn sie schon den Körperzustand nicht jedesmal deutlich erkennt. Des Körpers Wohl- und Uebelstand ist also dem Menschen körperliches Wohl- und Uebelsein. Wenn nämlich die Theile und Werkzeuge des Körpers in einer solchen ungestörten Harmonie zusammen wirken, daß die mechanischen und willkürlichen Thätigkeiten und Verrichtungen des Körpers ungehindert und zweckmäßig fortgehen, oder wenn das Gegentheil statt hat, so ist sich die Seele (wenn sie auch die Harmonie und Vollkommenheit des Körpers nicht jedesmal deutlich erkennt und sich ihrer freuet) des Resultats davon, des daraus folgenden Einflußes des Körpers auf die Seele bewußt, wodurch ferner ihre eigne innere Thätigkeit und Fähigkeit bestimmt wird. Und ohnehin muß sie sich zur Ausführung ihrer Ent-

schlüsse des Körpers als Werkzeuges bedienen, so daß sie also durch seinen Wohl- oder Uebelstand in ihren innern oder äussern Geschäften Vorschub oder Hinderniß finden muß nebst jenem unmittelbaren Bewußtsein des Wohl- oder Uebelseins, welches also in jeder dieser Rücksichten beim Uebergange aus einem entgegengesetzten Zustande in den andern am lebhaftesten sein muß. Z. B. Das Gefül des Wohlseins nach Endigung des Schmerzes ist stärker als bei beständigem Wohlsein.

Bei diesem Wohl- und Uebelsein sind wir uns zuweilen nur eines körperlichen Zustandes überhaupt, zuweilen einer bestimmten Veränderung, eines Eindrucks in einem bestimmten Theile, oft auch eines äußern solchen Eindruck verursachenden Gegenstandes bewußt z. B. warm, kalt, träg — wir empfinden einen Stich, Stoß u. s. w.

Unsere Nerven fodern nämlich Reiz, Bewegung, weil sonst Mangel sinnlichen Bewußtseins, des Bewußtseins des thierischen Lebens entstehet. Ist dieser Reiz sehr schwach, so gibt er nur träges Bewußtsein, kaum Thätigkeit und Gefül des Lebens. Ist er zu stark, so entstehet

ent-

entweder sogleich oder in der Folge Zerrüttung der Nerven, Stockung des Lebens, Betäubung — auf beiden Seiten Schmerz, auf der Mittellinie sinnliches Vergnügen, welches abnimmt nach der Entfernung von der Mittellinie gegen die Extreme. Wenn man Spannungen der Nerven denken darf, so läßt es sich darau vorstellen.

III Kapitel.

Geschmack und Geruch.

Unser Körper ist thierischer Natur, unsere Organisation Sinnlichkeit, aber Sinnlichkeit, die nicht blos dem thierischen Leben fröhnt, Organisation eines Wesens, das mehr ist als Thier und noch mehr werden kann und werden soll, in dem höheres Leben, höherer Genuß sich regt, so wie seine Bildung sich erhebt über die niedergedrückten Bildungen. Die thierische Organisation wird in ihm zur Menschheit veredelt, die Werkzeuge der Animalität treten zurück in den verhüllenden Schatten der menschlichen Ueberlegenheit, daß Thierheit bei ihm nur diene, nicht herrsche.

Der Mensch stehet da aufgerichtet — die Krone der Schöpfung.

Die künstlich angeordneten Diener des Lebens im Menschen, die Sinne haben nicht gleichen Beruf. Wie sich im Menschen thierisches und vernünftiges Leben verbinden, so dienen einige Sinne mehr diesem andere mehr jenem.

Geruch und Geschmack sind der Animalität gewidmet. Aber auch hier verläugnet der raffinirende, wählende Mensch seinen Karakter nicht, künstelt und übertreibt, verbindet Sinn mit Sinn, versüsset und verbittert den sinnlichen Eindruck durch Nebenvorstellungen, wo das Thier der Weisung der Natur folgt und einfach geniesst. Keine Empfindung ist dem Menschen leicht blose gegenwärtige Empfindung; überall Urtheil und Ideenverbindung. Essen und Trinken ist Bedürfniß des thierischen Lebens, Stillen des Hungers und Durstes Lust erhöhet durch Reizung der Geschmacksnerven. Und dieses übersehen die Menschen nicht, essen und trinken ohne Hunger und Durst, mehr als sie vertragen und was sie nicht verdauen.

Lust und Unlust des Geschmacks und Geruchs sind blos körperlich und subjektiv. Wir

werden uns unseres veränderten Zustandes, des Eindrucks im Organe bewußt ohne eigentliche Vorstellung von dem Gegenstande, welcher den Eindruck macht und bei unserem Genuße zerstört wird. Beim Geruche unterscheiden wir Wohl- und Uebelgeruch und bezeichnen die übrigen Verschiedenheiten mit dem Namen riechender Dinge z. B. Rosengeruch. Beim Geschmacke sprechen wir von Süß, Sauer, Bitter u. dgl. die dann wieder Grade haben und sich mischen können. So wie aber Wohl- und Uebelgeruch nichts festes bezeichnen, indem einem wohl riecht, was dem andern stinkt und vielleicht gar nichts ist, was allen wohl oder übel riecht: so geben auch jene Unterscheidungen des Geschmacks nichts an zur Festsetzung des Wohl- und Uebelschmeckenden. Der eine liebt das Süße, der andere das Saure u. s. w.

Nur so viel läßt sich angeben, daß jede dieser Arten von Geschmackseindrücken, wenn sie gar zu stark ist, unangenehm wird, so wie auch jeder allzuheftige Geruch beleidigt.

Es läßt sich also wohl im allgemeinen sagen, daß Eindrücke auf Geruchs- und Geschmacksorgane angenehm sind, wenn sie das gehörige

Verhältniß zu dem jedesmaligen Zustande der Nerven haben, dieselben weder zu schwach noch zu stark reizen. Wie sich also die Empfänglichkeit und Thätigkeit der Nerven ändert, so ändert sich auch diese Bestimmungslinie des Angenehmen und Unangenehmen z. B. durch Krankheit, Alter u. dgl. Wer in der Jugend das Süsse unmässig geliebt hat, liebt oft im Alter das Saure eben so. Die angenehmsten süssen Speisen sind uns in erschlaffenden Unpäßlichkeiten oft höchst zuwider. —

Es möchten sich wohl allenfalls durch genauere Beobachtungen ohne strenge Theorie einigermassen Grade von Reiz bestimmen lassen, welche nicht leicht bei unverdorbenen Organen sehr überschritten werden dürften, ohne unangenehm oder schädlich fürs Organ zu sein: so wie wenige einfache diätetische Grundsätze die Wahl und Zusammensetzung der Nahrung festsetzen könnten, damit sie zweckmäßig sei, wenn nicht die tyrannische Philosophie des Kochs weit beliebter wäre als die menschenfreundliche Philosophie des Arztes.

IV. Ka=

IV. Kapitel.

Gefül.

Das Gefül ist ein reicher, sehr weit umfassender, wahrer Sinn, seine Wirkungen und Gewahrnehmungen von sehr verschiedener Art, und vermischen und verbinden sich sehr gern mit allerlei andern Vorstellungen.

Das Gefül verschafft uns Bewußtsein von dem Zustande unsers Körpers, den Veränderungen aller Nerven (denn alle, sie mögen einem Sinne dienen, welchem sie wollen, sind auch des Gefüles fähig) sie mögen von einem äussern Eindrucke gewirkt sein oder sich im Körper selbst gründen z. B. Frost, Hitze, Krampf; Kützel, Stechen, Erwärmen, Brennen.

Das Gefül aber zeugt auch von Formen, und gibt also Vorstellungen, welche objektives Wohlgefallen oder Misfallen erregen, so wie jene Gewahrnehmungen unseres Zustandes, unserer Nervenveränderungen subjektiv angenehm oder unangenehm sind, und beide auch, wenn sie nicht durch Nebenbegriffe unterstützt werden, zuweilen ganz oder größten Theils gleichgiltig sein können.

Bei dem Gefüle muß man also unterscheiden die Vorstellungen, welche wir vermittels desselben von Gegenständen erlangen — das objektive, und die Gewahrnehmungen unseres Zustandes, welche sich blos auf den Eindruck im Organe beziehen — das subjektive. Jenes gibt Beschäftigung dem Geiste, ist menschlicher Vorzug, und läßt sich auf Grund und Theorie zurückführen. Dieses ist blos thierisches Bewußtsein des Körperzustandes, sein letzter Grund angemessene oder unproportionirte Reizung des Nervengewebes z. B. angenehme Erwärmung, Kützel; Krampf, Gicht, Brennen.

Wir fülen Körper: den Grad ihres Widerstandes beim Eindrucke auf unser berührendes Organ (z. B. Härte, Weiche), die äussere Form, welche Vorstellung vom Körper gibt, mit den feinsten Bestimmungen derselben im kleinen (z. B. Rauheit, Glätte), und die Zusammensetzungen aus beiden (z. B. weiche Glätte: Zartheit).

Jeder Theil unseres Körpers, welcher mit Nerven versehen ist, kann subjektive Veränderungen fülen. z. B. Reiben an einer rauhen Oberfläche wirkt eine unangenehme Erschütterung in jeder Nerve, so wie Berührung eines

zarten

zarten oder sanfte Bewegung über einen glatten Körper gelind und angenehm die Nerven bewegt. — Zur Erforschung der Form aber, zur deutlichen Vorstellung der Körper bedienen wir uns hauptsächlich der Hände, der geschäftigen Diener des Geistes, welche die Natur uns gab als Werkzeuge der Kunst, zum Zeichen und Schutze unserer irdischen Oberherrschaft, gemacht Form zu befassen und Form zu bilden.

Die sanft abgerundete Form gleitet leise und schonend über die Oberfläche unseres Körpers und thut jeder Nerve besser als das ungestümme Reissen und Wülen der spiztigten und eckigten. Keiner Nerve also ist Form gleichgiltig, denn Form ist im grossen, was wir im kleinen Rauheit und Glätte nennen. Aber um Bild, deutliche, bleibende Vorstellung einer Form, eines Körpers der Seele zu geben, umschlingen oder überfülen wir ihn mit unsern Händen. Nur sie sind gelenk und biegsam, jeder Bewegung sich anzuschmiegen, jede Tiefe und Unebene zu durchtasten. Wenn auch einige Menschen als Ausnahmen mit dem Rücken oder andern Theilen Münzen u. dgl. unterscheiden, so ist das immer selten, unbehilflich und

dürf=

dürftig. Es mag ihnen wenig helfen bei grösseren, unbekannten Formen, und wer weiß, wie weit sie es ohne Hilfe der Hände selbst in ihrer Kunst gebracht hätten?

Das eigentliche blos sinnlich angenehme und unangenehme, welches Formen für das körperliche Gefül haben, ist der sanfte Reiz und die zerreissende Erschütterung, welche in den Nerven erregt werden durch das gelinde Hinschleichen des gerundeten und das ungleiche Hinstürmen des Eckigten — ganz ähnlich dem Eindrucke des Rauhen und Glatten.

Alles übrige Gefallende der Formen, Reiz, Zauber und Häßlichkeit derselben ist Wirkung der Vorstellungen der Formen mit ihren Nebenvorstellungen, nicht des Nervengefüls: geistiges, nicht blos körperliches Wohlgefallen. Nur hat man bei Untersuchungen darüber, wie billig, das Gefül immer vor Augen, und beurtheilt nach diesem Gesichtspunkte, weil wir dem Gefülssinne die Vorstellung von Form verdanken und seine Gesetze uns also im Urtheile leiten müssen.

In Ansehung der Art und Ursache des Wohlgefallens und Misfallens unterscheidet Sulzer

drei

drei Gattungen von Formen: „solche, die eine blos körperliche Schönheit haben; solche, in denen körperliche Schönheit mit Schicklichkeit und Tüchtigkeit verbunden ist; und endlich solche, in denen auſſer der körperlichen Schönheit und Schicklichkeit auch sittliche Kraft liegt.„

Von vielen Körpern kennen wir ihren Zweck und Gebrauch nicht, welche sie zu einer gewissen Form bestimmen möchten, oder wir nehmen einmal keine Rücksicht darauf, betrachten blos die Form für sich: und doch hat eine Form vor der andern unsern Beifall, erregt wenigstens öfters einen geringen Grad von Wohlgefallen, wenn auch schon die Theilnahme ziemlich schwach ist.

Hier ist also blos Gefallen der Körperform, körperliche Schönheit, ohne interessirende Zweckmässigkeit und belebenden Geist — der rohe Keim zur schönen Form, der Beifall kalt und kurz. z. B. Kugel, Würfel, Vieleck mit unbestimmbaren, ungleichen Seiten und Spitzen. Wenn wir hier nicht auf Gebrauch und Standort sehen (denn als Kopf eines Menschen oder Thiers z. B. können Kugel oder Würfel äusserst häßlich sein) mögen jene mehr gefallen, weil

sich eher Regel und nach dieser Ordnung denken läßt, sie daher leichter vorzustellen sind, und Kunst und Wahl, wenn sie zu verfertigen wären, vorauszusetzen scheinen. Die Kugel hat ein gewisses Ansehen der Vollendung, eine feste Bestimmtheit, die Wurf und Ungefähr nicht wohl erreichen mögen. Wenn wir also auch keinen Zweck solcher Formen wissen, so läßt sich doch die Einrichtung einiger so bestimmt übersehen, daß sich Regel und Begriff, also nicht Zufall, sondern Geschicklichkeit und Absicht als Ursache davon aufzudringen scheinen.

Wo Form Mittel ist zum Zwecke des Körpers, da gefällt sie als zweckmässig; was in ihr den Zweck zu stören scheint, misfällt, der Körper mag Kunstwerk oder Naturbildung, Organon des mechanischen oder thierischen Lebens sein. So misfällt z. B. die kunstreichste, durch Regel und Geschicklichkeit beliebteste Form, wenn sie angebracht ist, wo sie Zweck stört: die schönste Säule, die am unrechten Orte steht, nicht trägt, was sie tragen soll, das kunstreichste Gebäude, welches dem Bewohner Unbequemlichkeit androhet. So misfallen Krüp-

pel und verstümmelte unter Thieren und Menschen: der körperliche Mangel versagt Gewandtheit, Stärke, Gesundheit u. dgl. die Zwecke des thierischen Körpers, durch die er gefällt. Man vertausche die Glieder von Thieren, die zu verschiedenem Berufe gebildet sind, und es entsteht misfällige Disharmonie. Was wäre z. B. der streitbaren Kraft des Rosses der geschmeidige, flüchtige Schenkel des Hirsches? —

Wird endlich die belebte Form Organon des vernünftigen Lebens, Schleier des Gemüths, Werkstätte des denkenden Geistes, Ausdruck des Wollens und Begehrens: so gefällt sie auch als Abdruck innerer Vollkommenheit. Gottes Hauch, der sie belebt, umwehet mit heiligem Entzücken jeden, der sich nahet. Ihr Reiz ist höherer Reiz eines Genius, der unter irdischen Gestalten wandelt.

Diese geistige Schönheit der Form ist vertheilt eingewebt den thierischen Bildungen mehr und weniger, wie sie zur menschlichen Form aufsteigen, in der sich der rohe Keim niederer Organisationen in der edelsten Blüte entfaltet — das schönste Gebilde irdischer Formen, worüber die Natur ihr segnendes Füllhorn ergoß, den

Körper zum edelsten Leben formte, so wie er Organon der Vernunft und Freiheit sein sollte. In der schönsten Harmonie verband die Bildnerinn die zerstreuten Vorzüge der thierischen Schöpfung, und veredelte sie zum Menschen --- dem Mikrokosmus, womit sie ihre irdischen Bildungen krönte. —

Daß in Formen, welche als Ausdruck des Geistigen gefallen, auch jene beiden geringern Arten von Schönheiten der Form sich vereinigen, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Da aber keine Gewahrnehmung oder Vorstellung ganz isolirt zu sein pflegt, so ist es auch nicht schwer zu begreiffen, wie die durch Gewohnheit von Jugend auf uns geläuffigen Begriffe von belebten und geistreichen Bildungen in die Beurtheilung selbst der geringsten Klasse von Formen Einfluß haben können. Das roheste Gebilde, bei dem wir keine Spur von Leben noch einige Kenntniß von Zweck haben, mag sich doch in etwas einer der unzälichen absichtlichen und lebenden Formen nähern, und sollte auch nur unsere Einbildung ihr den Schein von Aehnlichkeit und Ausdruck anhauchen. Das roheste Steingewebe mag also doch immer zu etwas gut zu

sein

sein scheinen, wenn auch dieß sein Zweck nicht ist, noch kaum sein kann. Man höre nur z. B. das Wohlgefallen und die Beurtheilungen der Kinder bei solchen Gelegenheiten: alles wissen sie zu brauchen. —

Bei den Formen ist der Masstab des Wohlgefallens: der Grad der Zweckmässigkeit und Regel und der Werth des Zweckes selbst, mit dem sie harmoniren. So gefällt z. B. diejenige menschliche Bildung am besten, welche höchste Fähigkeit zu den körperlichen Verrichtungen und die edelsten Gaben des innern Menschen ausdrückt.

V. Kapitel.

Gesicht.

Das Element des Gesichts ist Licht, des Auges Finger der Lichtstral, womit es Himmel umspannet und Sterne betastet. Kein Sinn überblickt und umfasset auf einmal so viel oder so schnell mit Deutlichkeit als das Gesicht — der klare, ordnende Sinn der Erkenntniß.

Gegenstand des Sehens ist die Verschiedenheit, Eigenschaft des Lichts: Farbe, und was sich in Farbe hüllet und kleidet, durch Farbe darstellt, ausdrückt und anzeigt von äusserm und innerem Karakter.

Licht, es sei was und wie es wolle, bleibt immer berührender Körper, wirkt als solcher auf das reizbare Gefül der Augennerven, und thut auch so schon wohl und weh, nachdem es stärker oder schwächer auf stärkeres oder schwächeres Organ wirkt. Das Auge sieht nicht, es fült mit schmerzender Betäubung den einstürmenden Lichtstrom, der plözlich in die gefülloſe Dunkelheit stürzt: wie mehr noch das kranke, schwache Auge! — Farben und Grade des Lichts sind also dem Auge mehr und weniger angenehm, nachdem die Reizung der Nerven, welche durch ihren Eindruck verursacht wird, dem Auge überhaupt oder seinem gegenwärtigen Zustande mehr oder weniger angemessen ist. So behagt z. B. überhaupt und besonders schwächeren, verletzten Nerven vor andern der Eindruck des Grünen. Kinder von gesunden Organen und reger sinnlicher Thätigkeit lieben daher auch schon in dieser Rücksicht glänzende

und lebhafte (z. B. rothe) Farben, so wie im neuen Leben des Kindes Sinn und Auge so gleich gefesselt wird vom Lichte, dem Bilde des Lebens.

Betrachtet man das Licht nicht nach seinem gefülten Eindrucke im Auge; sondern als Medium des eigentlichen Sehens, so ist das Licht im allgemeinen angenehm. Licht ist Leben, ohne dasselbe der Gesichtssinn todt, mit ihm und durch dasselbe kömmt Fülle von Vorstellungen, reiche Quelle von Beschäftigung und Unterhaltung, um so mehr, nachdem Grad und Vertheilung des Lichtes die Gegenstände vortheilhafter und ohne Blendung zeigen. Ob wohl aber Licht als unersetzbare Quelle von Vorstellungen nothwendig jedem Quelle von Licht ist: so ist doch nicht gleicher Grad von Licht jedem willkommen, so wie einer vor dem andern oder nach seiner bestimmten Lage und Gemüthsstimmung und auch schon nach seiner sinnlichen Anlage und Organisation mehr oder lebhaftere sinnliche Bilder und Vorstellungen liebt. Zuweilen wollen wir mehr von aussen unterhalten, zuweilen ungestört in unsern Betrachtungen sein, zuweilen liebt die muntere Seele Leben, Helle, zuweilen

die Schwermuth dürstere Schatten. Selbst der trübe Wolkenhimmel ist dieser oft lieber als der lachendste Frühlingstag; so gegründet die Bemerkung auch bleibt, daß der heitere Blick der Sonne den Menschen (wenn Vorliebe zu seiner Schwermuth es nicht hindert) belebt und aufheitert, wenn auch heitere Witterung ein schöner Tag — sonst keinen Einfluß in unsern Körper hätte. —

Da nun Farben auch Grade von Licht und Leben sind, so richtet sich nach dieser Regel auch das Wohlgefallen an gewissen Farben, wenn man sie an sich blos als Farben betrachtet ohne Rücksicht auf das, was sie ausdrücken oder welche Gegenstände sie bekleiden. Der eine liebt dunkle, düstre, der andere stille, nicht finstre noch blendende Farben, und andere lebhafte Leute lieben deßwegen helle, glänzende Farben, volles Licht, Geräusch, sinnliches Leben.

So wie also auf diese Art Farben an sich betrachtet gewählt und schön genannt werden: so begreifft sich auch Harmonie der Farben, wie eine Verbindung und Abstufung von Farben dem Auge vorzüglich wohlthun und gefallen möge.

Wegen ihres verschiedenen Lichts und Lebens und dessen was Farben zu bekleiden und anzudeuten pflegen, bleibt daher nicht leicht eine Farbe ohne bestimmten Karakter und sittliche Bedeutung durch Beziehung und Aehnlichkeit mit sittlichen Vorstellungen und Bestimmungen, wornach sie also nebst ihrem sinnlichen noch einen Werth und Rang bei diesem und jenem bekommen. Das liebliche Rosenroth, der Finger des jungen Tages, die Wange der jugendlichen Schamhaftigkeit; das reine unbefleckte Weiß der Unschuld; Schwarz ist gänzlicher Mangel an Licht, Nacht, Tod, Trauer; Hochroth Pracht, weit sichtbar und gebietend, Purpur der Könige; heiter und still das wind- und wolkenfreie Blau des Himmels wie die freundliche Bescheidenheit der sanften Tugend; grün der Schos der Natur wohlthuend, voll Frucht und segnender Hoffnung; gelb ist die Sonne und das kostbarste Metall, Glanz, Reichthum.

Wenn Farben bestimmte Gegenstände in der Natur oder Kunst bekleiden und dem Auge darstellen, so kömmt es darauf an, ob die Gegenstände in ihrer Art und Bestimmung eine ge-

wisse Art von Farbe fordern und zu haben pfle-
gen oder nicht.

In jenem Falle gefallen Farben nach ihrer Schicklichkeit, wie sie genauer den natürlichen Karakter und die Vollkommenheit des Gegenstandes ausdrücken oder andeuten. Es wird also nach der bekannten Bestimmung des Gegenstandes geurtheilt. Ist aber die Farbe eines Gegenstandes nicht durch seine Natur bestimmt, so wird ihre Wahl und Schönheit so wie ihre Bestimmung festgesezt von dem Geschmacke und der Willkür des beurtheilenden Subjektes. So gefällt z. B. in erster Rücksicht die Farbe der Gesundheit und des Lebens beim Menschen, die weder auf Schwächung noch schmuzige Roheit deutet; und nur allenfalls sehr feine Leute ziehen den Ausdruck der Schwäche und Kränklichkeit vor, weil ihnen der Wohlstand nicht erlaubt, stark und gesund zu sein wie jeder gemeine Mensch, oder weil ihre Lebensweise dieses nicht zuläßt, und sie ihre Mängel gerne zur Mode machen. — Die Farbe eines Kleides hingegen wählt und beurtheilt jeder nach seinem Karakter und Geschmacke nach obigen Grundsäzen,

wie einer z.] B. Pracht, Stille u. dgl. liebt, unbemerkt oder angegafft sein will u. s. w.

Eben dieses hat statt, wenn Naturgegenstände einer Art mehrere Farben zulassen und zu haben pflegen. z. B. manche Blumen, Pferde u. dgl. wo nicht Schicklichkeit den Vorzug einer Farbe bestimmt, da mehrere Farben dieser Art von Dingen zukommen; sondern (wenn die Gegenstände sonst gleichen Werth haben) der Beurtheiler sich in seiner Wahl nach den Farben richtet.

So wie übrigens die ächten Farben des Regenbogens und spaltenden Prismas am besten gefallen als Ideal der Farben und reinstes, natürliches Licht, so gefallen unter den Graden der Farben (an sich betrachtet) die reinsten d. i. welche der Farbe des Lichtstrales sich am meisten nähern, am besten z. B. das schmutzige Roth und Scharlachroth, das feine blau eines seidenen und das unreine eines groben wollenen Zeuges.

Das Auge sieht Figuren in verschiedenem Schatten und Lichte und was dadurch vorstellbar ist. Und hier umschlingen sich Gesicht und Gefül in dem angenehmsten schwesterlichen Bun-

de. Unmittelbar gehören Formen eigenthümlich fürs Gefül, so wie Farben dem Gesichte. Jeder beider Sinne hat also sein eigenes Gebiet; Figur aber verbindet beide. Figur ist Grenze der Farbe, Form solide Figur nach allen Richtungen. Das Auge sieht unmittelbar nicht Form, nur Figur, bemalte Fläche. Ihm ist die Welt Fabentafel, Mischung von Schatten und Licht. Aber das Gesicht schließt auf Form, und dieser gewöhnte Schluß wird so geläuffig, daß wir Sehen von Folgern nicht mehr unterscheiden. Die Form modifizirt und bestimmt nämlich Schatten und Licht der Farben, und eine gewisse Vertheilung von Schatten und Licht deutet uns also gewisse Formen an. Und daher lassen wir uns selbst durch Darstellungen auf ebenen Flächen, durch Gemälde täuschen, und halten sie für körperliche Formen: ein Beispiel für beides, daß wir Formen nicht sehen, sondern Flächen; daß aber das Gesicht auf Formen schließt, welche Schatten und Licht andeuten, und wie durch Gewohnheit das schnellere Gesicht oft die Stelle des langsamern Gefüls vertritt. So verspricht das Gesicht dem Gefüle eine gewisse Beschaffenheit der Oberfläche: Zart,

Glatt,

Glat, rauh, rund, eckigt, ꝛc. Und wegen des daher erwarteten Gefülseindrucks gefällt oder misfällt der Gegenstand oft beim ersten Anblicke: so wie dem Blicke des esslustigen die Speise und so vieles wegen seiner erwarteten Folgen und Nebenvorstellungen gefällt oder misfällt.

In so weit das Gesicht Vorstellungen von Figuren liefert und sich dem Gefüle anschließt, in so weit läßt sich das auf das Wohlgefallen und Misfallen der Gesichtsvorstellungen, auf sichtbare Schönheit anwenden, was von dem Gefallen der Formen gesagt worden ist.

So wie das Vergnügen an Formen und sichtbarer Schönheit einen Vorrath von Vorstellungen und einige Vergleichung voraussetzt: so ist dieses ein Vorrecht des Menschen vor Thieren, welche ausser der vorübergehenden Nervenveränderung ziemlich gleichgiltig scheinen gegen Formen und sichtbare Bilder, nur daß sie etwa die freundliche Miene ihres Herrn mehr lieben als sein drohendes Gesicht. Auch Kinder zeigen kein solches Wohlgefallen an Schönheit und Proportion der Figuren, die uns durch Gewohnheit und Nebenvorstellungen lieb wird als Ausdruck der Vollkommenheit durch Form und sicht-

bare Aeusserung. Nur interessiren sie der Grad des Lichtes, bunter Farbenreichthum, sichtbare Objekte, welche ihnen andern Genuß verspre-chen, wie bei Thieren, und der ihnen bekannte Ausdruck von Gemüthsbewegungen auf dem Ge-sichte von Personen, an denen sie Theil nehmen.

Ungebildete Völker sind hierinn, wie im übrigen den Kindern ähnlich, und der Masstab der Beurtheilung und des Wohlgefallens wird bestimmt durch den Grad von Kultur, Geistes-bildung und Karakter, wie aus obigem folgt.

VI. Kapitel.

Gehör.

Die Natur tönt dem Menschen von allen Sei-ten entgegen: lebend und leblos, das Säusseln des Windes, das Geheul des Sturmes, das Murmeln der Quelle, der singende Vogel und brüllende Stier.

Das stärkere Gefül des Menschen wird Ton: beim Kinde, wie beim begeisterten Sän-ger. --- Der Mensch denket in Tönen, empfängt Begriffe in Tönen, theilt sich mit in Tönen. Was den Menschen zum Menschen ziehet, er-

scheinet in Tönen. Gehör ist der natürliche Sinn der Mittheilung und Sympathie: der verständlichsten Deutlichkeit empfänglich bei der artikulirten Rede, der rührendsten Lebhaftigkeit beim hinreissenden Strome ausbrechenden Gefüls

So wie innige Empfindung und Laut eng durch die Natur verbunden sind, welche der Empfindung zu tönen gebot, so ist dem Thiere und Menschen Ton Zeichen, Sprache der Empfindung. Sie verstehen diese Sprache ihrer Art von Natur ohne Vorbegriffe und Studium. Gehör des Lautes ist ihnen Gefül der lautenden Empfindung.

Auch der unerfahrne, rohe Mensch kennt die Hauptstämme tönender Gefüle, verbindet mit Tönen so manchfaltige eigne Empfindungen und Vorstellungen, daß nicht leicht ein Ton seine Seele trifft, ohne eine erwachende Reihe in Bewegung zu setzen, und so auf seinen innern Zustand zu wirken. Auch das Kind (und der rohe Mensch ist Kind) bezeichnet die Dinge nach ihrem Getöne, und unterscheidet bald den Ton der Empfindung z. B. der weinenden Mutter: denn auch in ihm tönt das Gefül. Es weint eher, als es denkt.

So wie also Ton der verständlichste, innigste Naturausdruck des Gefüls ist, so ist er auch der mächtigste und rührendste dem Gefüle. Natur ists, nicht Absicht und Künstelei, daß heftige Gefüle der Seele tönend entstürzen; und Natur ists, daß der stürzende Strom mit sich fortreisst, wen er erreicht. Die Seele bemühet sich nicht hörbar zu werden, will oft den Ausbruch des lautes ersticken, und vermags kaum durch Uebung. Der Schmerz seufzt und tönt auch einsam, ohne Hoffnung geselliger Hilfe. Hörbare Darstellung des innern Zustandes, der ausbrechenden Empfindung ist daher, so wie die natürlichste und wahrste, also die wirksamste.

Was aus dem Herzen kömmt, gehet in das Herz des Menschen. Kein Ton ist daher von Natur ganz ohne Bedeutung und Wirkung, kein Ton der Empfindung ohne Kraft; aber freilich nur der Ton, der Empfindung tönt, reget Ton der Empfindung im gleichbesaiteten Herzen des Hörenden. Was nicht Empfindung tönt, ist Schellenklang, ruft aber zieht nicht. --

Gleichwie die Seele ihre Vorstellungen und Empfindungen in Tönen äussert, mit Tönen verbindet: so erwecken und wirken auch wieder

Töne Vorstellungen und Empfindungen, und haben so Kraft das Gemüth zu rühren, und sind mit Interesse und Vergnügen verbunden. —

Bei dem allen Menschen so gemeinen und wichtigen Vergnügen aus dem Gehöre lassen sich aber einige unterschiedene Gründe bemerken, und dieses Vergnügen ergreifft uns daher so heftig, erfüllet den ganzen Menschen, weil oft gleichsam alle Quellen des Vergnügens geöffnet werden.

Alles hörbare, jeder Schall gibt den Nerven des Gehörorgans einen Eindruck, und kann durch diese schnell verbreitete Erschütterung eine (nach der Art und Stärke des Eindrucks) heilsame oder widerliche Bewegung in dem Nervensysteme erregen. So kennt z. B. jeder die Wirkungen eines durchdringenden Schreies, das (besonders manchen Menschen) so unausstehliche Kritzeln und Knarren auf Glas und Metall u. dgl. m. wodurch oft im ganzen Körper ein erschütterndes Zucken erregt werden ann: es geht (wie man zu sagen pflegt) durch Mark und Bein. Und so läßt sich schon eine dem Nervensysteme wohlthuende oder widerliche Verbindung zugleich hörbarer oder auf einander folgender Töne, Harmonie und Disharmonie begreifs

fen: wie auch dem Geschmacke, Geruche und Gesichte gewisse Mischungen auf einander folgender oder gleichzeitiger Eindrücke vor andern angenehm oder zuwider sind.

So wie ferner das Licht der Seele eine sinnliche Ideenbeschäfftigung, Unterhaltung gibt, so auch das Hörbare, Getöne. Die Töne und Tonverbindungen sind deßwegen angenehm, wenn sie dem Menschen (und ins besondere nach seiner jedesmaligen Gemüthslage) eine angemeßene Beschäftigung und Unterhaltung geben. Das Tongebilde, welches die Seele umfassen und beschauen soll, bestehet aus mehreren zugleich und nach einander ihr vorschwebenden Gliedern, die im Augenblicke des Entstehens verschwinden und nur im erinnernden Bewußtsein der Seele fortdauern. Alle Eindrücke, Vorstellungen und Veränderungen jeder Art, welche die Seele mit Unterhaltung und ohne ermüdende Anstrengung oder erschütternde Sprünge zugleich oder unmittelbar nach einander übersehen und umfassen soll, müssen aber nothwendig ein gewisses Verhältniß zu einander haben, welches durch die Wirksamkeit des Menschen überhaupt und noch besonders in jedem Falle durch den Grad und die

Art von Thätigkeit, welche die Seele jedesmal fodert, bestimmt wird. Haben nur Töne diesen Grad und Gehalt und in ihrer Verbindung solche Verhältnisse, die dem gegenwärtigen Gemüthszustande angemessen sind, so gewähren sie nebst den wohlthätigen Wirkungen auf das Nervensystem auch noch der Seele Vergnügen der Unterhaltung. So wiegt z. B. das einlautige Gemurmel der Quelle unsere Indolenz sanft ein, und ist ihr angenehm auch ohne Rücksicht der zufälligen Nebenideen, die es erwecken mag. Kein Laut ist zu stark, und die Verhältnisse so gleichförmig, daß die Seele nie erschüttert, nicht plötzlich gehoben wird und dann wieder stürzt, sie wird nicht rasch fortgerissen in Wirbel ermüdender Geschäftigkeit; sondern leise erinnert des Lebens, hat Bewußtsein durch jeden Laut, aber bei einem wie beim andern, daß nichts ihr Uebersicht und Mühe zumuthet, nichts an Geschäftigkeit sie erinnert, zu der sie erschlafft ist: ganz wie es der will, den Ermüdung oder Trägheit neben der Quelle hinstreckt, der nicht erschüttert, nur eingelullt sein mag.

Nach dieser eigenthümlichen Beschäftigung, welche Töne und Tonverbindungen geben, erhalten sie natürlich und leicht einen bestimmten

Karakter wie die Farben, z. B. das ermunternde, aufschütternde Getöse der Kriegsmusik, Pauke und Trompete sind pralend und Pracht wie Scharlachroth. Noch mehr wird ihr Karakter und Interesse bestimmt durch das, was sie so wohl in der leblosen als besonders in der lebenden und menschlichen Natur zu begleiten, anzudeuten und auszudrücken pflegen. z. B. starkes Getöse giebt lebhafte Beschäftigung, ist Stimme des Sturmes, mächtiger Thiere und der menschlichen Heftigkeit.

Auf dieses Karakteristische der Töne, auf dieses grosse Gesetz, daß sie als natürliche Zeichen für sich oder in ihrer Zusammensetzung einen gewissen Zustand ausdrücken und dadurch interessante Empfindungen erwecken, gründet sich die ungemessene Macht der Töne, worinn sie gewöhnlich noch durch Beigesellung unzäliger Nebenvorstellungen unterstützt werden. Die Kraft und Wirksamkeit der verschiedenen Arten von Tönen und Klang richtet sich daher nach ihrer Aehnlichkeit mit der Stimme des Menschen, welche durch Kunst und Instrumente unterstützet und begleitet wird, aber Muster und Leiterinn ist jeder Unternehmung der Kunst.

Und

Und daher Gesang die älteste und menschlichste Musik: er gibt Bildung dem Kinde und Wilden, Muth dem Helden, ist Lohn und Denkmal dem Verdienste und Opfer Gotte!

Wenn also Töne uns bezaubern sollen, wie sie uns bezaubern können, so müssen sie Töne der Empfindung sein, angenehme oder gemischte Empfindungen, einen interessanten Gemüthszustand erwecken. Und die Töne der Empfindung müssen so verbunden sein, wie Empfindungen sich in der Seele vertragen, wie das Gemüth aus einem Zustande in den andern überzugehen pflegt und vermag, ohne Widerspruch und Lücke der Empfindung, ohne zerrissen oder hin und her geschleudert zu werden.

Sind so Töne, was sie sein können, wer kennt dann nicht die Macht ihrer Bezauberung? Die entzückte Seele schwebt auf zum Himmel der Seeligen, vereinigt sich mit ihren abwesenden und entschlummerten Lieben; zerfließt in sanften Gefülen träumender Sehnsucht; süsse Schwermuth, hohe, schwärmende Andacht umwehen uns mit heiliger Erhebung. Und wen durchglühet nicht hoher, aufopfernder Heroismus? Gefül, was wir sollen und ver-

mögen? unsere Kraft ist gespannt wie ein Bogen, und treibt uns unruhig zu Handlung und That! —

Ist endlich ins besondere das Tongebilde Kunstwerk, so gefällt noch nebst dem in ihm die Kunst. Jeder Kenner, der die Schwierigkeit und genaue Beobachtung der Kunstregeln darinn erkennt, bewundert die Geschicklichkeit des Tonsetzers und ausführenden Tonkünstlers.

Dieses Vergnügen ist aber nur für den Kenner — Kunstschönheit, Kunstinteresse; jenes für den fülenden, sympathisirenden Menschen — Naturinteresse, Naturschönheit. Und in so fern der Künstler sich oft mehr angelegen sein läßt, seine Geschicklichkeit und Fertigkeit glänzen zu lassen, und daher der Bewunderung der Kunst nicht selten den grossen Zweck der Kunst, das Vergnügen des Naturgefüls aufopfert: darf man sich wohl über die ziemlich gewöhnliche Beobachtung nicht wundern, daß in sehr gepriesenen Tonstücken berühmter Meister oft Langweil statt Vergnügens herrscht und nur Bewunderung der Geschicklichkeit einiges Interesse für die Enthusiasten der Kunst hat.

VII. Kapitel.

Vergnügen des Verstandes.

Aus dem zeitherigen begreifft sich schon, daß beim Menschen nicht leicht blos Sinnlichkeit wirke, daß Verstand und Vernunft sich fast in jede Vergnügungen mischen: leicht wird aus Gefül Gedanke, Begriff, Schluß, Vorhersehung. Denn da weder Geist noch Körper je ganz müssig ist, da sie nicht neben, sondern mit einander in dem engsten Einflusse wirken, so wird das geistige durch das thierisch sinnliche, und dieses durch jenes bestimmt und eingeschränkt. Und so mischt sich die Mittelart der Wirksamkeit zwischen Geist und Thier: Wirkungsart, Standort des Menschen.

Der Mensch soll in allem Mensch sein, nicht zum Thiere sich herabsenken, sonst bleibt der Geist leer, und um nicht müssig zu sein, wird er Kuppler der Sinne, zerstört den Körper durch seine Erfindungskraft, und treibt ihn umher nach Unterhaltung, die dieser nicht zu geben vermag. Noch kann er unter reinen Geistern zu wandeln sich aufschwingen: zu diesem

Adel hat er noch nicht Verdienst, muß sich das zu bilden, reinigen.

Daher ist der Verstand des Menschen nicht einsam und abgesöndert, nicht müssiger Zuschauer, sondern reg und geschäftig, an allem Theil zu nehmen und mitzuwirken. Und so ist der Verstand reiche Quelle des Vergnügens durch seine eigenthümlichen Beschäftigungen in seiner Sphäre höherer Vorstellungen und durch Theilnahme an dem Sinnlichen, durch das für den Menschen interessante und unterhaltende, welches er in den sinnlichen Vorstellungen entdeckt. Zweckmässigkeit, Kraftaufwand, sittliche Güte sieht der Verstand, nicht die Sinne, und freuet sich ihrer. ---

Eine nutzbare, kunstreiche Maschine, eine nette Demonstration, eine reine Theorie, kolossalische Werke, die Kinder der Riesen --- wie angenehm erfüllen sie den Geist! --- --- Seelenerhebend ist die Bewunderung des hohen Heldensinnes, wenn unser Blick an Fingals unverstümmelter Menschheit aufschwindelt! --- Selbst im Räuber und Eroberer gefällt Kraft und Unternehmungsgeist. --- Und wenn uns das sanfte Licht der Tugend anstralet, wenn

sich

sich die Seele erweitert im grossen Ueberblicke der Natur, wenn der Verstand anbetend sich erhebet zu dem, den nicht Tempel noch Sprache fasst! — das ist Lust, Menschheit ehrende Wollust, ahndendes Vorgefül reiner Seligkeit; dazu ist uns Verstand gegeben. —

Dem Verstande gefällt der Verstand: Zweckmässigkeit, Vollkommenheit, Werth, Kraft: moralisch, psychologisch, physisch, oder politisch, und was davon zeugt, Wirkung oder Ursache davon ist.

Erreichung des Zweckes gefällt immer, selbst wenn der Zweck nichts taugt. Wer Schwierigkeiten nicht achtete, und seinen nichtswürdigen Zweck zu erreichen wußte, hätte auch gute nüzliche Absichten durchsezen können, wenn er gewollt hätte. Sein Vermögen, seine Kraft, Anlage ist gut, hat Werth, ist zweckmässig, Vollkommenheit, wenn er sie schon misbraucht zum unrechten untergeschobenen Zwecke. Hat aber auch der Zweck Werth, so steigt das Vergnügen nach dem Werthe des Zweckes, und der zweckmässigen Kühnheit der Mittel, nachdem mehr oder weniger Hinderniſſe zu überwinden sind und geschickt bekämft werden.

Nebst dem Ideale der Vollkommenheit, Gott, und seinem Werke, der Welt, gefallen also edle Handlungen, moralischer Werth. Und da Anlage, Kraft jeder Art zweckmäßig, Mittel eines möglichen guten Zweckes sind, so gefällt alles, was diese ausdrücket oder anzeigt. Produkte des Genies, Erfindungen, kühne Unternehmungen, mächtige Revolutionen, die nur ein grosser Geist denken und ausführen konnte; ungeheure Werke, die Zeit und Stürmen trotzen, Pyramiden, Steinlasten und Mauern, die Bilder der Riesenkraft sind immer dem Geiste ein herrlicher Anblick. Pracht, Aufwand (an sich betrachtet ohne die Folgen, die sie haben mögen) gefallen, auch da, wo sie geschmacklos und den Sinnen gar nicht angenehm sind, als Zeichen des Ranges, Reichthums, Vermögens (politischer Kraft), welche an ihrer Stelle Einfluß und zweckmässige Wirksamkeit versprechen.

So wie also dem Verstande Vollkommenheit, Zweckmässigkeit, Kraft, Realität gefällt, so misfällt ihm Unvollkommenheit, Unzweckmässigkeit, Mangel, Einschränkung. Wenn also etwas, was anderswo zweckmässig ist, den

bes

bestimmten Zweck von etwas hindert, der Bestimmung eines Dinges zuwider ist, so misfällt es hier, wie es für Unvollkommenheit erkannt wird.

Wohlgefallen und Billigung des Verstandes gründet sich also auch Uebereinstimmung, Zweckmässigkeit, Wahrheit: jedes muß sein, was es sein soll oder scheint.

Obwohl aber die Unvollkommenheit eines Gegenstandes nie unsern Beifall haben kann, sondern Misfallen an der Sache (objektives Misfallen) erregt; so beschäftigen wir doch durch Aufsuchung, Vorstellung und Misbilligung der Unvollkommenheit unsern Geist: die Vorstellungen, die wir dadurch erhalten, sind in unserm Geiste (subjektiv) etwas wirkliches, Vollkommenheit. Und diese Unterhaltung, diese Aeusserung unserer Seelenkräfte, unserer Vollkommenheit ist uns angenehm, wie uns jedes Wahre und Vollkommene angenehm ist. Und so erregt (wie Moses Mendelssohn auseinander gesetzt hat) „das Unvollkommene, Böse und Mangelhafte „allezeit eine vermischte Empfindung, die aus „einem Misfallen an dem Gegenstande und aus „dem Wohlgefallen an der Vorstellung zusammengesetzt ist. Im ganzen betrachtet, „ wird

R III V

„eine

„eine solche Vorstellung angenehm oder unan-
„genehm sein, je nachdem die Beziehung auf
„den Gegenstand oder die Beziehung auf uns
„überwiegt, die herrschende wird, und die an-
„dere verdunkelt, oder gar unterdrückt."

So ist das Mitleiden eine gemischte Empfindung, wir unterhalten uns gern von unglücklichen Begebenheiten oder sittlichen Gebrechen anderer, wenn wir nicht zu nahen Antheil an der Person nehmen: und daher haben rohe Gemüther um so leichter an wilden Schauspielen angenehme Unterhaltung, als ihr Mitgefül stumpf und todt ist. Um so mehr aber beschäftigt sich selbst der Theilnehmende mit Szenen sittlicher oder physischer Unvollkommenheiten, wenn die Hauptperson durch Geschicklichkeit, Kraft des Widerstandes u. dgl. auch Vollkommenheit zeigt, z. B. der Leidende, welcher sein Elend mit Würde trägt, die verführte Unschuld, welche im Fallen noch kämpft, der geschickte Fechter ꝛc.

VIII. Kapitel.

Vergnügen der Einbildungskraft.

Die Zauberinn Einbildungskraft ist nicht zufrieden mit dem, was die Gegenwart gibt. Sie ruft die Vergangenheit aus dem Grabe zurück, verändert das gegebene, und schafft neue Bilder, neue Quellen der Lust.

Die Macht der Einbildungskraft, ihren Einfluß in unsere Vergnügungen erfährt jeder stündlich. Wem sie hold ist, der bildet sich seine eigene Welt. Sie gibt alles, was uns sonst abgeht. Sie ist die Mutter der Künste und aller grossen Unternehmungen. Alles, was je die Menschheit beglückte, und je die Menschheit schreckte oder verwüstete, ist Werk ihrer Macht. Denn sie gibt Erfindung, Wärme, Begeisterung, Schwärmerei und Sporn der Thätigkeit.

Wenn wir etwas sehen, hören und auf irgend eine Art empfinden, wenn der Verstand etwas denkt --- wie nah ist dann immer die Einbildungskraft! Was die Sinne nur roh und kalt hinwerffen, malt die Einbildungskraft aus, und gibt ihm Leben und Interesse nach ihrem Gefallen.

fallen. Wenn die Sinne den kleinsten Anfang zeigen, so ergänzt die Bildnerinn die Figur. Es bedarf daher nur so viel, daß die Einbildungskraft in Bewegung gesetzt werde. Sie bildet dann fort, und kennt keine Grenzen. Daher interessirt und reizt weniger, was wir sehen, als was der lüsternen Einbildungskraft die Verhüllung zu errathen überläßt, wenn das Auge sie nur einmal rege gemacht hat. Denn da die Einbildungskraft nicht, wie die Sinne, bestimmt und fixirt ist, so begrenzt sie sich nur durch ihr Interesse, und verschönert und vergrössert, was kein Sinn so geben könnte. Wenn so z. B. eine schöne Gegend unsere Einbildungskraft einmal interessirt und rege gemacht hat, so verschleiern uns die neblichten Gebirge, die den Gesichtskreis bekränzen, das Paradieß, herrlicher als je das Auge was schauet.

Wenn die nackte Wahrheit sich dem Verstande nach allen ihren Artikulationen zeiget, und er jede Zusammensetzung, jede Faser zergliedert: so umgürtet sie die Einbildungskraft mit dem Gewande der Schönheit, und es blendet der Zauber der himmlischen Gestalt. — Die Einbildungskraft sammelt die ausgebreite-

ten

ten Stralen erkennender Deutlichkeit im Brenn-
punkte anschauender Begeisterung.

Was ist und wirkt der Augenblick Gegen-
wart, wenn sich nicht genossene Vergangenheit
und geahndete Zukunft in ihm versammeln?
Der Einbildungskraft ist nichts vergangen, nichts
künftig. Die Möglichkeit ist ihr Wirklichkeit.
Ihr Ruf ist die Posaune des Engels, der die
Gräber der Verstorbenen öffnet.

Längst gestorbene Freuden geniessen wir noch
täglich im lebenden Bilde der Einbildung, ver-
sammeln um uns den Kreis geschiedener Freunde
und wandeln in den Zaubergärten der Imagi-
nation. Ist der Himmel uns trübe und das
Schicksal feind, so entrücket sie uns auf den
Flügeln des Traumes in die Auen des Frühlings,
wo Fortuna schmeichelnd uns lachte.

Was erst die Zukunft kaum geben wird,
sehen wie schon, und schöner als sie es gibt.
Der Knabe ist Jüngling, der Jüngling schon
mächtiger Mann.

Den Mörder umschwebt sie in blutiger To-
desgestalt; und wehet dem leidenden Kühle aus
den seligen Gefilden der Ruhe als Engel des
Trostes.

So gibt uns Einbildungskraft als Dichtungsvermögen Dichtungen, Vorstellungen, wovon kaum die entferntesten Elemente in Erfahrung und Wirklichkeit sich gründen, neue Vorstellungen, eigene Vergnügungen. Der Arme träumt sich reich, und der Projektmacher bauet Luftschlösser.

Wir denken uns in Szenen, die wir nie erfahren werden, noch erfahren können, Vergnügungen, Schönheiten und Vollkommenheiten, die mit der Begeisterung zerrinnen. Unterdessen haben wir angenehm geträumt. Und auch das ist was werth. Wie viel Freuden fielen weg, wenn die Bezauberung der Imagination aufhörte! Sie ist eine willfährige Göttinn, die keinen Opfernden leicht ohne Erhörung entläßt. Ist es so unrecht, wenn der sich an sie wendet, dem man sonst jede Zuflucht verschließt, da selbst die jauchzenden Lieblinge des Glückes ihre gerühmtesten Freuden ihr danken? Fortuna selbst, wie arm würde sie erscheinen: ein kaltes, gleichgiltiges Gerippe ohne den Zauberschleier der Imagination!

Als die Natur den Menschen über die Thiere erhob, wurden seine Wünsche, wie sein Blick, von den Fesseln des Augenblicks entlassen. Und sie schweiften herum, und es entstand in seinem Herzen eine kalte Leere, die nicht die Sinnlichkeit zu füllen vermochte, denn er ist nicht Thier, noch der Verstand, denn er ist nicht reiner Geist. Da vermählte die Natur Verstand und Sinnlichkeit mit einander, und sie erzeugten die Imagination. Und sie ward dem Menschen zugegeben als Begleiterinn auf seiner irdischen Wallfahrt, damit sie die Augenblicke der Leerheit ihm versüsse, und die Tochter die Eintracht erhalte zwischen Vater und Mutter. Von dieser hat sie lebhafte Thätigkeit und Feuer ohne ihre rohe Plumpheit, von jenem Ueberblick und Aetherschwinge ohne seine kalte Bedächtlichkeit. Und der Mensch befindet sich wohl dabei, denn die Tochter gibt ihm, was Vater und Mutter nicht wollen und nicht können, und verschönet selbst was diese geben, und gibt alles so, wie der Mensch — das Mittelwesen — es will, um sich dessen zu freuen: himmlische Wahrheit verschleiert im Körper von Aether, damit sein Blick sie ertrage, sein Blick sie umfasse. Und wo sie nichts gibt, scheint sie doch zu geben: sie gibt wenigstens Traum,

und macht uns Unvermögen und Einschränkung der Sinnlichkeit und des Verstandes vergessen. —

Wie der Eindruck im Körper eine Veränderung in der Seele, Empfindung verursacht: so wirkt auch die lebhafte Vorstellung der Seele eine ähnliche Veränderung im Körper. Und daher sind Vorstellungen und Lust der Einbildungskraft den sinnlichen so ähnlich. So erregt Einbildungskraft den Körper an, zeugt Erscheinungen in demselben, und vermindert ihn bei zu hohem Grade. Beispiele geben Leidenschaften, Gemüthsbewegungen, Affekte, Fälle, wo wir oft Zucken und Schmerz in den Theilen fühlen, an denen wir andern leiden sehen, oder deren Verletzung wir uns lebhaft vorspiegeln u. dgl.

Die Einbildungskraft ist also reiche Quelle lebhafter Vergnügungen. Sie ist unserer Besonnenheit und Tugend nicht selten gefährlich, gehet aber leicht weiter, als uns heilsam ist. Sie gibt uns Lust, aber auch immer neue Begierde. Sie erfindet Befriedigungen, aber auch Bedürfnisse. Genuß wird nicht gesucht, um das fordernde Bedürfniß zu befriedigen; sondern Bedürfniß gereizt, um zu genießen. Einbildungskraft zeugte die Menschheit bildende Künste; aber auch das verschlingende Ungeheuer, die ewig wiederkäuende Wollust. —

Zweites Hauptstück.

Schönheit.

I. Kapitel.

Wohlgefallen an Vollkommenheit.

Ein Ding ist vollkommen, so weit es ist, was es sein, hat, was es haben soll. Was dazu etwas beiträgt, ist eine Vollkommenheit: Element der Vollkommenheit. Realitäten (positive Bestimmungen, das Wirkliche) sind also (einfache) Vollkommenheiten; Negationen Unvollkommenheiten. Denn durch jede Realität wird etwas wirkliches in dem Dinge gesetzt, wodurch es zu etwas werden, einen Zweck erreichen kann; durch jede Negation aber etwas (die entgegengesetzte Realität) ausgeschlossen, etwas aufgehoben, wodurch das Ding zur Erreichung eines Zweckes fähig, zu dem hätte werden können, was es sein soll. Je mehr nun ein Wesen Realitäten (einfache Vollkommenheiten, Elemente der zusammengesetzten Vollkom-

menheit) enthält, desto vollkommener; je mehr Negationen (Mängel, Einschränkungen), desto unvollkommner ist es.

Realitäten (die reinen Elemente der Vollkommenheit) widersprechen einander nicht; sondern Realitäten und ihre entgegengesetzte Negationen. Alle Realitäten (reine, ungemischte Vollkommenheiten) sind also vereinbar, stimmen zusammen, und bestimmen die absolute, höchste Vollkommenheit --- Unendlichkeit. Ein solches Wesen hat alles mögliche ohne allen Mangel, es ist zu jedem Zwecke fähig, in jedem Betrachte vollendet. Es ist das Ideal, der absolute Masstab der Vollkommenheit geringerer Wesen, die vollkommen sind in dem Grade, als sie sich ihm (der Vollkommenheit) nähern.

In allen endlichen Wesen nämlich sind die Vollkommenheiten (die Elemente der Vollkommenheit) eingeschränkt, begrenzt: die Realitäten mit Negationen gemischt. Solche eingeschränkte Vollkommenheiten können sich also widersprechen und ausschliessen durch die begleitenden, untrennbaren Mängel, Negationen. Kein endliches, zusammengesetzt Vollkommne kann alle einzelne Vollkommenheiten, alle Elemente

zu

zusammengesetzter Vollkommenheit vereinigen, nicht zu jedem (endlichen, eingeschränkten) Zwecke gleich tauglich sein. Damit also ein solches eingeschränkte Wesen zweckmässig in seiner Art, auf seiner Stufe vollkommen sei, muß es diejenigen Eigenschaften, einzelne (begrenzte) Vollkommenheiten verbinden, welche sein Beruf fodert, welche zusammenstimmen als Mittel zum Zwecke seiner Art, welche es zu dem machen, was es in seiner Lage und Stufe sein soll. Dann ist es spezifisch, relativ auf seine Artbestimmung vollkommen. Es wird beurtheilt nach dem Zwecke, dem Ideale seiner Art. Und jede Art wird beurtheilt nach dem Werthe ihres Zweckes, nachdem derselbe mehrere einzelne, an sich schätzbarere Vollkommenheiten, mehr Reeles zuläßt, nachdem das Ideal der Art sich mehr nähert dem absoluten, vollendeten Ideale, die spezifische oder Artvollkommenheit mehr enthält von der absoluten höchsten Vollkommenheit. - - Die Vollkommenheiten, das Reele der Dinge sind die Kräfte. Sie sind die Mittel zu allen Zwecken, der Grund aller Glückseligkeit. Sie gründen die Glückseligkeit ihres Subjektes (worinn sie enthalten sind), wenn es sich derselben bewusst ist, und heissen dann innere (immanente) Vollkom-

menheiten. z. B. des Menschen. In so fern sie andere Wesen auser ihrem Subjekte beglücken, sind sie äussere (trauseunte) Vollkommenheiten: ihr letzter Zweck liegt ausser dem Subjekte der Vollkommenheit. z. B. Vollkommenheit einer Maschine. Lebende Wesen sind der äussern und innern, leblose nur der äussern Vollkommenheit fähig.

Wenn wir die Vollkommenheit unseres Körpers im körperlichen Wohlsein, die Vollkommenheit unserer Seele in der ungehinderten Ideenbeschäftigung fülen, so macht diese innere Vollkommenheit uns subjektives Vergnügen. Und so wie diese Befriedigung unseres Grundtriebes uns (subjektiv) vergnügt: so haben wir auch (objektives) Vergnügen, Wohlgefallen an dem, was den Grundtrieb befriedigt oder zu befriedigen verspricht, Vergnügen, Wohlgefallen an vorgestellter, erkannter Vollkommenheit.

Da unser eingeschränkter Geist nicht alles so gleich durchschauet, so gibt ihm zwar auch die Vorstellung und Erforschung des Unvollkommenen Ideenbeschäftigung, also Vergnügen (wie schon beim intellektuelen Vergnügen ist bemerkt worden). Aber dieses Vergnügen ist blos subjektiv,

tiv, gründet sich in unserer Einschränkung, welche erst untersucht, wie und wie weit etwas unvollkommen ist, sodaß dieses Denken uns (subjektiv) etwas reeles, Beschäftigung, Fertigkeit, Gefül unserer Kraft gewährt, und also eigentlich unsere Vollkommenheit uns dabei vergnügt. Sähe nun der Geist, ohne wegen seiner Einschränkung erst nachzudenken, sogleich das Resultat der Untersuchung: Unvollkommenheit deutlich und anschaulich, so würde das Unvollkommene ihm kein Vergnügen verschaffen. Der Mangel, die Unvollkommenheit an sich gibt dem Geiste kein (objektives) Vergnügen. Sondern unser Geist hat, wie jeder Geist, Wohlgefallen an Vollkommenheit, welche der Grund aller Glückseligkeit ist (welche Unvollkommenheit nicht gründen oder versprechen kann) und dem ursprünglichen Triebe des Geistes nach Ideenbeschäftigung, nach Vorstellungen Befriedigung gewähret.

Nur das Positive kann an sich gedacht werden, nur die Realitäten (die Elemente der Vollkommenheit) geben Stoff zum Denken, Vorstellung. Negation (Mangel) und Widerspruch sind an sich nichts, geben nichts zu denken, so

bald sie als solche erkannt sind. Ohne Realität, ohne Vollkommenheiten gäbe es also keine Vorstellungen, keine Ideenbeschäftigung für den Geist. Alle diese, alle Befriedigung des Grundtriebs verdankt er der Vollkommenheit, den reelen, positiven Bestimmungen, den Elementen der Vollkommenheit und der Zusammenstimmung, der zusammengesetzten Vollkommenheit. In dieser gründet jede einzelne, einfache Vollkommenheit eine Vorstellung, ein Bewußtsein, und zusammen bestimmen sie durch ihre Zusammenstimmung noch eine neue Vorstellung, neuen Grund zum Vergnügen. Das Widersprechende, nicht zusammenstimmende kann aber nur nach den einzelnen Bestimmungen, in so weit sie noch positiv, reel, Elemente der Vollkommenheit sind, gedacht werden. Unvollkommenheit als solche gibt also dem Grundtriebe keine Befriedigung, dem Geiste kein Vergnügen, ist misfällig. Sondern die Geister haben Vergnügen an Vollkommenheit — Wahrheit, Zusammenstimmung.

II. Ka=

II. Kapitel.

Menschliches Wohlgefallen: Schönheit.

Damit der Geist Vergnügen an der Vollkommenheit habe, muß er sie erkennen, wahrnehmen, nicht blos ihr Dasein wissen. Er muß die Vollkommenheit der Sache selbst lebhaft, anschauend erkennen, nicht blos symbolisch denken. Er muß alle Eigenschaften, welche die Vollkommenheit bestimmen, mit einem Blicke übersehen, denn nur so stellt sich die Reichhaltigkeit und Vollkommenheit dem Geiste in ihrem eigenthümlichen Lichte dar, wirkt lebhaft auf ihn, und gibt Ideenbeschäftigung.

Wenn der menschliche Verstand das Vollkommene durchdenkt, so muß er wegen seiner Schwachheit langsam und nach und nach zu Werke gehen. Er ist nicht im Stande, die vielen einzelnen Theile oder Bestimmungen alle deutlich auf einmal zu umfassen, wie sie in der zweckmässigsten Harmonie sich vereinigen und unterstützen. Dieser grosse Horizont ist dem eingeschränkten Ueberblicke zu weitschichtig. Die einzelnen Punkte der Betrachtung liegen zu weit

auseinander, als daß ein Blick sie umspannte. Wir gehen also sukzessiv von einem Theile zum andern, um jeden deutlich zu erkennen, und denken dann beim ferneren Fortschreiten die vorherbetrachteten Punkte symbolisch, und je weiter wir kommen, die ersteren immer in schwächerem Lichte. Es entstehet also bei dieser deutlichen Erforschung keine lebhafte Totalvorstellung der erforschten Vollkommenheit. Das Prisma der Deutlichkeit wirft dem begrenzten Blicke unseres Geistes die Stralen der Vollkommenheit zu sehr auseinander, als daß sie alle zusammen lebhaft auf die getheilte Aufmerksamkeit wirken könnten.

Dem eingeschränkten Menschen ist es also nicht gegeben, die Vollkommenheit ganz deutlich und doch lebhaft genug anzuschauen. Wenn er sich darnach bestrebet, so fület er mühsame Anstrengung, seine Schwäche, und nicht den gesuchten deutlichen Ueberblick: Arbeit statt Vergnügens. Die deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit ist dem Menschen zu schwer und langsam, als daß sie ihm jenes lebhafte Vergnügen gewähren sollte, welches die Vollkommenheit enthält. Wenn der Astronom

mit

mit der größten mathematischen Genauigkeit von einem Himmelskörper zum andern mühsam fortgehet, jeden für sich und in seinen Verhältnissen zu den andern erforscht, und so nach und nach in vielen arbeitvollen Nächten die Theorie des Weltsystems zusammensetzt; wird ihn wohl da die Vollkommenheit des Ganzen in dem Glanze, den ihr die Herrlichkeit des Schöpfers lieh, anstralen? — So lang er in seinen edeln Bemühungen von Berechnung zu Berechnung mit mühsamer Deutlichkeit fortschleicht, gewiß nicht. Will er das Entzücken geniessen, wozu sein Geist eine so reiche Quelle eröffnet hat, so muß er seinen Standort höher fassen, nicht rechnen und messen, nur schauen, wie die Sphären der Unendlichkeit um den Mittelpunkt der höchsten Weisheit sich schwingen. Die Fülle der Deutlichkeit muß in die Kraft der Lebhaftigkeit sich binden.

Und dieses ist das Grundgesetz des menschlichen Wohlgefallens an Vollkommenheit. Sie ist dem Menschenauge zu groß, sie zu umspannen, es sammelt ihre Stralen im Brennpunkte der Uebersicht: die Vollkommenheit wird Schönheit, Erkenntniß Gefül, Beifall Vergnügen.

Das

Das Thier fült das Resultat der Vollkommenheit als sinnliches Wohlsein. Dem unbeschränkten Geiste gibt die deutlichste Erkenntniß der Vollkommenheit das reinste Vergnügen. Der Mensch fült nicht blos Wohlsein wie das Thier, er hat auch Vorstellung des Vollkommnen; aber ihn entzückt undeutliche Vorstellung der Vollkommenheit --- Schönheit.

Der Mensch als denkendes Wesen, der Geist des Menschen muß denken, will Vorstellung, Ideenbeschäftigung; aber der eingeschränkte Geist will mühlose Ideenbeschäftigung, leichte Uebersicht, undeutliche, sinnliche, anschauende Vorstellung. Vorstellung der Vollkommenheit fordert unsere Vollkommenheit, unsere Kraft; Undeutlichkeit ist Werk unserer Einschränkung. Schönheit ist also menschlich betrachtete Vollkommenheit, Antheil des Menschen.

Das Vergnügen aus dem Gefüle des körperlichen Wohlseins, Sinnenlust ist thierisches Vergnügen; das Vergnügen an Vollkommenheit ist geistiges, den Geistern gemeines Vergnügen; das Vergnügen an undeutlich wahrgenommener Vollkommenheit, das Vergnügen an Schönheit ist menschliches, dem Menschen eigenes Vergnügen.

Schönheit ist also da, wo Vollkommenheit lebhaft, sinnlich, anschaulich gewahrnehmbar ist. Und die Schönheit steigt, je mehr Vollkommenheit, und je anschaulicher dieselbe ist.

Wir haben so dann die lebhafteste Unterhaltung, Beschäftigung ohne Mühe und Ermüdung. Unser Grundtrieb findet Nahrung, unser Geist keinen Tadel an dem Gegenstande unserer Beschäftigung — lauter Quellen des Vergnügens. Schönheit gibt dem Menschen subjektives Vergnügen, objektives Wohlgefallen, und interessirt durch Unterhaltung und Empfindung, die sie noch ferner verspricht. z. B. die Schönheit des Menschen gibt gegenwärtig und verspricht für die Zukunft die volleste Befriedigung dem Geiste und den Sinnen.

Das Schöne ist angenehm, aber nicht jedes Angenehme schön. Bewußtsein des angenehmen ist Bewußtsein des augenblicklichen eigenen Zustandes ohne Vorstellung der (objektiven) Vollkommenheit. Das blos angenehme ist ganz subjektiv. z. B. beim Wohlgeruche habe ich keine Vorstellung von dem, was diesen angenehmen Zustand mir gewährt. Ich geniesse meinen gegenwärtigen Zustand, ohne darüber

zu denken, ohne mir für den künftigen Augenblick ein Vergnügen von den Gegenstande versprechen zu können, von dem ich nichts weiß. Ich freue mich der Veränderung, der Einwirkung, nicht des Gegenstandes. Die Empfindung ist angenehm, aber nur der Gegenstand kann schön sein.

Auch nicht jeder Gegenstand, den wir wegen seines Nutzens und Werthes schätzen, heißt schön. Seine Vorzüge liegen zu tief. Die Aussenseite gibt unserm Ueberblicke keine Vorstellung seiner versteckten Vollkommenheit. Nur die entfernteren Folgen beweissen seinen Nutzen. Aber alles das fodert weite Uebersicht, vom Menschen also mühsame, zergliedernde Untersuchung. Ich stelle mir den Gegenstand vor, ohne daß seine Vollkommenheit mir einleuchtete, mir anschaulich sei. Ich halte ihn für gut und nützlich, er mag vollkommen sein, aber meinem Blicke erscheint er nicht so — er ist nicht schön.

Zeigt sich aber die Vollkommenheit des Gegenstandes meinem Blicke lebhaft, zieht mich an durch das, was sie gibt und verspricht, setzt der Anblick der Vollkommenheit meine Seele in eine angenehme Bewegung, so ist der vollkommene

mene Gegenstand schön, seine Vollkommenheit ist mir Schönheit. — Das blos angenehme ist subjektiv; die Vollkommenheit objektiv; die Schönheit ist die (objektive) Vollkommenheit, so fern sie auf die dem Subjekte angemessene Art erkannt wird.

Bei dem blos angenehmen sind wir leidend, Erkenntniß der Vollkommenheit fodert Thätigkeit: Schönheit ist aus beiden gemischt, Mittelding. Wir sind thätig, aber auf die leichteste, proportionirteste Art. Unser Geist ist beschäftigt durch den Reichthum der Vollkommenheit, er umfliegt sie auf den Flügeln der Betrachtung; aber die angenehmste Erholung bietet ihm die Lebhaftigkeit ruhender Ueberschauung. —

Gott braucht keine Ruhe: ihm ist die Ewigkeit Gegenwart, der Raum ein Punkt: die Tiefe der Möglichkeit ein Blick; das Gemüth des Menschen offen wie seine Stirne. Für ihn gibts nicht Anschauung, nicht Erkenntniß, nicht Forschen, nicht Schluß, nicht Lebhaftigkeit, Klarheit und Deutlichkeit — alles ist ihm ein Gedanke. Zeit und Raum und Tiefe ein klarer Bach, dem er auf den Grund sieht. Er sieht alles in sich; denn was ist, ist Bild seiner Vorstellung.

stellung. Gott, die Vollkommenheit sieht alle Vollkommenheit unmittelbar, denn er ist ihr Urbild, ihre Quelle. So wie also in ihm nur Ein Gedanke --- die Vorstellung alles möglichen von Ewigkeit —: so ist auch sein Wohlgefallen an der Vollkommenheit immer dasselbe. Er ist die Vollkommenheit, er denkt von Ewigkeit die Vollkommenheit und hat Wohlgefallen an der Vollkommenheit, geniesset sich selbst. Dasein, Gedanke und Wohlgefallen ist in ihm eins: Wesenheit, absolute Nothwendigkeit. Wie er also die Vollkommenheit in ihrem Urbilde unmittelbar sieht: so ist auch sein Vergnügen das reinste, lauterste, immer dasselbe. Hier ist nicht Sturm, nicht Entzücken, nicht berauschende Gemüthsbewegung. Was wir von Vergnügen und Seeligkeit reden, ist Vorstellung des Eingeschränkten, paßt auf ihn nicht; es ist vom Menschen hergenommen, und passt auf den Menschen.

Gott hat das Bild seiner Vollkommenheit, so weit es die Endlichkeit faßte, in seiner Welt abgedrückt: Kraft und Vollkommenheit seinen Werken vertheilt in endlichen Graden. Kein Endliches ist ganz vollkommen, und kein

End-

Endliches erfasset also die Vollkommenheit. Dem Menschen schwindelt vor dem hohen Begriffe. So wie er die Naturkräfte als Erscheinungen bewundert: so wird ihm die Vollkommenheit anschauliche Erscheinung. Jene heissen ihm Donner und Blitz, und diese nennet die menschliche Sprache Schönheit — ein menschlicher Name für eine menschliche Vorstellungsart. —

Schönheit in den Dingen an sich selbst ist also ihre Vollkommenheit, die wir Schönheit nennen, wenn und in so weit wir sie anschaulich, lebhaft erkennen. Und aus diesem Standpunkte der menschlichen Betrachtungsart fliessen jene Verschiedenheiten der Beurtheilung, die oft so sehr auffallen; aber sich doch zu lezt alle dahin vereinigen, daß jeder das schön nennt, was und wie er es als vollkommen anschauet oder zu erkennen glaubt.

III. Kapitel.

Unterschiede des Schönen.

So wie es Unterscheidungen der Vollkommenheit gibt: so auch der Schönheit.

Die zusammengesetzte Vollkommenheit undeutlich, anschaulich wahrgenommen ist zusammengesetzte Schönheit. Wie also die zusammengesetzte Vollkommenheit aus Elementen, einzelnen Vollkommenheiten besteht: so gibt es auch einfache und zusammengesetzte Schönheiten. Einfache Schönheiten sind die Elemente der (zusammengesetzten) Schönheit d. h. einzelne gefallende Eigenschaften oder Theile, welche in ihrer Zusammenstimmung ein schönes Ganze bestimmen. z. B. Farben, einzelne Töne. Sie gefallen als bestimmendes Ingrediens des schönen Ganzen und wegen des Eindrucks, den sie für sich machen.

In der zusammengesetzten Schönheit bemerken wir eine Harmonie der einzelnen Schönheiten, eine Zusammenstimmung der Eigenschaften, Kräfte zu einem Zwecke: um den Gegenstand zu dem zu machen, was er sein soll — wir erkennen den Gegenstand als (mehr oder weniger) vollkommen.

Um also solche Schönheit an etwas zu bemerken, müssen wir ein Ideal haben. D. h. um zu erkennen, ob ein Gegenstand vollkommen, also auch ob er schön sei, muß ich einen

Zweck, eine Bestimmung desselben kennen, und dann beurtheilen, ob die zu jenem Berufe nöthigen Eigenschaften oder Mittel in ihm vereinigt und auf die gehörige Art verbunden sind. Ich muß wissen, was der Gegenstand sein soll, um bestimmen zu können, ob er ist, was er sein, hat, was er haben soll. Um Zweckmässigkeit beurtheilen zu können, muß ich den Zweck wissen.

Manche Unvollkommenheiten lassen sich freilich bemerken, ohne weitere Kenntniß von dem Zwecke der Sache zu haben, denn wir wissen doch wenigstens, daß jede Sache ganz und ungezwängt sein soll. Beschädigung, Verstümmelung und Gezwungenheit machen also jede Sache im allgemeinen unvollkommen. Auch denken wir uns oft einen beliebigen oder möglichen Zweck, ohne gerade zu wissen, ob es der wahre sei. Und eben daher urtheilen wir oft so wunderlich und schief über Schönheit und Vollkommenheit, weil wir oft gerade das als Zweck ansehen, was Hinderniß des Zweckes sein kann, so daß wohl das unvollkommenste das vollkommenste scheinen mag. z. B. wer die wahre Bestimmung der Füsse und des menschlichen Körpers nicht kennt oder vor Augen hat, hält diesen

und jene für schön, wenn sie durch natürliche Schwächlichkeit oder Kunst zu einer ungemeinen Kleinheit und Geschmeidigkeit zusammengeschrumpft sind.

Was wir als zweckmässig beurtheilen, vollkommen und schön nennen, können wir betrachten in Absicht auf uns, beurtheilen nach dem, wozu wir es brauchen und widmen wollen, was es uns sein und leisten soll oder kann z. B. eine gewisse Bequemlichkeit oder angenehme Empfindung: ein schönes, bequemes oder prächtiges Zimmer, ein schöner warmer, zarter Pelz u. dgl. Daher uns in dieser Rücksicht das schöner dünkt, was eine angenehme Empfindung verspricht: das sanft gewölbte z. B. vor dem knochigten und höckrichten. Und so verwerffen wir oft etwas, wovon wir gar keinen Gebrauch zu machen wissen, z. B. ein uns unbekanntes Haußgeräth oder Werkzeug, wovon wir uns gar keinen Zweck und Gebrauch ersinnen können, und die uns oft hernach, wenn wir diese kennen gelernt haben, sehr wohl gefallen. Je schätzbarer uns also das ist, was uns eine solche Sache gewährt d. h. je angenehmer der Zweck ist, wozu wir sie brauchbar, zweckmässig erkennen,

desto gröſſer in dieſer Rückſicht die Vollkommenheit und (wenn es anſchaulich genug iſt) die Schönheit.

Wir können aber auch den Gegenſtand an ſich betrachten, nach dem Zwecke und Berufe, wozu wir ihn im allgemeinen beſtimmt glauben: nach dem, was wir glauben, daß er ſein ſoll, nicht blos nach dem, was wir wollen, daß er uns ſein ſoll. Nun iſt aber jeder Gegenſtand ein Weſen, und dann ein Weſen einer gewiſſen Art.

Wir können ihn alſo einmal blos als Weſen betrachten, ſeine Weſenvollkommenheit, ſeine abſolute Vollkommenheit d. h. wie viel er überhaupt von dem hat, was alle Weſen haben können und haben ſollen: Realität, Kraft. Und ſo gefällt an jedem Weſen als ſchön, was von Realität, von Kraft zeugt; und misfällig und häßlich iſt alles, was von Mangel, Schwäche, Einſchränkung, Ohnmacht, Verſtümmelung u. dgl. zeugt. Daher gefallen Geſundheit, Körperſtärke, Muth, Talente des Geiſtes ſelbſt dann, wann ſie ausſchweiffen und mißbraucht werden. So gefällt z. B. beſonders an ältern Leuten, wenn ſie fleiſchigt ſind, auch wenn das

darüber verloren gehet, was man sonst zu einer schönen Gestalt fodert, blos, weil dadurch alles Ansehen von Schwäche und Kränklichkeit, die sonst das Alter begleiten, verhindert wird. Pracht, Glanz, Reichthum, Rang und alle bürgerliche Kraft und Realität gefallen, ferner Geschicklichkeit, Gewandtheit. ꝛc.

Sehe ich ein Ding dann an als Wesen dieser oder jener bestimmten Art von Wesen z. B. als Mensch, Pferd, Hund; als Mann, Weib; Kind, Jüngling, Greis; als Mitglied dieser oder jener bürgerlichen oder gesellschaftlichen Klasse z. B. als Hausvater, Fürst, Soldat, Bauer, Geistlichen u. dgl. so sehe ich auf seine Artvollkommenheit, auf seine relative, spezifische Schönheit. Hat das Wesen, was es als Wesen dieser Klasse haben soll, was Wesen dieser Art zu haben pflegen? -- Und so ist oft an einem Wesen dieser Klasse Vollkommenheit, Schönheit, was an einem Wesen der andern Klasse misfällt. z. B. des Mannes Körper darf nicht gestaltet sein wie der des Weibes, weil jedes eine eigene Bestimmung hat, der Hund darf keine Pferdsglieder haben u. dgl. Die absolute, Wesenvollkommenheit ist fest, gleich, überall dasselbe Erforderniß:

Realität, Kraft. Aber die relative, spezifische Vollkommenheit ist verschieden nach dem jedesmaligen Zwecke.

„Wir sehen (sagt Epiktet) daß der Hund zu etwas anderm, das Pferd zu etwas anderm, und die Nachtigall wieder zu etwas anderem gebohren ist. Ueberhaupt kann man also wohl mit Grunde sagen, ein jedes Ding sei schön, wenn es seiner natürlichen Bestimmung entspricht. Da aber eines jeden Natur verschieden ist: so scheint auch jedes auf verschiedene Art schön zu sein."

Wir sammeln also von Jugend auf Ideale, wonach wir jede Klasse von Wesen beurtheilen. Nach den Wesen einer jeden Klasse nämlich, die uns in der Erfahrung vorgekommen sind, setzt sich nach und nach eine Vorstellung von dieser Klasse von Wesen bei uns fest, und in der Folge dient uns diese als Urbild oder Muster für die zu beurtheilenden. Daher manche Schiefheiten und Verschiedenheiten in den Urtheilen über Schönheit des Menschen und anderer Wesen nach eines jeden oft so einseitiger Erfahrung. Kömmt uns nun etwas vor, wozu wir noch kein Urbild, keinen Begriff vorräthig haben, so können wir eigentlich über seine spezifi-

sche Schönheit und Vollkommenheit gar nicht urtheilen. Wir beurtheilen es aber oft blos nach einer höhern Klasse, worunter wir wissen, daß diese Art gehört, und wovon wir wenigstens einigermassen Kenntniß und Ideal uns zutrauen z. B. wer zum erstenmale einen Löwen sieht, ohne was von Löwen zu wissen, kann nicht sagen: dieß ist ein schöner oder häßlicher, ein vollkommner oder unvollkommner Löwe; denn er weiß nicht, was dazu gehört. Aber er sagt doch allenfalls: dieses ist ein schönes oder häßliches Thier; denn er weiß, daß der Löwe ein Thier ist, und von Thier hat er Begriffe. Oder er sagt blos allgemein: dieß ist schön oder häßlich, weil es stark, schwach, wild, sanft ꝛc. scheint.

So wie wir nun ein Wesen als spezifisch schön nach dem Ideale seiner Art nennen: so nennen wir auch wieder eine Art von Wesen vor der andere schön. Denn gleichwie eine an sich immer vollkommner ist als die andre, so erscheint auch uns eine vollkommner, schöner.

In den einzelnen Arten nehmen wir nämlich in einer mehr, in andern weniger absolute Schönheiten wahr. z. B. ein Hund, der alles hat, was zu seiner spezifischen, relativen Schön-

heit erfodert wird, ist ein schöner Hund. Aber deßwegen ist er doch weniger schön als der Mensch, weil dieser auf den Stufen der Wesen höher steht, also mehr absolute, Wesenschönheit hat als jener. Denn die absoluten Vollkommenheiten und also Schönheiten sind in unzäligen Graden und Mischungen unter die endlichen Wesen vertheilt.

In Gott allein sind die absoluten Vollkommenheiten, alle Wesenschönheit vereinigt: Gott ist die höchste, Urschönheit. Und da jedes Wesen nur sich unmittelbar empfindet, nur das genau kennt und anschaut, was es selbst ist, so kennt auch Gott allein die höchste, absolute, die Urschönheit ganz. Dieß ist ewiges Vorrecht des Unendlichen, dessen kein anderes Wesen je ganz theilhaftig wird. Denn so lange Wesen noch zwei sind, sie mögen sich auch sonst so nahe sein als sie wollen, erkennen sie einander nur in Verhältniß und Einwirkung. Unmittelbar empfindet jedes nur sich. Da nun endliche Wesen nie die reine höchste, absolute Vollkommenheit erreichen, nie unendlich, Urschönheit werden: so ist inniger Genuß der Urschönheit Vorzug des absolut Vollkommensten.

Ein Gegenstand, der den äussern Sinnen wohlthut oder Vergnügen verspricht, hat in Absicht der Sinne Vollkommenheit, ist sinnlich schön. So sagt man z. B. ein schöner Braten, und schönes Stück Fleisch u. dgl. Der Braten, das Stück Fleisch scheint dem Gesichte zu sein, was es sein soll; angenehm für den Geschmack, hat also als diese Speise (spezifische) Vollkommenheit, Schönheit, so wie die Empfindung, der Geschmack davon angenehm ist.

Auch wenn zu hoffende angenehme Empfindung nicht der einzige Zweck, die Bestimmung eines Gegenstandes ist, wornach wir ihr schätzen, hat ein Wesen sinnliche Schönheit, wenn unsere sinnliche Vorstellung von demselben dem Ideale der Art entspricht z. B. ein schönes Pferd. Am höchsten aber steigt die sinnliche Schönheit, wenn sie sinnliche Hülle nicht nur von Kraft und Vollkommenheit, sondern lebendiger Ausdruck innerer, geistiger Vollkommenheit ist z. B. ein schönes Menschengesicht.

Daher ist uns die menschliche Schönheit die höchste körperliche Schönheit. Der Mensch ist dem Menschen das liebste. Menschliche Schönheit verspricht volles Vergnügen für Geist und

Sinne, ist Schönheit der höchsten irdischen Wesenart, Hülle aller vereinbaren irdischen Vollkommenheit: Kraft und Schnellheit, Majestät und Sanftheit.

Der Mensch steht aufrecht, alle Glieder dienen dem Haupte, alle sind unter ihm — ein hoher Tempel der Vernunft. Sein Blick ist fest und gerade, sein erhöhetes Auge vorwärts trachtend in die Zukunft, wie sein Erweiterungstrieb: er umschreitet die Erde. —

Nicht alle äussere Sinne sind Schönheitssinne, einige nur des Angenehmen fähig. Denn da Gegenstände schön (vollkommen) sind, die Empfindung, der Eindruck blos angenehm; so zeugen nur jene Sinne von Schönheit, welche nicht blos subjektives Bewußtsein, sondern objektive, bestimmte Vorstellung geben: Gesicht, Gehör, Gefül. Das Gesicht ist ganz objektiv: beim Sehen bestimmte Vorstellungen von Gegenständen. An diese, nicht an ihren Eindruck denkt die Seele, und urtheilt über Vollkommenheit.

Obschon nicht bei allen Gehörseindrücken bestimmtes Bewußtsein, objektive Vorstellung statt hat: so haben doch viele Töne feste Bestimmt-

stimmtheit, geben objektives Bewußtsein, sind also der Schönheit fähig. Das Tongebilde ist Luftkörper eines mächtigen Geistes. Die Seele schauet ihn an, ist bezaubert, und er zerrinnet, denn sein Geschäft ist vollendet. Auch jedes Glied dieser ätherischen Gestalt ist schön: Theil, Element der schönen Harmonie. Die Töne sind schöne Töne: Elemente des Tongebildes, bestimmte Theile eines schönen Ganzen.

Nicht alle Töne heissen daher schön, weil nicht alle als bestimmte Elemente, als abgemessene Glieder eines bestimmten, vollkommnen Tonganzen sich darstellen. Die unbestimmten, gemischten Gelaute sind also oft sehr angenehm, aber nicht schön z. B. das Rauschen des Wasserfalls, das leise Wehen des Windes. Wir fülen den angenehmen Zustand, in den das Tongemische uns setzet, aber ohne unterscheidende, objektive Vorstellung bestimmter, fester Tonglieder: wir empfinden das subjektiv angenehme ohne klares Bewußtsein objektiver Vollkommenheit, Schönheit.

Formen haben sinnliche Schönheit. Und wegen ihrer ist auch der Gefülssinn Quelle der Schönheit. Denn diesem verdanken wir die

Vor-

Vorstellungen von Formen ursprünglich. Ohne das Fülen wäre für uns gar keine eigentlich körperliche Schönheit. Bald schließt sich freilich das Gesicht an dasselbe an, assoziirt sich mit ihm, und das schnellere Sehen läufft oft dem langsameren Fülen zuvor; aber es schließt doch eigentlich nur aus dem, was sich sehen läßt: aus Schatten und Licht auf Verschiedenheit der Form, und die Seele denkt Form in betastender Ahndung.

Form ist objektiv, vollkommen, schön, und so weit der Gefülssinn eigentlicher Schönheitssinn. So weit wir aber übrigens durchs Gefül nur unseres Zustandes uns bewußt werden: so weit gibt es auch nicht Schönheit, sondern blos angenehme Eindrücke wie Geschmack und Geruch.

Das blos angenehme so wohl der Schönheits- als Nichtschönheitssinne vermehrt bekanntlich (wie überhaupt Nebenvorstellungen) durch Beitritt zur sinnlichen Schönheit oft ungemein ihre Wirkung. Aber die eigentliche (sinnliche) Schönheit stellt sich dar in Tongebilden, Farben, Formen, ihren bleibenden und vorübergehenden Linien: Gestalt und Bewegungen, wenn alle diese angenehme Empfindungen verspre-

chen oder Vollkommenheiten irgend einer Art ausdrücken.

V. Kapitel.

Intellektuele Schönheit.

Nicht jede Vollkommenheit stellt sich den äussern Sinnen dar; nicht jede Schönheit ist sinnlich. Der Verstand hat ein weites Feld von Schönheiten, die aber freilich auch nur dem sich darstellen, dessen Geist gebildet genug ist, solche höhere Vollkommenheit zu fassen, und um so mehr ergötzen, je mehr der Mensch von Natur und durch Uebung höhere Fähigkeiten hat.

Ueberhaupt ist intellektuel schön jedes dem Verstande gedenkbare Vollkommne, wenn es dem Ueberblicke des innern Sinnes sich darstellt d. h. jede höhere Vollkommenheit, deren deutliche Verstandesvorstellung sich in eine lebhafte innere Anschauung konzentrirt. Und die intellektuele Schönheit steigt, je grösser die angeschaute Vollkommenheit und je lebhafter die innere Anschauung derselben ist. — Ein schöner Beweis, ein schönes System, eine schöne Theorie,

ein schöner Gedanke, ein schöner Charakter, schöne Gesinnungen und Handlungen, u. dgl. m.

Gedanken heissen schön, wenn sie anschauliches Zeugniß der vorzüglichen Talente ihrer Urheber sind, und also auch unsere Geisteskräfte auf vorzügliche und lebhafte Art in Bewegung setzen oder heben z. B. witzige, scharfsinnige, grosse, erhabene Gedanken. Es versteht sich aber, daß nur der sich ihrer Schönheit freuet, der Fähigkeit genug hat, die Idee des Urhebers lebhaft zu fassen. Auf eben diese Art sind Theorien, Systeme, Beweise, Einrichtungen u. dgl. schön für den, der ihre Zweckmässigkeit und Vollkommenheit überschauet. Daher dünken uns auch selbsterfundene Beweise, Theorien u. dgl. (wenn sonst alles gleich ist, und wir uns nicht unserer Schwäche bewußt werden, und weniger zu leisten vermogten als wollten) schöner als fremde, weil sie inniges Gefül unserer Vollkommenheit einschliessen und um so zweckmässiger und vollkommner erscheinen, da sie nur Darstellung unserer lebhaftesten Ueberzeugung sind.

Jedes Wesen und jedes Werk, das der Verstand denkt, ist schön, wenn seine Vollkommenheit lebhaft, anschaulich gedacht wird.

Eine vorzügliche Hauptart der intellektuelen Schönheit ist daher das Moralisch-schöne. Wenn die sittliche Vollkommenheit einer Handlung oder Gesinnung, eines Charakters oder Wesens in ihrer ganzen Würde lebhaft sich uns darstellt, so erscheint die Moralische Schönheit in ihrem Glanze. Wir verehren den Werth des Zweckes, die Fruchtbarkeit der Mittel und die Energie des Handelnden. Aufopferung für den Beleidiger, für den Feind — wie vollkommen wer das thut! welche reiche Quelle, Kraft zum Guten! welche Schönheit! Aber die moralische so wie jede intellektuele Vollkommenheit muß nicht blos erkannt, sie muß menschlich erkannt, angeschauet werden, um Schönheit zu heissen.

So muß die Tugend nicht nur dem Verstande vollkommen, sondern in ihrer Schönheit, in anschaulicher Vollkommenheit dargestellt werden, wenn sie unter Menschen Entschluß und Handlung wirken, Anhänger gewinnen soll.

Alle moralische so wie überhaupt alle intellektuele Schönheit vereinigt sich in dem Ideale der Vollkommenheit — in Gott, wenn wir ihn in lebhafter Darstellung erfassen. Das schönste, was der Verstand zu denken vermag, ist

Gott;

Gott; Spiegel seiner Schönheit das Univer-
sum — edelste Uebung des Verstandes und hö-
hern Geschmacks!

VI. Kapitel.

Imaginative Schönheit.

Der Umfang des Wirklichen ist groß; aber grösser noch das Reich der Möglichkeit. Und so erhellet der reiche Beitrag der Imagination zum Schönen. Denn nur die Grenze der Möglichkeit begrenzt das Gebiet imaginativer Schönheit. Die Imagination verschönert das sinnliche, versinnlicht das Intellektuele, vergegenwärtigt das abwesende, und erfindet Schönheiten, die nie wirklich oder nie so beisammen waren. Schöne Künste und Wissenschaften, die Töchter der Einbildungskraft enthalten Beispiele: Mythologie, Feen, goldnes Zeitalter, Elisium, Ideale schöner Formen, reiner Weisheit, Tugend, und Heldenmuthes ꝛc.

Imaginative Schönheit ist also Vollkommenheit (jeder Art) dargestellt durch die Einbildungskraft: sie mag Originale in der Wirk-

lichkeit haben oder nicht. So z. B. stellen sich die poetischen Schönheiten weniger dem äussern Sinne, hauptsächlich der Einbildungskraft dar, und wirken daher jedesmal so stark, als unsere Einbildungskraft Empfänglichkeit dafür, Feuer genug hat, sich dem Fluge des Dichters nachzuschwingen.

VII. Kapitel.

Grade von Schönheit.

Nicht jede Vollkommenheit und Schönheit ist von einerlei Art, von gleichem Grade und Eindrucke. Und in dieser Rücksicht redet man z. B. von Artigkeit, sanfter Schönheit, Anmuth, lebhafter Schönheit, höherer Schönheit: dem Grossen, Erhabenen, Starken. Auch von interessirender Schönheit spricht man; aber diese Eigenschaft gründet sich weniger in einer bestimmten Art von Schönheit, als vielmehr in der subjektiven Stimmung, Ideen und Neigungen des Beurtheilenden.

Wir haben nicht blos Wohlgefallen an Gegenständen von tief gegründetem Werthe, von Würde und wichtiger Vollkommenheit. Wir

tän-

tändeln auch gerne, besonders in manchen Stimmungen, und so gefallen und unterhalten uns auch Dinge, die an sich unwichtiger sind, artige Gedanken und Gegenstände. Artigkeit ist nämlich eine gewisse leichtere Schönheit. Ein artiges Liedchen, eine artige Gestalt, ein artiges Betragen, eine artige Wohnung u. dgl. Keine bemerkbare Unvollkommenheit, Vollkommenheiten der Oberfläche, die leicht in die Augen fallen, so daß das Ganze gefällt eben weil es sich mit Leichtigkeit und ohne alle Anstrengung übersehen und geniessen läßt. Daher machen nur kleinere Gegenstände auf Artigkeit Anspruch im sinnlichen und nicht sinnlichen z. B. Eine hohe Bildung voll Würde und Ausdruck innern Werthes heisst nicht artig. Die Seele wird erfüllt und erschüttert von ihrer Schönheit, darf nicht tändeln und leicht darüber wegschlüpfen. Ein angenehmes Betragen voll gefälliger Manieren und aufmerksamer Unterhaltung ist artig; nicht die Würde der Tugend, die auf That und Nutzbarkeit sinnend Ehrfurcht gebietet. Artige Talente nennt man nicht die Schöpfergabe des Weltenwägenden Genies; sondern Witz und Leichtigkeit des unterhaltenden Gesellschafters.

Das Artige ist zwar eine wenige wichtige Art von Vollkommenheit: ein artiges Gedichtchen ist nicht die Seelerhebende, eigentliche Poesie eines Ossians und Homers. Aber Artigkeit hat Werth in ihrer Sphäre, und fodert eigenthümliches Talent: einen hellen, leichten, geschmeidigen Geist, reizbares Gefül u. dgl. Deßwegen gibt es so viel fades und faselndes Zeug, weil Artigkeit überall soll erzwungen werden auch ohne Talente und Verstand, auch am unrechten Orte und übertrieben, wider Natur und Zweck.-

Die Schönheit erscheint nicht immer plötzlich in ihrem vollen, blendenden Glanze. Wie die Morgensonne lieblich durch leichte Nebel blicket, so hüllet Schönheit sich in den Schleier der Bescheidenheit. Gemässigt stralt ihr Glanz, und nur dem vertrautern Freunde enthüllt sie sich nach und nach. Immer neue Vollkommenheiten, neue Nahrung des Geschmacks! Eine Aussicht ins Unendliche. Der Glanz der Mittagssonne blendet das Auge, trifft wie ein Blitzstral schnell und erschütternd; aber auch die anspruchlose Morgenröthe wird einst Beherrscherinn des Tags. So auch lebhafte und sanfte Schönheit.

Die

Die lebhafte Schönheit blendet beim ersten Blicke, die Seele wird berauscht und fortgerissen. Die sanfte Schönheit blendet nicht, sie läßt Nüchternheit zum zweiten Blicke, sie erobert nicht mit Sturme, ihr Reich ist das Reich der Liebe. Wie ein stiller Strom gehet sie dahin, geräuschlos aber tiefgründend. Die stille, sanfte, liebreiche Seele drücket sich ab in Form und Bewegung, bescheiden, ohne Neid und Anspruch, ohne Begehrlichkeit und Kunst. Gefälligkeit und Sittsamkeit ergiessen Anmuth über Gestalt und Betragen. Anmuth erfüllet die Seele mit einem sanften und innigen Vergnügen, wirkt innigste Zuneigung ohne stürmische Begehrlichkeit. „Das anmuthige (sagt Sulzer) gefällt allen Arten von „Gemüthern, aber ruhigen und stillen am meisten; denn in ihnen findet sich die meiste Ruhe."

Anmuth kann überall statt haben, wo Schönheit in sanfterem Lichte stralet für Sinne und Geist, in Natur und Kunst, lebend und leblos. Im Gebiete lebender Schönheit ist sie vorzüglich der ächten weiblichen und jugendlichen Schönheit Gefährtinn. Der kühnere Beruf des Mannes gibt seiner Schönheit mehr Würde als Anmuth. Er soll liebreich sein;

aber eigen bleiben ihm die Zeugen der Kraft und Unternehmung: der unbeugsame Nacken, Gedankenvoller Ernst und fester Tritt. In weiblicher Jugendschöne blühten die Charitinnen, die Begleiterinnen der Göttinn der Liebe, die Dienerinnen der höheren Anmuth, der Holdseligkeit: Grazien — Anmuth belebter Form und Bewegung. Ihrer Urbestimmung gemäß schmückten und begleiteten sie die Göttinn der Liebe, und sie gewann aller Herzen. Wer dann wirken wollte und sanfte Zuneigung gewinnen, wie die Schönheit der Liebesgöttinn, weihete sein Werk und Geschäfte den Grazien: Dichter und Künstler, Redner, liebreiche Weise und weise Staatsmänner, die sanften Regierer der Gemüther der Menschen. Und so ward die Verehrung der Grazien ausgebreiteter auffer ihrem eigentlichen Gebiete: Grazie Bild und Name für jedes sanft einnehmende Schöne.

Wie die Schönheit sanfter oder lebhafter wirkt — feurig wie Sonnenglut oder lieblich wie ein erquickendes Lüftchen -- so steigt auch die Schönheit in Rücksicht der Würde und des Ranges nach manchfaltigen Stufen der Vollkommenheit von dem gemeinsten irdischen Schönen bis zur höhern himmlischen Schönheit. Am

unte-

unteren Ende der Kette tändelt die Artigkeit, angenehm durch Kleinheit und leichten Genuß, willkommen dem Menschen, so lange er Erholung bedarf und mühlose Unterhaltung, niedliche Lilliputer, Puppen zum spielen, die der Mensch nicht wohl ganz entbehren kann, so lange er Mensch ist, wenn er nur menschlich spielt und menschlich tändelt. — Am andern Ende erhebt sich die höhere Schönheit: die Riesen der Vollkommenheit tragen die Kette bis zum Lichtthrone des Ewigen. — Das lezte Glied sehen auch Engel nicht. Es heißt in der irdischen Sprache Unendlichkeit d. i. was kein endlicher Geist erfasset. —

VIII. Kapitel.

Fortsetzung: vom Grossen und Erhabenen.

Zur hohen Schönheit gehören das Grosse und Erhabene.

Die Grösse wird bestimmt durch den Umfang oder die Menge der Theile eines Gegenstandes. Und so hat jeder Gegenstand Grösse, eine gewisse Grösse, Meßbarkeit. Wir schreiben aber Gegenständen vorzugsweise Grösse zu,

nennen einen Gegenstand vor den übrigen groß, in so weit er die übrigen an Umfange oder Menge der Theile übertrifft: entweder die übrigen einer Art oder Gattung, und so ist er in dieser Art oder Gattung groß, hat spezifische, relative Grösse; oder die übrigen der höchsten Gattung, der Wesen überhaupt, und so ist er groß auch blos als Wesen betrachtet, unter allen Wesen, hat Wesengrösse, absolute Größe: gerade wie bei der Vollkommenheit. z. B. ein grosser Mensch, ein grosser Elephant, ein großes Thier, ein großer Geist, das Meer ist groß, der Himmel ist groß, Gott ist das größte.

Um also die Grösse eines Dinges zu beurtheilen, muß man einen Masstab haben d. h. andere Dinge, womit dieses vergleichbar ist, um seinen Vorzug zu bestimmen. Man muß eine Vorstellung von der Grösse der Dinge der Art oder der Wesen überhaupt haben, über welche das zu beurtheilende hervorragt. Z. B. um sagen zu können, ob ein Mensch groß oder klein zu nennen sei, muß ich wissen, wie groß die Menschen gewöhnlich zu sein pflegen. Es muß daher wohl die Beurtheilung des Grossen verschieden ausfallen, da man verschiedene Be-

griffe

griffe und Masstäbel, (sich z. B. selbst gerne zum Masstabe) annimmt. Dem Zwerge scheint groß, was dem Riesen klein dünkt. Es kömmt also alles auf berichtigten Masstab d. h. auf berichtigte Begriffe von der gewöhnlichen und möglichen Grösse der Dinge an, um richtig über objektive Grösse urtheilen zu können. Subjektiv aber d. h. über die Grösse der Vorstellungen von den Dingen (worinn sich eigentlich auch das Vergnügen am Grossen gründet) urtheilen wir nach der Erweiterung, die sie unserm äussern oder innern Gesichtskreise, dem Sinne oder der Seele geben. Das Grosse erweitert die gewahrnehmende Seele.

Es unterscheidet sich nämlich der grosse Gegenstand (objektiv), das Grosse zu denkende und (subjektiv) das groß Gedachte, der grosse Gedanke, grosse Vorstellung. Die grossen Dinge werden (objektiv) nach andern damit verglichenen Objekten beurtheilt z. B. der Wallfisch ist ein grosses Thier, weil er über die andern sich ausdehnt. Grosse Gedanken werden (subjektiv) gemessen nach der Erweiterung, die sie der vorstellenden Seele geben. Die Seele wird ausgespannt, erstaunt über das, was ihr diese Ausdehnung gibt, und wird erfüllt mit lebhaf-

ter Thätigkeit und Unterhaltung. Wer Reichthum, Umfang und System des Universums lebhaft denkt, schwimmet in entzückendem Erstaunen ob der Grösse, die sein Geist nicht umspannt ohne Erweiterung und Schwindel, die entfernten Grenzen dämmern ihm kaum, sein Blick wird verwirrt, seine Seele lallet trunken, Schlummer der Morgendämmerung übergiesst seinen Geist.

Das Grosse zu fassen, erfodert also auch Grösse. Und dem Eingeschränkten scheint daher oft das kleinere groß, weil es seine Geisteskraft ausspannt; oft aber auch das grosse nicht groß, weil er gar nichts davon umspannet, übersieht. Der Fliege ist der Wallfisch kein grosses Thier, denn sie sieht nicht, daß er Thier ist, nur einen Fleck, keinen Umfang.

Da das Grosse die Seele erweitert, also Beschäftigung, Unterhaltung gibt, so gefällt es so wohl als Vollkommenheit des Gegenstandes, als auch als Vorstellung. Die Grösse hat aber Stufen bis zur Unermeßlichkeit, und wir sind eingeschränkt als Menschen überhaupt und unter diesen wieder einer vor dem andern. Unser Geist kann also nicht jedes Grosse umfas-

sen,

sen. Und dieses Gefül unseres Unvermögens mischt einige Unlust in die Lust, die uns die Grösse gewährt. Das Grosse erregt also vermischte Empfindungen, die sich mehr zum angenehmen oder unangenehmen neigen, nachdem die Vorstellung des Grossen oder das Bewußtsein unserer Einschränkung überwiegender ist. Daher gibt das Grosse grossen Seelen mehr Vergnügen als Kleinen. Wenn der Geist sich aufschwingt zur Uebersicht des unermeßlichen Weltalls, wenn er die höchste Vollkommenheit in Gott anbetet, wird es uns nicht eng und zwängend? möchten wir uns nicht hinstürzen in die Unermeßlichkeit, nicht Welten umspannen und Welten schleudern? Was ist der Schwindel, der die Seele betäubet in der staunenden Bewunderung? Ists nicht Gefül unserer Einschränkung gemischt mit dem Anschauen der Grösse, Anstaunen der Grösse, die wir nicht erfassen? Wir möchten uns losreissen von dem Flecke, an den unser Fuß gefesselt ist, greiffen, fassen, aufgelößt dahinschweben. — Keine Empfindung ist wohl beim Menschen ganz ungemischt: nicht Lust, noch weniger Unlust. —

Die

De Grösse ist Vorzug der Ausdehnung, des Raumes: extensive; der Dauer, der Zeit: protensive; oder der Kraft, Fähigkeit und Geschicklichkeit: intensive Grösse. Die intensive Grösse heißt Stärke, und Stärke in Charakteren heroisch: so wie man die Stärke in ernster Empfindung und Leidenschaft pathetisch, Pathos nennt. —

Damit das Grosse jeder Art den Eindruck mache, dessen es fähig ist, kömmt es viel darauf an, in welche Verbindungen und Verhältnisse es gebracht werde. Denn es verliert, wenn es unter lauter grossen Gegenständen betrachtet wird, da es hingegen gewinnt unter kleineren. Die Grösse gewinnt durch eigenen Zusaz oder durch Verkleinerung des Gegenstücks, womit der grosse Gegenstand verglichen wird. Hauptsächlich aber kömmt es darauf an, daß die Grösse keine andere Unvollkommenheit mit sich führe z. B. Disproportion macht den größten Gegenstand mißfällig, das hohe Alter des Greises verliert Würde und Eindruck, wenn sein Charakter verächtlich, sein Aeusseres schmuzig und eckelhaft, oder sein Betragen Nachäffung jugendlicher Leichtfertigkeit ist.

Jeder Gegenstand lebendiger Anschauung macht die beschauende Seele sich ähnlich, so weit sie ihn erfaßt. Das (extensiv und protensiv) grosse erweitert die beschauende Seele, und erfüllt sie mit einem Meere von Vorstellungen, aufgelößt schwimmt sie in dem Ozean der Unermeßlichkeit. Das Starke (intensiv grosse) kernt, drängt die Seele zusammen, sie ist konzentrirt den Punkt der Stärke, lebender Kraft zu durchdringen, sie fült sich fest; nicht schwimmend auf der Woge der Grösse; feststehend auf dem Felsen der Stärke.

Das Grosse und Starke wirken Erstaunen, Bewunderung: das Grosse mehr leidendes, dahingebendes Staunen; das Starke mehr thätige, ermannende Bewunderung. Aber auch das Starke fassen wir oft mehr in seinen ausgebreiteten oder dauernden (extensiven oder protensiven) Wirkungen als in sich selbst, und dann ist sein Eindruck auch dem Grossen um so ähnlicher. Vorzüglich kömmt es aber darauf an, ob und wie weit wir Sinn und Kraft haben, das Grosse oder Starke lebendig zu erfassen. Denn wo kein Ton ist, kann kein Ton erweckt werden, ohne Nerve kein Reiz, ohne Mann-

Kraft kein Ermannen, und wenn Apollo selbst mit der Leier oder der Kriegsgott mit der Tuba käme. — Beispiele vom Eindrucke des Grossen und Starken geben das graue Alterthum, die Weite des gestirnten Himmels, der Anblick einer unübersehbaren Aussicht; — Riesenstärke, Fels im Sturm, unerschütterlicher Muth im Kampfe, kühner Unternehmungsgeist, fester Charakter im Meere der Leidenschaft und der Lockungen, aufopfernde Tugend u. dgl.

Nicht nur staunende Bewunderung und nacheifernde Hochachtung wirkt die höhere Schönheit; auch Ehrfurcht und Anbetung. Das Grosse erweitert, das Starke stärkt; das Erhabene erhebt die Seele. Wenn der Gegenstand so groß ist, daß die übrigen aus der Vergleichung, unter den Gesichtskreis schwinden, so muß die Seele sich über alles übrige wegschwingen, um ihn zu schauen, sie sieht nichts mehr als ihn, alles ist gemein und niedrig gegen ihn: er ist erhaben, unerreichbar groß. Es findet keine Vergleichung statt. Denn der erhabene Gegenstand erhebt sich nicht nach Graden, sondern gleichsam wesentlich ohne alles ähnliche. Das Grosse denke ich durch stete Erweiterung

terung des Gesichtskreises, wenn ich auch die Grenzen nicht erreiche; das Starke durch stufenweises Aufsteigen in den Graden der Kraft: beide sind Grade bekannter Vollkommenheiten. Ich bilde mir Vorstellungen derselben durch mehrmalige Zusammensetzung des gewöhnlichen. Beim Erhabenen aber muß ich selbst über den höchsten Grad des bekannten mich hinausschwingen. Ich überfliege eine Kluft, und sehe nichts mehr von dem vorigen, alles verschwunden unter Blick und Vergleichung.

Die Seele schwebet wie der Adler über dem Gipfel der Felsen, und wandelt über den Sternen des Himmels. Erhaben ist das Unermeßliche, die Grösse, wozu Einheit und Masstab uns mangelt. Der ist stark, eine starke Seele, den nicht Leidenschaften noch Eindrücke zu besiegen vermögen, so viel Kampf und Anstrengung es ihm auch kosten mag, erhaben, den sie nicht einmal zu erreichen vermögen, der nicht Kampf, nicht Sieg braucht. Was den Sturm besteht und aushält, ist stark; erhaben der Berg, dessen Haupt Heiterkeit kränzet und Sonnenschein, während um seinen Fuß der Sturm wüthet wie das Summen durstiger Fliegen. Ehrwür-

dig stehet in seiner Grösse das graue Alterthum; erhaben ist die Ewigkeit über Zunahme, Abnahme und Wechsel. Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht. Hier ist nicht blos Bewunderung der grossen Wirkung, der Stärke der Kraft. Ich kann sie nicht einmal als den höchsten Grad irgend einer andern bekannten Kraft denken. Sie macht für sich eine eigene Art: Wirkung ohne Anstrengung, ohne Handlung, auf eine ungedenkbare Weise.

Das Erhabene ist einzig, wer es sieht, sieht nichts neben ihm. Die Seele fült sich daher mit dem edelsten Wohlgefallen erhoben, fült würdigste Thätigkeit ihrer edelsten Kräfte. Kein niedriger Wunsch, nichts kleines und gemeines gewinnt einen Blick. Das Böse als solches kann also groß; aber nicht erhaben sein. Was am Lasterhaften erhaben sein kann, ist nicht Laster, nicht bös, ist gut, ächte Vollkommenheit, gute Anlage und Kraft. Auch am Bösewichte ists nicht bös, sondern gut, wenn Unglück und Sturm seine erhabene Stirne nicht zu trüben vermag. Er war berufen Fels zu sein, auf dem die Schwachen sich aus den Wellen retteten.

In dem Hauptkennzeichen, in der Hauptwirkung auf die Seele kömmt das physische und moralische Erhabene, erhabene Bilder, erhabene Gedanken und Darstellungen überein. Sie erheben die Seele, erfüllen sie mit Ehrfurcht und edelster Thätigkeit.

Das Erhabene, so wie jedes Grosse, muß, wenn es seine Wirkung thun soll, von der Seele (wenigstens einigermassen) erfasset, als solches angeschauet werden. Wenn es gedacht oder dargestellt wird, so muß es in seiner wahren Natur, so wie es der Mensch fassen und übersehen kann, vorgestellt werden: sinnlich, undeutlich, schön. Auch das Unermeßliche, das Unendliche, die Ewigkeit muß unter sinnlichen Ueberblick gebracht werden: wenn es nicht anders sein kann, lieber Traum, kindliches Bild als abstrakten Begriff und kaltes Wort. Das Erhabene fodert in Darstellung und Ausdruck Versinnlichung, Kürze, Geldrängtheit, edle Einfalt: vieles in wenigem. Die Ideen, welche das Erhabene bestimmen, müssen nahe an einander stehen, damit sie übersehen werden können, und sich heben. Wirkungen und Nebensachen müssen nicht mühsam und zergliedernd ausge-

malt sein, damit weder Zertheilung der Aufmerksamkeit, noch Anschein von Anstrengung entstehe. Aller Aufwand und Zierrath erregt die Vorstellung von Anstrengung und Kunst, wodurch der Gegenstand zum Irdischen herabsinkt. Das Erhabene ist alles durch sich selbst, es braucht und verträgt nicht Schmuck, noch Kunst. Man versuche es z. B. die erhabene Vorstellung: Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht! kunstreich auszumalen oder anders darzustellen, und es wird sich die erbärmliche Wirkung zeigen. Wer seine Gaben zu sorgfältig auskramt, erwecket leicht den Verdacht, dieß sei wohl all sein bischen Armuth; das Bemühen zu gefallen verräth Mißtrauen auf seinen Werth. Aber das Erhabene ist sich selbst genug, sucht nicht Beifall und Bewunderung. Das Einfache erweckt die Seele zur Ahndung grosser Aussichten, das Einfache hat immer etwas ehrwürdiges, erhabenes in seinem geraden, stillen, festen Gange, Nichtachtung des Schmuckes, Zierrathes und Tändelkrams. Putz will erobern, und was erobern will, bedarf; das Erhabene bedarf nicht, und was nichts sucht, und nichts bedarf, ist erhaben. Das Kleine und Niedrige

mag sich zieren und schminken, buhlen und sich winden wie eine listige Schlange. Die Erhabenheit und Unschuld tritt unbesorgt einher in eigener Schöne. List ist nicht groß, ist Stütze der Schwäche. Gerader, stiller Gang zum Ziele ist erhabener Gang. Was sich windet und brausset, stösst an und kämpft.

Drittes Hauptstück.

Kunstschönheit.

I. Kapitel.

Kunst.

Reicher Genuß liegt in dem weitschichtigen Gebiete der Natur: Naturschönheit mancherlei Art. Aber dieser Genuß der Wirklichkeit ist nicht ganz in des Menschen Gewalt. Nicht alle Schönheiten der Natur sind jedem gegenwärtig, vielweniger auf einmal versammelt oder gerade in den Stunden, wo wir es wünschen und bedürfen, unserm Anschauen bereit. Die schöne Gegend, das Waldkonzert, der edle Charakter u. dgl. stehen nicht immer in der Wirklichkeit vor mir, sie zu genieſſen, wann ich will und fähig bin. Das Schöne der Natur ist zerstreuet, sein Genuß vorübergehend, aber nichts verlohren für die empfängliche, reizbare Seele.

Jede Schönheit wirklicher Erfahrung, jeder Genuß haftet tief in der feurigen Einbildungskraft. Sie bewahrt jedes schöne Bild als ein köstliches Kleinod, mit dem sie die Stunde

der Leerheit füllet und die Wüste ziert und belebt. In der Einbildungskraft wächst aus dem Keime der Wirklichkeit eine neue Welt, schön wie ein Morgentraum, worinn sich die Seele flüchtet, wenn die äussere Welt sie nicht befriedigt, oder sie beleidigt.

Die Einbildungskraft stellt uns auch abwesend das Schöne der Wirklichkeit wieder vor: sie ahmt die Natur nach zauberisch, daß wir leicht glauben ihrem Betruge. Wie ein vorsichtiger Wirthschafter läßt sie nichts zu Grunde gehen, sammelt zur Zeit der Fruchtbarkeit reichen Vorrath zum Leben und Genusse der dürren Zeit und des Winters, säet von dem gesammelten, und erndet tausendfältige Früchte.

Die Einbildungskraft ist nicht, wie die Erfahrung durch die Wirklichkeit eingeschränkt auf bestimmten Raum und bestimmte Zeit. Sie wiederholt nicht blos nachahmend das Schöne wirklicher Erfahrung. Sie läßt weg und setzt zu, verkleinert und vergrössert, wie es ihr gefällt, denn ihre Absicht ist Unterhaltung und Schönheit: was dazu beiträgt, ist ihr recht, es mag nachgeahmte Naturschönheit oder Verschönerung sein. Und so gehet sie in Zusammensetzungen

und Erdichtungen so weit, daß oft kaum die feinsten Bestandtheile des Ganzen als Beiträge wirklicher Erfahrung sich erkennen lassen.

So bildet sich die künstliche Geschäftigkeit der Seele Schönheiten, die nicht gegenwärtig oder nie in der Wirklichkeit sind: innere Kunstdarstellung! Der Grund aller Kunst, die ursprüngliche Darstellung muß innerlich in der Seele sein: so wie alles, was wir thun, Grund und Vorbild in der vorstellenden Seele hat. Aus dieser innern Darstellung, wenn sie lebend, mächtig wird, entsteht die äussere Darstellung, die innere Kunst wird äussere Kunst: verkörpertes, sinnliches Bild des innern Gefüles und Lebens. „Wann Menschen (heißt es in den Betracht. üb. das Universum) am stärksten fülen, „dann wird unter ihren Händen aus grober, kalter Materie schöner, warmer, geistiger Ab„druck ihres Gefüls, Kunstwerke!"

Lebhafte Vorstellung ist sprossender Keim der Handlung. Bekannt ist ja das allgemeine Nachahmen auch ohne Vorsatz, wenn wir etwas nur lebhaft uns vorstellen z. B. des Gähnens, Mundbewegens, ꝛc. Jedes mächtige Gefül drängt nach Ergiessung. Es wird uns zu

groß

groß und mächtig, die Brust uns eng, voller Unruh und Trieb zum Handeln. Das Gefül ergiesst sich mit Gewalt, wie ein stürzender Strom, die lebhaft erfaßte innere Darstellung drängt sich vor den äussern Sinn: Gefül und Vorstellung werden verkörpert, das innere Bild wird äusseres Gebilde, innere Darstellung äussere Kunstdarstellung.

Dieß ist psychologischer Gang und Ursprung der Kunst. Die Kunst ist Ausbruch des drängenden Gefüls, Abdruck des lebendig erfaßten. Sie ist zunächst für den Künstler selbst, denn sie ist Bedürfniß des Künstlers d. h. des lebhaft fülenden Genies. Jeder Mensch läßt seine heftigen Empfindungen, Freude, Traurigkeit ꝛc. strömen, wenn er auch keinen Zeugen hat als sich selbst. Jeder Mensch wünscht in gewissen Augenblicken zu malen, jeder wird Bildner oder Dichter, wenn er in dem Augenblicke des überfliessenden Gefüls Thon oder Sprache fasset: sei auch sein Gebilde so ungeordnet als sein Seelenzustand.

Keinem lebenden Wesen mag das Kunstgebilde das sein, was es dem Künstler selbst ist, denn es ist sein Werk, belebt durch den

Othem seiner schaffenden Begeisterung, er selbst, seine Empfindung, sein innerer Zustand. Aber doch geniessen es andere mit, und auch dieses wird leicht und bald Zweck, noch ein Sporn äusserer Darstellung. Andere sollen mitgeniessen, was wir fülen, sollen sehen, was unsere Seele sieht: der Mensch ist nicht allein, nicht für sich blos; er mag und kann nicht ohne Geselligkeit und Sympathie sein. Das Kunstwerk stehet da ein lebendes Denkmal der Empfindung bleibend dem Genusse des Künstlers und derer, denen er sich mittheilen will — reinster, ursprünglicher Zweck der Kunst, es mag die Empfindung singen, tönen, in Farbe oder Form sich kleiden!

Und wenn Empfindung und Einbildungskraft einmal anfangen zu verschönern, wo solen sie aufhören? Ueberall hin prägen sie ihren Stempel. Sehr natürlich und begreiflich ist der Wunsch der geschäftigen Einbildungskraft, das verschönert zu sehen, was die ersten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens erfunden haben. Mechanische Künste werden schöne Künste. Hütte oder Hauß wird verschönert wie die Sprache, Schnitzwerk an Bogen und Becher

ent-

entstehen, wie Gesang und Musik: Zeichen, Ausbruch, Abdruck der Empfindung und verschönernden Einbildungskraft.

Zu dem natürlichen Kunstbedürfnisse, dem innern Seelendrange des Künstlers gesellen sich bald äussere gesellschaftliche Absichten und bürgerliche Bedürfnisse, ihn aufzufodern und zu veranlassen. Der Künstler erwirbt Liebe und Gewalt über die Gemüther, erndtet Lob, Ruhm, Belohnung, Erwerb. Aeussere Aufforderung wirkt ihm innere Begeisterung. Das fruchtbare Talent widmet sich ganz der Kunst, Kunst wird Gewerb einer Klasse von Menschen, lebhaft fülender, grosser Menschen und bald — auch sehr kleiner Menschen. Sie schauen die Form, in die das Genie sein mächtiges Gefül ergießt, drücken sie sich ab im Regelskelet, und liefern Form des Gefüls ohne das Gefül, das beim berufenen Künstler die Form sich anbildete — ein kalter Knochenmann ohne Seele und Fleisch.

Dieß ist natürliche Geschichte der Kunst und Afterkunst. Prometheus holte Feuer vom Himmel, sein Werk zu beleben, und nun schlägt

jeder

jeder Junge Feuer aus den Steinen und — zündet damit seine Pfeife an. —

II. Kapitel.

Kunstzweck, Interesse.

Das Werk und Geschäft der Künste ist also Nachahmung der Natur, Verschönerung und (schöne) Dichtung: ihr Zweck Vergnügen durch Schönheit. Alles, was schön dargestellt werden kann, es mag blos unterhaltend oder unterrichtend, rührend oder moralisch sein, gehört in das Gebiet derselben. In so weit aber etwas der Schönheit unfähig, blos (sinnlich) angenehm oder (verständlich) vollkommen ist, liegt es unter oder über dem Gebiete der Künste.

Die schönen Künste sollen Vergnügen, angenehme Empfindungen erregen. Da aber kein Vergnügen, keine angenehme Empfindung beim Menschen leicht ganz rein ist, und gerade die interessantesten Empfindungen (z. B. Mitgefül) mit einiger Bitterkeit vermischt zu sein pflegen: so arbeiten die schönen Künste auf (feinere) angeneh-

genehme und vermischte, auf interessante Empfindungen.

Alle Kunstregeln und Kunstmittel streben zu letzt auf Erreichung dieses Zwecks der Kunst, und ein Werk, das diesen Zweck im höchsten Grade erreicht, hat höchste Kunstvollkommenheit.

Dieser Zweck wird erzielt durch den darzustellenden Gegenstand oder Stoff und die Art der Darstellung d. h. Wahl der Zeichen und Anordnung. Denn darauf bezieht sich alles, was am Kunstwerke ist.

Ist der Gegenstand, die Materie interessant, und die Darstellung, die Form ihr gemäß, so ist der Künstler seines Zweckes gewiß.

Was dem Gegenstande an Werthe und Interesse abgeht, sucht der Künstler durch interessante Bearbeitung und Darstellung zu ersetzen. Denn die Kunst zeigt sich eigentlich in der Bearbeitung und Darstellung. Diese ist ganz ihr Werk, nicht so der Stoff, bei dessen Auswahl sich aber auch Talent zeigt, wenn es in der Gewalt der Kunst steht Stoff zu erfinden oder zu wählen. z. B. der Dichter, der erhabene Gegenstände oder interessante Nationalangelegenheiten darstellt, braucht nicht Witz und

Putz

Putz spielen zu lassen: der Gegenstand wirkt selbst, das Geschäfte der Kunst ist nur, ihn in seiner kräftigen Nacktheit lebend darzustellen. Der Künstler braucht dem Gegenstande nichts zu leihen: erhat alles, er soll ihm nur nichts nehmen, ihn darstellen, wie er ist. Wer aber Frösch-kriege, Tändeleien, Alltagsbegebenheiten darstellt, muß durch Witz, laune und Nebenvorstellungen interessiren.

Das Kunstwerk soll die Aufmerksamkeit erwecken, unterhalten und belohnen, und eben dieß heißt mit einem Worte interessant sein. Ist Interesse da Aufmerksamkeit, Theilnahme gewirkt, so folgen natürlicherweise von selbst diejenigen Leidenschaften oder Gemüthsbewegungen, worauf das Kunstwerk zielt, und der Künstler leitet uns, wie er will. Ist das Grosse und Erhabene so dargestellt, daß ich es erfasse, so lebhaft, daß es meine Aufmerksamkeit anzieht, so folgt von selbst Bewunderung, Seelenerhebung und Nacheiferung.

Ein Gegenstand reizt nicht die Aufmerksamkeit, ist uns gleichgiltig, wenn er nichts verspricht, was unsere Triebe, unsere Thätigkeit reizt. In so fern er aber dieses thut, Vergnügen oder

Mis-

Misvergnügen verspricht, welches zu befördern oder abzuwenden unsere Wirksamkeit in Bewegung gesetzt wird, in so fern interessirt er uns: wir nehmen Theil daran. Jede Gemüthsbewegung ist noch mit Reiz vermischt, so weit sie Thätigkeit der Seele ist, Thätigkeit gibt oder erhöhet, Gefül unserer Kraft, Vollkommenheit; so weit aber unangenehm, als sie die Seele erschlafft, Thätigkeit hemmt, Gefül der Schwäche, Einschränkung und Unvollkommenheit erregt. Die Seele will leben, wirken, bewegt sein. So ist Beleidigung zwar unangenehm, aber der Zorn darüber doch nicht ganz unangenehm, wenn Gefül der Ohnmacht dabei nicht überwiegend ist. Wenn Rachbegierde uns treibt und stärkt und Kraft fülen läßt, so wird dem Zorne allerdings ein sehr interessanter Reiz beigemischt. Er wird vermischter Gemüthszustand: wie überhaupt nicht leicht eine Empfindung ganz ungemischt, rein angenehm oder unangenehm bleibt. Und es kömmt bei Erregung der Gemüthsbewegungen also darauf an, daß das angenehme derselben, das Gefül der Thätigkeit hervorstechend werde, daß z. B. beim Zorne mehr Begierde nach Rache uns

spanne, als zagender Unmuth über die Beleidigung uns erschlaffe.

Ein Gegenstand und also auch ein Kunstwerk ist also interessant, reizt die Aufmerksamkeit, wenn er angenehme oder gemischte Empfindungen, Wirksamkeit, thätige Gemüthszustände erregt oder verspricht. Dieses aber geschieht, wenn er sich auf unser oder anderer Wohl bezieht, woran unsere Sympathie Theil nimmt. z. B. wenn anschaulich dargestellt wird, wie die Unschuld leidet, so entbrennt der Zuschauer in gerechtem Zorne, er fährt auf zur Rache, Theilnahme macht ihm das Werk interessant. Daher ist nicht allen alles gleich interessant. z. B. was sich auf das bestimmte Vaterland bezieht, ist dem Ausländer oft gleichgiltig. So theilt sich das Interesse nach Stand, Religion, Geschlecht, Alter, Fähigkeit, Stufe der Kultur, Lieblingsneigungen und Lieblingsmeinungen u. dgl. m.

Wer also auf Interesse arbeitet, muß die Triebfedern der Sphäre kennen, auf die er wirken will. Zielt er auf allgemeines Interesse, so muß er dieses auf Menschheit überhaupt gründen: das, was dem Menschen an sich wichtig

ist,

ist, so darstellen, wie es von jedem als solches erkannt und erfaßt werden kann ohne bestimmtere oder schwerere Voraussetzungen. Denn das Interesse fodert natürlicherweise eben so wohl Empfänglichkeit da, wo es wirken soll, als Wärme und Talent bei dem, der es wirkt. Was der Mensch warm gibt, wird dann auch mit Wärme aufgenommen von dem, der es versteht. Soll das Interesse aber nicht blos augenblicklich sein, der Gegenstand dauernd fesseln und wirken, so muß nicht blos seine Aussenseite vergoldet sein, nicht sein ganzer Reichthum dem ersten Blicke sich darbieten auf der Oberfläche, und dem zweiten Armuth im Hintergrunde. Das Interesse muß zunehmen, der zweite Augenblick noch mehr geben, als der erste versprach, und so zur Erwartung immer grösseren Vergnügens berechtigen.

So wie das Interesse sich auf erwartetes Vergnügen gründet, so bezieht es sich mehr auf den Geist oder mehr auf die Empfindung, nachdem es dem denkenden Geiste oder dem empfindenden Herzen mehr Nahrung verspricht, nachdem das Vergnügen sich mehr auf Erkenntniß bereichernder Vorstellungen oder auf Bewegung

interessanter Empfindungen gründet. So findet die Wißbegierde Nahrung zu dem unterrichtenden, das Gemüth in dem Rührenden, die Liebe in Darstellung der Liebe. Was also dem Geiste oder Herzen Beschäftigung verspricht, ist interessant: jenem durch fruchtbare Vorstellungen, diesem durch angenehme oder vrrmischte Empfindungen. Daher z. B. das Interesse des Grossen, Neuen, Unerwarteten.

So unterscheidet man nun das Unterhaltende, Unterrichtende und Bewegende als Wirkungen der Kunstwerke, nachdem sie gegenwärtige Beschäftigung geben oder bleibende fruchtbare Begriffe, oder auf das Gemüth wirken: welche aber in einem Gegenstande auch vereinigt sein können.

III. Kapitel.

Wahrheit.

Die Produkte der Kunst sind theils Nachahmungen der Natur, theils Verschönerungen und Dichtungen. Alle diese müssen Wahrheit haben, wenn sie der Seele als das, was sie sein sollen, erscheinen sollen.

Beim Kunstwerke ist Wahrheit seine Schönheit und Schönheit, seine Wahrheit. Seine Schönheit, Vollkommenheit, Wahrheit bestehet darinn, daß es (da, wo es ist, unter diesen Umständen) ist, was es sein soll: wahre Nachahmung, wahre Verschönerung. Das Kunstwerk ist Darstellung, Ausdruck, Abbildung der Absicht des Künstlers. Es ist also wahr, wenn es mit dieser Absicht übereinstimmt.

Bei der Nachahmung ist die Absicht Aehnlichkeit das Nachbildes mit dem Originale. Diese Absicht wird erreicht durch Wahrheit: wenn das Nachbild wirklich das Vorbild darstellt.

In der Nachahmung liegt sodann die Kraft des Vorbildes, welches lebend nachgebildet ist, und die Kraft der Kunst. Aus beiden ist die Wirkung zusammengesetzt, welche das Werk thut.

Nachahmung als Nachahmung, Kunst als Kunst gefällt. Sie ist Vollkommenheit und Spiegel der Geschicklichkeit und Vollkommenheit des Künstlers, wodurch sie um so mehr gefällt: gleichwie auch selbst die Natur als Spiegel der Herrlichkeit ihres Urhebers. Nebst diesem angenehmen Eindrucke aber, welchen die

Kunst hervorbringt, macht noch das Nachgeahmte seinen eigenthümlichen Eindruck: angenehm, unangenehm, oder vermischt wie das Original in der Wirklichkeit. Ist also der Gegenstand in der Natur angenehm, so ist er es auch in der künstlichen Nachahmung so daß es uns leid ist, wenn wir uns erinnern, daß es nur Kunst ist, wiewohl auch noch die Kunst gefällt. Ist der Gegenstand in der Wirklichkeit gleichgiltig, so gefällt in der Nachahmung die Kunst, die geschickte Nachahmung. Ist der Gegenstand in der Wirklichkeit unangenehm, so wird dieses unangehme gemildert durch das Vergnügen an der Kunst und das Bewußtsein, daß es nur Kunst sei, nicht schädlich oder gefährlich, wie in der Natur, und wir es in unserer Gewalt haben, die Vorstellung zu verbannen, uns von dem Kunstwerke wegzuwenden, daß also die Seele sich die angenehme Beschäftigung, welche auch Vorstellungen unangenehmer Objekte ihr gewähren, ohne Sorge verschaffen kann. Auf diese Art kann nun das Unangenehme der Natur in der Nachahmung selbst wohlgefallen. Nur muß in dieser gemischten Empfindung das Unangenehme, welches die Un-

vollkommenheit des Gegenstandes wirkt, nicht überwiegend sein: also das Bewußtsein der Kunst hervorstechend, der Widerwille gegen den Gegenstand nicht gar zu stark, und die Empfindung des Kunstwerkes nicht ganz dieselbe, wie die des Naturgegenstandes. So z. B. ist das natürlichste Geheul, Katzengeschrei u. dgl. in der künstlichen Nachahmung widerlich, wie in der Natur. "Der Bildner (sagt daher Herder),, „der einen Leichnam, die abscheuliche Speise der „Würmer unserm Gefüle also grausend vorbilde„te, daß dieß in uns übergienge, uns zerris„se, und mit Eiter und Abscheu salbte — ich „weiß für den Henker unseres Vergnügens kei„nen Namen. — Hier soll ich mich blind und „langsam durchtasten, daß alle mein Fleisch „und Gebein sich zernagt fület, und der Tod „durch meine Nerven schauert! —"

Dem Gefüle ist Form Form, es mag sie Natur oder Kunst gebildet haben: unangenehme Form bleibt ihm unangenehm. Es fült lebhaft, die Nerven werden zerrissen oder sanft gereizt; aber Kunst und Nachahmung ersetzt ihm in seiner Dunkelheit keinen unangenehmen Eindruck. Was es fült, ist ihm wirklich, und was keinen

Unterschied im Fülen macht, ist ihm kein Unterschied. Distinktionen unter Vorstellungen durch den Verstand fült es nicht.

Jeder Künstler muß also den Sinn genau kennen, fur den er eigenthümlich arbeitet: wie dieser empfindet, und was er empfinden kann, was diesem lieb oder widerlich, und was ihm wahr ist. Denn einem Sinne kann wahr sein, was es dem andern nicht ist. So ist Farbe Wahrheit für das Gesicht, nicht für das Gefül. "Sie ist Sandkorn (sagt Herder), Tünche, fremder Anwuchs, worauf wir stossen, „und der uns vom reinen Gefül dessen, was „die Natur sein sollte, wegzeucht."

Die Kunst, welche auf Vergnügen zielt, stellt also nichts dar, was ihrem Sinne unwahr oder widerlich ist, sie ahmt nicht nach, was auch in der Kunst unerträglich ist. Wo ihr die Wahl frei steht, wählt sie die interessantesten Gegenstände, solche, die auch für sich schon Werth haben, und die Kunst unterstützen. Sie wählt daher auch solche Augenblicke und Gesichtspunkte, welche ihrem Werke die vortheilhaftesten sind (z. B. bei Leidenschaften). Und wenn sie einen Gegenstand darzustellen hat, an dem sich

eine

eine wahre Häßlichkeit befindet; wo sie beleidigt (denn an den übereckeln Geschmack, dem ein grosser Theil der Natur häßlich ist, kehrt sie sich nicht) so schont sie den Sinn, läßt die Häßlichkeit nicht hervorstechen, sondern veredelt sie, oder sucht sie ins dunkle zu bringen.

So wie also die Kunst die schönsten Gegenstände der Natur nachahmt, so erhöhet sie auch noch die Schönheit derselben, um das Vergnügen zu vermehren, sammelt die einzelnen Schönheiten mehrerer Objekte mit Weglassung ihrer Unvollkommenheiten, und setzt aus den zerstreuten Schönheiten neue Schönheiten, neue Objekte zusammen. Aber auch bei diesen Verschönerungen und erdichteten Schönheiten darf die Wahrheit nicht beleidigt werden. Sie müssen wirklich schön (wahre Schönheiten), an ihrer schicklichen Stelle, an sich selbst und als das gedenkbar sein, wofür sie gegeben werden. Innerer Widerspruch oder Streit mit den Umständen, dem bekannten hebt alle Wirkung auf und beleidigt, statt zu vergnügen.

Die Verschönerung oder Dichtung muß wahrhaft schön, und als schön dem Sinne gewahrnehmbar sein, weder durch übertriebene

Grösse noch Kleinheit ermüden oder unfruchtbar werden: es muß übersehen werden können, aber doch Thätigkeit, Beschäftigung, Vorstellungen geben.

Verschönerungen der Natur sollen doch immer als mögliche Natur gedacht werden. Sie müssen also den bekannten Naturgesetzen nicht widersprechen. Dieß gilt bei Vergrösserungen, Verkleinerungen, Zusammensetzungen, Verhältnissen u. s. w. Der Gegenstand muß unter diesen Umständen gedenkbar sein. Der Künstler muß die Umstände so bestimmen, daß das Ganze wahrscheinlich ist, sich aus den Umständen begreiffen läßt. Versetzt also die Kunst unter bekannte Umstände, in eine bekannte Zeit u. dgl., so muß alles denselben angemessen sein. Man soll es unter diesen bekannten Umständen denken, es darf ihnen also nicht widersprechen, muß das Kostüm beobachten. Der Grieche muß Grieche, der Römer Römer sein, und der Apostel nicht in der Mönchskutte erscheinen.

Selbst dann, wann die Kunst sich eigene Naturen schafft, darf kein Widerspruch da sein. Das Ganze muß wahr, gedenkbar in sich und

unter diesen erdichteten Umständen sein. Ist es in sich unmöglich oder den Umständen widersprechend, so ist es ungedenkbar, unwahr. Auch Dichtung muß also eine gewisse Wahrheit, Möglichkeit, Uebereinstimmung haben, wenn die Kunst will, daß wir das dargestellte denken sollen, wenn es ihr Ernst ist, nicht Scherz oder Spott.

Der Triumpf wahrer und lebhafter Darstellung ist die Täuschung: derjenige Seelenzustand, wo wir Schein für Wirklichkeit, die Darstellung für das dargestellte, Kunst für Natur halten. z. B. den Schauspieler für die Person, welche er vorstellt, das Gemälde für Natur, das vom Dichter geschilderte für gegenwärtig u. dgl.

Bei der Täuschung müssen alle Nebenvorstellungen unseres Zustandes und des täuschenden Gegenstandes, welche uns an die gegenwärtige Wirklichkeit errinnern könnten, verdunkelt und geschwächt werden. Die Täuschung gründet sich daher in der Wahrhaft und Lebhaftigkeit der Darstellung und in der Empfänglichkeit und lebhaften Einbildungskraft des getäuschten.

IV. Kapitel.

Vom Neuen und Wunderbaren.

Die Seele will Nahrung, Reichthum und Fruchtbarkeit der Vorstellungen. In der Kunst thut daher alles das gute Wirkung, was die Seele bereichert mit Vorstellungen oder ihr viel verspricht, hoffen, ahnden und errathen läßt. So wie daher das Grosse und Erhabene, wenn es in der Kunst nicht am unrechten Orte angebracht wird, ungemeine Kraft hat: so interessirt auch das Neue, Unerwartete, Wunderbare u. dgl. Was an sich neu oder auf eine neue Art dargestellt ist, hat immer einiges Interesse, weil es mehr Beschäftigung gewährt als das alte, durchaus bekannte, weil es uns mancherlei hoffen und rathen läßt, und uns eine höhere Vorstellung von dem erfinderischen Urheber gibt.

Da wir bei dem, was wir nicht erwarten, nicht nach und nach eine Vorstellung bilden, nicht stufenweise in einen Gemüthszustand kommen, so ist der Eindruck des Unerwarteten immer sehr lebhaft, seine Wirkung um so stärker, die Aufmerksamkeit konzentrirter. z. B. wenn ich ganz

unerwartet finde oder wiederfinde, was ich nicht zu hoffen wagte, oder längst verlohren glaubte. Wenn daher das, was unerwartet kömmt, nicht an sich zu unangenehm ist oder das höchst angenehme durch die zu plötzliche Ueberraschung zu lebhaft erschüttert, und gleichsam erschrecket (z. B. beim Bettler die plötzliche Nachricht, daß er unermeßlich reich geworden, die plötzliche Erscheinung des todt geglaubten Sohnes bei der Mutter): so hat das unerwartete sehr viel Interesse, und viel Kraft in der Kunst. Denn das Unerwartete gibt reiche und lebhafte Vorstellungen. Wir halten das, was geschehen ist, gegen das, was wir erwarteten, und warum wir es erwarteten, zergliedern die Ursachen, warum wir uns verrechnet, warum es anders gekommen, und den Gang, welchen es genommen hat, die Folgen und Einflüsse, die es haben wird oder haben kann. u. s. w.

Auf ähnliche Art interessirt das Ausserordentliche, welches weit mehr zu denken, weit mehr Beschäftigung und Unterhaltung gibt als das Gewöhnliche. Riesen z. B. von Körper oder Geist, ausserordentliche Begebenheiten, Glücks- oder Unglücksfälle, Nachrichten von sehr

ents

entfernten Ländern, Völkern, seltenen Thieren, Naturerscheinungen, Robinsone, Ritterbegebenheiten u. dgl. Daher interessirt und reizt die Aufmerksamkeit das hohe Alterthum. Es erweckt viele Vorstellungen und Erwartungen. Alles, was darinn erscheint, hat so ein eigenes Gepräge, ist ausserordentlich gegen das, was wir um uns sehen, die Menschen des Alterthums erscheinen als besondere, ganz eigenthümliche Menschen, die wir nicht ganz fassen, und sonderbare Menschen interessiren immer mehr als gewöhnliche. Das ganz Alte ist in eine Art von geheimnißvollen Nebel gehüllt, mit einem Ehrfurchterweckenden Schleier bedeckt, hinter dem mehr sein mag als wir wissen, und hinter dem wir vielleicht noch mehr erwarten und suchen, als wirklich sein mag.

Aus diesem wird nun begreiflich, wie das Wunderbare (eine Art des ausserordentlichen in hohem Grade) das Gemüth anziehen und so mächtig auf die Seele wirken könne. Nicht blos die Kinder lieben Gespenstermärchen, Feen, Zauberer, Wunder u. dgl.

Etwas Ausserordentliches, wovon wir in der Natur und Erfahrung keinen Grund zu finden

den wissen, was wir aus dem bekannten, aus den Naturkräften nicht begreiffen, ist und bleibt immer eine grosse und reiche Vorstellung für jeden, der es so ansieht. Und dieses ist das Wunderbare. Aber offenbar ist auch nicht alles für jeden gleich wunderbar. Je weniger einer begreifft, desto mehr dünkt ihm wunderbar, und daher ist Wunderglaube bei Kindern und rohern Menschen am häuffigsten und stärksten. Je mehr hingegen einer begreifft oder zu begreiffen glaubt, desto weniger will er als Wunder gelten lassen. Da nun das Wunderbare und ausserordentliche, um seine Wirkung zu thun, als solches muß angesehen werden: so muß jeder, welcher durch das Wunderbare wirken will, dasjenige Wunderbare wählen, und so darstellen, welches und wie es dem Kreise von Menschen, auf welchen er zielt, als solches erscheint. Das Kind freuet sich auch der ungereimtesten Märchen, für andere aber brauchts mehr Wahrscheinlichkeit. So kann sich z. B. nicht jeder Dichter für jede Nation gleicher Maschinen bedienen.

So wie durch Vertheilung des lichtes in der Darstellung die Aufmerksamkeit auf jenen Theil oder Gegenstand gezogen wird, welcher

hervorstechen und vorzüglich interessiren und wirken soll: so wird auch die Wirkung des Ausserordentlichen und Wunderbaren bestimmt und erhöhet durch die Art der Darstellung, die Nebenvorstellungen und Verbindungen, worinn es gebracht wird. Das, was zu nächst um den Gegenstand ist, und womit er also verglichen wird, kann ihn heben oder verdunkeln. Das Grosse neben dem sehr kleinen ist um so grösser, Tugend und laster heben einander u. dgl. m. Der Gegenstand wird also gehoben durch Gegeneinanderstellen, durch das Abstechende mit seinem verglichenen Gegentheile. Und die Kunst bedient sich daher der Entgegensetzung und vergleichenden Zusammenstellung unähnlicher oder dem Grade nach verschiedener Gegenstände, um eine Eigenschaft anschaulicher und auffallender zu machen.

V. Kapitel.

Scherz und Spott.

Nicht blos, was wichtig ist in Ernst; auch das Scherzhafte interessirt und gefällt in der Kunst: das lächerliche ist selbst dem Körper lieb.

Lachen ist für Körper und Seele eine angenehme und heilsame Bewegung, und wir loben daher ein Kunstwerk oft als schön oder vollkommen, weil es uns zum Lachen reizt.

Wir lachen über auffallende (leicht beschäftigende) Ungereimtheiten ohne wichtige Folgen. Man hört zwar zuweilen auch ein lautes Gelächter, wenn ein Mensch fällt oder sonst ein Unglück entstehet; aber bei genauerer Untersuchung findet sich, daß die Lachenden die Sache nicht als Unglück angesehen haben, sondern blos als Ungereimtheit, und etwa über Ungeschicklichkeit, wunderliche Bewegungen u. dgl. des Fallenden lachten. Niemand lacht über das, was ihm wichtig ist: Unglück erregt Traurigkeit, Bosheit Erbitterung, nicht Lachen. In so weit es Lachen erregt, muß es immer als unwichtige Ungereimtheit erscheinen.

Das Lachen (sagt Moses Mendelssohn)" „gründet sich, so wohl als das Weinen, auf „einen Kontrast zwischen einer Vollkommenheit „und Unvollkommenheit. Nur daß dieser Kon„trast von keiner Wichtigkeit sein, und uns „nicht sehr nahe angehen muß, wenn er lächer„lich sein soll. Die Thorheiten der Menschen,

„die

„die wichtige Folgen haben, erregen mitleidige „Zähren; die aber ohne Gefahr sind, machen „sie blos lächerlich. Man nennt einen solchen „Kontrast eine Ungereimtheit, und sagt daher, „ein jedes Lächerliche setze eine Ungereimtheit „zum voraus. Ein jeder Mangel der Uebereinstimmung zwischen Mittel und Absicht, Ursache und Wirkung, zwischen dem Charakter eines Menschen und seinem Betragen, zwischen „den Gedanken und der Art, wie sie ausgedrückt „werden, überhaupt ein jeder Gegensatz des „Grossen, Ehrwürdigen, Prächtigen und Vielbedeutenden neben dem Geringschätzigen, Verächtlichen und Kleinen, dessen Folgen uns in „keine Verlegenheit setzen, ist lächerlich.“

Ein Werk (Handlung, Rede ꝛc.) dessen Absicht ist, Lachen zu erregen, heißt scherzhaft. Daher nennt man den Witz scherzhaft, wenn er Lachen zu erregen sucht durch Aufsuchung und Darstellung ungereimter Verhältnisse, welche sich nicht gerade in der Natur des Gegenstandes zu gründen brauchen; sondern in Zufälligkeiten, einseitiger Betrachtung und gesuchten Verbindungen.

Scherzhafte Kunstwerke erregen also nebst dem Eindrucke des lächerlichen noch eine vortheilhafte Vorstellung von dem Witze ihrer Urheber. Kunstwerke sollen eigentlich nicht selbst lächerlich sein; sondern scherzhaft. Denn um jenes zu sein, hätten sie Ungereimtheit, Unvollkommenheit, wodurch Schönheit und Wirkung aufgehoben würde. Sucht aber der Urheber lachen zu erregen durch (zweckmässige) Darstellung des Lächerlichen oder Ungereimten, so wird sein Werk nicht unvollkommen oder ungereimt, sondern vollkommen durch Uebereinstimmung mit seiner Absicht. Es wird nicht über den Künstler, sondern über das, was er absichtlich gibt, gelacht. Lächerlich sein ist Unvollkommenheit, scherzhaft sein Vollkommenheit gegründet in Witz.

Scherz entstehet oder das lachen wird absichtlich erregt durch ächte Darstellung eines wirklichen lächerlichen ungereimten Gegenstandes, und durch erdichtete Lächerlichkeiten oder Ungereimtheiten: durch auffallende Uebertreibung (ins Grosse und Kleine), durch absichtliche Verletzung der Wahrheit (Widerspruch im Kostüm

u. dgl.), wichtige Verzierung und Darstellung der Unwichtigen 2c.

Aber nicht jedes Kunstwerk darf Lachen erregen, nicht jeder Gegenstand lächerlich vorgestellt, Gegenstand des Scherzes werden. Das Lächerliche erregt keine Achtung, erscheint durch seine Ungereimtheit verächtlich oder unwichtig, unbedeutend. Auch blos scheinbare, gesuchte und erdichtete Ungereimtheiten setzen den Gegenstand herab, und gewöhnen an eine leichtfertige Betrachtungsart desselben. Was also nicht nach und nach verächtlich werden soll, was ehrwürdig und wichtig ist, soll nicht Gegenstand des Scherzes, darf nicht lächerlich dargestellt werden.

Wichtige Gegenstände z B. Religion, und was sonst der Menschheit heilig ist, verlieren auf solche Art Würde, Kraft und Einfluß. Und derjenige, welcher es unternimmt, über so etwas zu scherzen, schadet sich selbst. Bei denjenigen, denen sie wichtig und heilig sind, erregt er nicht Lachen, sondern Betrübniß über die nachtheiligen Folgen, die sein Unternehmen haben kann, und Beleidigung über seine Absicht. Und so fällt die Verachtung auf ihn, man trauet

ihm

ihm wenig Würde zu, da er über so etwas scherzen mag: wiewohl er immer einige Lacher auf seine Seite bekommen kann, manchmal viele, wie schon Erfahrung gelehrt hat. Denn es kann einem lächerlich sein, was es dem andern nicht ist, wie aus dem Begriffe des lächerlichen leicht folgt. Nachdem einer einen Gegenstand für wichtig hält und Antheil daran nimmt, nachdem sind ihm auch seine (wahren und scheinbaren) Unvollkommenheiten und Ungereimtheiten wichtig oder unwichtig, verdrüßlich oder lächerlich. Häufige Beispiele geben das Lächerlichmachen der verschiedenen Stände und Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft. Auch kömmt es natürlicherweise auf die jedesmalige Seelenstimmung an, wodurch der Gesichtspunkt und die Betrachtungsart bei Beurtheilung eines Gegenstandes bestimmt wird.

So haben daher manche Menschen eine eigene, vorzügliche Gabe zu scherzen, über alles zu lachen und alles lächerlich zu machen. Vor allem gehört dazu, daß die Seele nicht eingenommen, frei von anstrengender Beschäftigung sei: der witzigste Einfall wirkt kein Lachen bei den, der den Kopf voll Sorgen und Arbeit

hat. Da ferner etwas nicht lächerlich erscheint, so fern es wichtig ist, so gehört zur Gabe zu scherzen, daß einem aus Grundsätzen nichts wichtig ist, oder man über die wichtige und ernsthafte Seite weg und nur auf Ungereimtheit, nicht auf ihre ernsten Folgen sehe. Da nun wohl jeder Gegenstand aus einem gewissen Gesichtspunkte, einseitig oder in gewissen Verbindungen und Verhältnissen betrachtet in einiger scheinbaren Ungereimtheit mag dargestellt werden: so gehört zur Gabe zu lachen und zu scherzen auch noch, daß man jederzeit den Gesichtspunkt oder die Seite der Ungereimtheit zu fassen, den Gegenstand mit ungereimten Dingen in Verbindung und Aehnlichkeit zu bringen wisse u. dgl.

Dieses Talent ist zum Theile Gabe der Natur. Aber nebst angebohrnem, leichtem, scherzhaftem Witze vermögen auch Uebung, Gewohnheit und Zusammenfluß von Umständen sehr viel. Wan sieht leicht, was man beständig im Kopfe hat: es kömmt daher bei dem Talente zu scherzen viel darauf an, daß man einen guten Vorrath lächerlicher Bilder, Verhältnisse, Vergleichungen u. dgl. im Kopfe gesammelt habe, nach welchen

chen der vorkommende Gegenstand betrachtet wird. Denn etwas mag doch leicht auf ihn passen oder sich anwenden lassen.

Wenn man beim Lachen erregen die Absicht hat. das lächerlich gemachte heunter zu setzen, verächtlich zu machen, so ist der Scherz Spott. Da aber nur denkende, moralische Wesen der Achtung und Verachtung fähig sind, so können auch eigentlich nur solche Gegenstand des Spottes sein. Wir spotten, und denkenden Wesen zu schaden, sie zu demüthigen oder ihnen Verachtung und Zurücksetzung zuzuziehen. Wo wir über andere als denkende Wesen zu spotten scheinen, gilt doch immer zuletzt der Spott eigentlich nur diesen, wenn schon jene der nächste Gegenstand desselben sein können als Werk, Gegenstand der Neigung u. dgl. denkender Wesen. Des Spottes eigentliche Sphäre sind also geistige, sittliche Ungereimtheiten und Gebrechen: und zwar jene, welche keine sehr wichtige Folgen haben. Ueber physische Gebrechen (z. B. Mißgestalt) lacht man zwar oft im belustigenden Scherze; eigentliche Verachtung können sie aber nicht wohl bewirken, und der Versuch des Spottes darüber ist Beleidigung der Menschenliebe.

Auch sittliche Gebrechen von wichtigen Folgen sind nicht eigentlicher Stoff zum Spotte. Sie können zwar allerdings Verachtung zuziehen; aber sie sind zu ernsthaft und wichtig zum Lachen. Wer lacht über Grausamkeit, Verbrechen und Laster? Sie erregen Mitleiden und Weinen oder Erbitterung und strafenden Ernst. Freilich kann die ernste Bestrafung spottähnlich werden, wenn sie mehr die Ungereimtheit des bestraften mahlt, ohne noch auf die Folgen zu sehen. Man kann den Thoren (wenn er auch noch so wichtig ist) blos als Thoren betrachten ohne seinen Einfluß, und über ihn lachen. Das Bild der Ungereimtheit wird lächerlich, das Gemälde der wichtigen Folgen schwarz und weinerlich: mit knirschenden Zähnen und funkelnden Augen schwingt der Spott die scharfe, blutige Geissel. Er besprützt das Angesicht des Verspotteten nicht mit Kothe, sondern mit Blut: zeugt nicht Verachtung, sondern Haß, so wie er nicht blos aus Verachtung, sondern Erbitterung entspringt. Der verspottete soll zernichtet oder ausgestoffen werden von den Menschen, er ist eine stinkende Eiterbeule, eine verheerende Seuche am Körper der Gesellschaft: reizende Schärfe zwingts

nicht, nur Sengen und Ablösen des Gliedes. Wenn der Tyrann in seinem Stolze einen Gott sich wähnt, so ist seine Einbildung allerdings lächerlich, des Spottes werth. Wenn aber seine stolze Gierigkeit mit Männerleben und Weibertugend spielt, so ziehet sich die lachende Stirne des Spottes in finstre Furchen. Galle macht ihn bitter, nicht Laune lachend.

Mit starken, treffenden Zügen malt er gerade zu unbekümmert um Belustigung. Sie ist ihm nicht mehr Zweck. Er will seinem gepreßten Herzen Luft machen. — Wer da nicht bitter und beissend wird, wer nur lachen mag, muß ein niederträchtiger, verworffner sein, dem nichts heilig, nichts lieb ist als er selbst, der sich am Jammer belustigen kann oder durch Schwänke was erschmeicheln will: oder er ist ein Verzweifelnder, der nichts mehr fült. So der ganz gebeugte Mensch. Elend macht ihn gleichgiltig, und Wahnwitz lacht. —

Der Spott ist bald feiner und versteckter, bald gerader, offener oder auch plumper.

Er gehet oft gerader auf seinen Zweck, auf Hervorziehung des Ungereimten los, oft durch Umwege und versteckte List. Er reißt mit Hef-

tigkeit die Larve von dem Gesichte und schmeißt sie auf die Erde, oder neckt den Narren so lange, bis in der Erhitzung der herabfliessende Schweiß von selbst die Schminke abwischt. Spott hat viele Eigenthümlichkeiten nach dem Charakter des Spottenden und Verspotteten, viele Grade: oft ist er eine juckende Bürste, oft eine zerfleischende Geissel. Jede Art hat ihren Gebrauch und Mißbrauch. Immer spotten ist nicht gut, macht auch verhasst und harthäutig gegen die Geissel; zuweilen aber spotten ist gut und heilsam: und setzt in Ansehen und Furcht bei den Narrn, die oft nichts fürchten als Spott.

VI. Kapitel.

Laune.

Eine reiche Quelle für die schönen Künste ist die Laune. Wenn wir einen Menschen in Gemüthszuständen finden, von denen wir keinen Grund in den äussern Gegenständen und Umständen anzugeben wissen, so pflegt man zu sagen, er habe Laune. Sein Gemüthszustand wird nicht bestimmt durch Gegenstände, die Neigung

oder

oder Abneigung in ihm erregten; sondern sein Gemüthszustand bestimmt vielmehr die Betrachtungsart und Farbe der Gegenstände. Eine verdrüßliche Laune, eine lustige Laune. Laune heißt also subjektiv gegründete Gemüthsform. Diese ist bald vorübergehend, bald bleibend: vorübergehende, herrschende Laune. Jeder Mensch hat eine gewisse Seelenform, also Laune: Geist, Temperament, Charakter bestimmen sie, der Grund davon mag nun zu lezt mehr in der Seele oder dem Körper liegen. Aber doch schreibt man manchen Menschen vor allen andern Laune, Humor zu, man nennet einige unterscheidungsweise Humoristen. Und diese vorzügliche Laune ist eigentlich diejenige, welche in der Kunst und im Leben aufmerksam macht, und Wirkung thut.

Manche Menschen haben nämlich etwas ganz eigenes und abstechendes in ihrem Betragen, ihren Handlungen, und der Art etwas zu betrachten und zu beurtheilen, wodurch sie sich auffallend von andern auszeichnen. Sie scheinen es selbst nicht zu wissen, oder sich die Mühe nicht zu nehmen, darauf zu achten, und wir wissen uns nicht hinein zu finden, keinen Grund

ihrer Sonderbarkeit aufzuspüren. Dieselbigen Gegenstände haben eine auffallend verschiedene Wirkung auf sie als andere Menschen, die Gegenstände thun es also nicht; auch nicht so wohl gewählte, deutliche Grundsätze, denn es scheint in ihrem ganzen Wesen nichts gewähltes, absichtliches zu sein.

Wir wissen weiter nichts zu sagen, als: sie sind so, eigenthümlich in ihrer Art, es mag ihnen nun angebohren oder durch Umstände von Jugend auf bestimmt sein; genug ihre Art ist herrschend, natürlich ohne Affektation, ohne Nachahmung oder Schminke: ein bleibendes, offenes Gepräge. Solche Menschen nun pflegt man Humoristen zu nennen, und ihre Laune zeigt sich nicht blos darinn, daß dem einen alles lustig, dem andern traurig, dem dritten gleichgiltig ist. Ihre Betrachtungs-Gemüthsart und Handlungsweise hat noch andere charakteristische Eigenthümlichkeiten, die auffallen, aber sich nicht wohl im allgemeinen beschreiben lassen. Beispiele von Laune sind die Hauptpersonen im Tristram Schandy samt dem Verfasser selbst.

Laune kann man beschreiben als ungesuchte und unversteckte, auffallende Eigenheit im Den-

ken oder Handeln. Sie ist nicht so wohl absichtliche Folge deutlicher Grundsätze, als vielmehr einer angebohrnen oder von dem Umständen empfangenen instinktartigen Form, und gehet dahin offen, ungestört und unbekümmert um die Urtheile der übrigen Menschen. Sie ist der Genius gewisser Menschen.

Das Eigenthümliche erregt immer Aufmerksamkeit vor dem Alltäglichen, und der Widerspruch, der Kontrast des Launigten mit dem Gewöhnlichen erregt Lachen, da wir dieses zur Regel machen, und jenes auf Gewisse Art ungereimt dadurch erscheint, uns auffallend ist.

VII. Kapitel.

Vom Raiven.

Die Natur ist gerad, einfach und offen: und so sind Gedanken, Gesinnungen und Ausdrücke derer, welche ihr treu bleiben. Wenn aber einmal die Gesellschaft sehr verfeinert, die Verhältnisse verwickelt und die Absichten manchfaltiger sind, so verliert sich jene natürliche Ungezwungenheit und Offenheit, und der Ausdruck

(in

(in Worten, Minen, Stellungen und Manieren) ist nicht mehr Bild der Gesinnungen und Gedanken, sondern der Absicht. Man sagt nicht, was man denkt und empfindet, sondern was man gut findet zu sagen, denn manche Gedanken und Gesinnungen sind nicht gut, dürfen sich nicht zeigen, und so wird es Sitte, sich nie ganz zu zeigen, wie man ist: es könnte irgend eine Absicht hindern — überall überlegte Abgemessenheit und Studium. Kunstmaske statt Naturoffenheit; statt Liebe, die man nicht mehr hat, gibt man reichlich Höflichkeit, die nichts bedeutet — die Seelenlose Gestalt der ermordeten Liebe. Man gibt Wort und Schatten statt Sache und Körper — eine geschminkte Larve genannt seine Lebensart. Sie ist eine gangbare Münze, abgeschliffen, beschnitten und ohne Gehalt, aber giltig, denn sie hat den Stempel der Konvention. Sie gehet aus Hand in Hand, wird gegeben und zurückgegeben, ohne je etwas genießbares dafür kaufen zu können.

Wer den größten Haufen davon hat, hat meistens sonst nichts, vertreibt sich die Zeit mit Zählen und Rechnen, und verhungert bei seinem Reichthume. Je mehr die Menschen sich

die

die feine, konventionelle Lebensart und Sitte eigen gemacht haben, desto glätter wird ihre Aussenseite, ohne Ausdruck und Charakter, alle sich ähnlich wie die Gemälde der Tüncher. Gerade Offenheit und Einfachheit in Gesinnungen, Gedanken und Ausdruck wird also Ausnahme von der gangbaren Form und Regel, nur noch Kindern und jenen eigen, die nichts wissen von Weltbrauch und herkömmlicher Lebensart, feinen Leuten nur zuweilen zufällig, wenn sie sich vergessen.

Eine solche natürliche Einfalt nun und offene Geradheit in Gedanken, Gesinnungen und dem Ausdrucke ist naiv. Naivität sticht gegen das gewöhnliche verfeinerte und überlegte ab, wo Reichthum des äussern oft ein sehr dürftiges Innere zu decken pflegt: und besteht in Geradheit und Einfalt des Zeichens eines wichtigen Bezeichneten. Sie gründet sich nicht in Dummheit oder Rohheit, sondern in Kunstlosigkeit und Uebekanntschaft des Gebräuchlichen.

Treffende Gedanken ohne Gewandtheit und haschenden Witz, ächte Gesinnungen ohne Anmassung und ohne erlernte Bescheidenheit, Ausdrücke ohne Schmuck und Verstelltheit decken

unter

unter einem einfachen Aeusseren Reichthum und Wichtigkeit: gesunden Verstand, ein gesundes Herz ohne künstelnde Absicht und schminkenden Putz. Der Ausdruck verräth mehr als er zu enthalten scheint, das, was Kenntniß das Ueberlegtheit oder Ueberlegtheit nicht würde verrathen haben.

Auch Leute, die ganz wohl bekannt sind mit dem, was Sitte ist, und was sie sagen dürfen, vergessen sich manchmal, kennen die Personen nicht, mit denen sie zu haben, oder überlegen die Umstände nicht schnell genug, und verrathen sich.

Auch kleidet sich zuweilen der Spott in die Maske des Naiven, und versetzt mit unschuldiger Mine die empfindlichsten Streiche, je mehr man seiner Treuherzigkeit trauet.

Durch das abstechende gegen das Gewöhnliche und gebräuchliche, durch diese auffscheinende Ungereimtheit pflegt das Naive Lachen oder Lächeln zu erregen, das mehr zum Wohlgefallen oder Spott sich neiget, nachdem man die innere Güte zu bemerken weiß oder blos den Kontrast mit dem Gebräuchlichen. Da ferner das Bezeichnete wichtig ist gegen das einfältige Zeichen,

so

so sticht der innere Reichthum gegen die einfache Aussenseite ab, leistet mehr als durch durch das Zeichen versprochen worden, und der Eindruck wird verstärkt, die Traurigkeit oder sonstige Wichtigkeit des naiven Gegenstandes thut desto lebhaftere Wirkung und verdrängt das lachen, so wie das lächeln über Naivität neben der Traurigkeit bestehen kann, wenn das Uebel nicht Folge der Naivität ist.

Daß Naivität nicht überall passt, verstehen sich leicht von selbst. Die Kunst darf sie nur da anbringen, wo sie die Wahrheit nicht verletzt, bei Werken und Wesen, die mehr Natur als Kunst leitet, bei denen also Einfalt, Unbehutsamkeit oder Offenheit wahr und begreiflich ist z. B. bei Kindern, ländlichen Auftritten scherzhaften Werken, Ueberraschung der Leidenschaft u. dgl.

VIII. Kapitel.

Korrecktheit

Vollendung gibt dem Kunstwerke der Fleiß. Begeisterung entwirft und stellt dar, gibt Wärme und Leben, Vollkommenheit und Unsterblich-

lichkeit ist Werk ausdauernder Arbeit. In der Begeisterung überläßt sich der Künstler dem fortreissenden Strome seiner Ideen, sieht aus seinem eigenen Gesichtspunkte. Durch feilenden Fleiß bei ruhigerer Beurtheilung wird das Werk korrekt, vollkommen, ganz das, was es sein soll, seiner Wirkung und Unsterblichkeit gewiß.

Ein Werk, das auf Vollkommenheit im strengsten Sinne Anspruch haben soll, muß auch von kleineren Fehlern frei, auch in seinen kleineren Theilen vollendet und vollkommen sein, damit es nicht blos den ersten Blick blende; sondern auch der fortgesetzten Aufmerksamkeit zergliedernder Beurtheilung Genüge leiste d. h. das Kunstwerk muß korrekt sein. Es verstehet sich aber von selbst, daß nicht jedes Werk gleich sorgfältige Ausarbeitung in seinen kleinsten Theilen braucht. So wie grosse Schönheiten machen, daß kleine Fehler übersehen werden: so wären auch oft zu mühsame Ausarbeitung und Vollkommenheit der kleinsten Theile unnütz oder gar schädlich, wenn sie die Aufmerksamkeit zerstreuen, und den Eindruck der Uebersicht des grossen Ganzen hindern könnte.

Eben

Eben so bedarf es kaum der Erinnerung, daß auch da, wo äusserste Korrektheit unentbehrlich ist, doch nie Steifheit daraus werden, das Werk nicht mühsam und erkünstelt aussehen darf; sondern eine gewisse natürliche Leichtigkeit und Ungezwungenheit behaupten muß. Denn Spuren der Mühe setzen ein Kunstwerk herunter und beleidigen. Immer gefällt an einem Werke Genie mehr als selbst der genaueste Fleiß: jenes ist Vollkommenheit, dieser Bedürfniß der Schwäche und Einschränkung.

Man hat die Frage aufgeworfen: ob nicht einer mit Fehlern groß und auch ohne Fehler doch ein mittelmässiger Künstler sein könne? und bejahet, daß es besser sei für ein Kunstwerk, mit Genie Fehler als ohne Genie keine Fehler zu haben d. h. ein beseelter Körper von minder schöner Form habe mehr Werth als der schönste kalte Leichnam. Wenn der genievolle, begeisterte Dichter Werke darstellt, die leben und glühen, wer wird es nicht verzeihen, wenn er hie und da dem Wohlklange, dem Sprachgebrauche, den vorgeschriebenen Kunstregeln nicht auf das strengste Genüge gethan, wenn er gegen Poetik gefehlt hat? Es gibt in der Kunst

wesentliche Theorie und Regeln, welche aus der Natur, aus dem Zwecke derselben nothwendig folgen.

Andere sind weniger wesentlich, zum Theile nur konventionel, zum Theile zwar aus jenem wesentlichen Zwecke abgeleitet; aber nur entfernter: als Zierde, Erleichterungsmittel des Zweckes, nicht unentbehrlich wesentliche Bedingniß. Gegen erstere fehlen verunstaltet jedes Werk, Genie dispensirt nicht von ihnen, so wie nur das Genie sie ganz zu befriedigen vermag. Es beobachtet sie nach der mächtigen Leitung des angebohrnen Genius, wenn es auch nicht deutlich die entwickelnde Theorie kennt Es erfaßt Menschen und Natur, und stellt sie dar, wie Shakspear. Ohne Genie vermag das keiner. Sein gewissenhaftester Fleiß feilt an der Form, seine Korrektheit ist Glätte der Aussenseite. Aber kein Glätten macht Eisen zu Golde oder belebt eine Puppe. Ohne leitenden Genius ist also der Künstler eigentlich nie ohne Fehler: seinr Korrektheit bezieht sich auf den Körper, seine Fehler auf den Geist seines Gebildes. Er beobachtet genau die abgeleiteten Regeln, ohne das Grundgesetz zu fassen: er gibt nette Verse, nicht Poesie.

Kor-

Korrektheit ist also unentbehrlich, darf aber nicht sklavisch und ängstlich gesucht werden in Unterdrückung jedes kühnen Aufflugs des Genies und der Begeisterung. Während der darstellenden Begeisterung ist die Seele zu erfüllt, zu warm und angespannt, um auf jede Kleinigkeit aufmerksam sein zu können. Der Künstler bildet ins Grosse. In ruhigern Augenblicken mit freierer Aufmerksamkeit untersucht er dann sein Werk. Durch Zwischenzeit ist es ihm gleichsam fremder geworden, er sieht unpartheischer und klärer seine Mängel und Vorzüge, nun erst kann er durch anhaltendes Ausbessern ihm Korrektheit und Vollkommenheit geben. Nicht schüchternes Umherblicken, was wohl Hans und Kunz dazu sagen, wie es so genannten Mecänaten und Kennern gefallen werde, darf seine Feile leiten. Wer ängstlich nach Beifall und Unsterblichkeit jaget, verfehlt sie gewiß, wird nie was grosses leisten. Er muß nicht buhlen, nicht wanken, fest stehen auf seinen Füssen, sein Werk studiren, und die Art und den Zustand wie er es ausarbeitete. Erfüllte es ihn ganz, floß es heiß aus seiner Seele, so ist es schwerlich ohne Kunstwerth.

Was macht es zu wiederholten Malen und in verschiedenen Zwischenzeiten für Wirkung auf ihn selbst und allenfalls auf geprüfte kritische Freunde? Sollte es der erzielten Wirkung nicht mächtig sein, so müssen die Hindernisse aufgesucht und gehoben werden. Besonders muß man auch darauf sehen, daß der Kunst nicht der ächte lezte Kunstzweck aufgeopfert werde. Oft sucht nämlich der Künstler blos oder meistens seine Kunstgrösse und Geschicklichkeit zu zeigen, nicht so wohl zu wirken, was seine Kunst wirken kann und soll, als vielmehr nur Bewunderung und Ruhm bei Kunstgenossen durch pralerische Verschwendung seiner Fertigkeit zu erhaschen

Auch soll die Kunst, wenn sie auf ächten, dauernden Werth Anspruch machen will, nie üppig werden. Die Kunst soll stets Freundinn der Tugend, der Künstler Freund der Weisheit sein. Die ächte, reine, höchste Schönheit ist sittsam, ächte Schönheit ist ächte Vollkommenheit: beide eins im höchsten Urbilde. Der Künstler soll also nicht Taglöhner der Lüste sein. Kunst ist Weisheit. Kunst und Tugend vereinigen sich wie jede Wissenschaft und Uebung in einem

Hauptgeschäfte, ihrem höchsten Ziele, der Humanität, Veredlung des Menschen. Zu diesem sollen sie sich freundschaftlich die Hand bieten und vereinigen, wie zärtliche Schwestern, als neidlose Priesterinnen einer reinen Gottheit. Unedles Vergnügen ist nicht daurend und ungestört: ein herber Kern in einer artigen Schale.

Der Künstler braucht also zu seinen Werken nebst Talent ausdauernden Eifer und Strenge gegen sich selbst.

Viertes Hauptstück.

Geschmack.

I. Kapitel.

Geschmack.

Jeder Mensch hat Sinn für Schönheit, wenigstens für gewisse Schönheiten in einer besondere Sphäre von Gegenständen d. h. man unterscheidet Schönheit und Häßlichkeit, und hat Wohlgefallen an jener. Auch das Kind und der ungebildete Mensch liebt Glanz, helle Farben, rauschendes Getöne u. dgl. Diese Beurtheilung und Liebe des Schönen hat bei jedem nach seiner Anlage und Bildung einen bestimmten, weitern oder engeren Gesichtskreis, ist mehr oder weniger eindringend. So wie aber Schönheit undeutlich wahrgenommene Vollkommenheit ist, so ist diese vergnügende Gewahrnehmung des Schönen nicht deutliche, räsonnirte Erkenntniß, sondern eine Art von Empfindung

dung, sinnlichen, undeutlichen Beurtheilung oder Gewahrnehmung. Wenn uns ein schönes Gesicht wohlgefällt, so ist das keine deutliche Erkenntniß. Wir denken in dem Augenblicke nicht alle Gründe unseres Beifalls, alle Bestandtheile der Schönheit mit zergliedernder Deutlichkeit. Vorher mögen wir wohl manches über solche Schönheiten spekulirt haben, und hintennach unser Vergnügen anatomiren; aber in dem Augenblicke des Wohlgefallens ist alles Anschauung: wie der Wohlgeschmack einer Speise nicht Vorstellung des Zuckers, Essigs ꝛc. woraus sie besteht, oder der Gesundheit ist, welche sie bringen wird.

Der Führer bei Beurtheilung des Schönen ist unser Wohlgefallen an den Gegenständen, das freilich seinen weitern Grund in vorräthigen Begriffen, Ideenverbindungen, Stimmung und Zusammenstimmung der verschiedenen Seelenvermögen ꝛc. hat. Es wirkt aber jedesmal schnell ohne daß wir an die weitern Gründe denken, ist Sinn des Schönen, Geschmack, sinnliche, undeutliche Beurtheilungskraft.

Wie also Geschmack so viel heisst als Vermögen, das Schöne zu empfinden: so heissen

vorzugsweise Leute von Geschmack jene, bei welchen dieses Vermögen vorzüglich ist, welche eine (von Natur oder Umständen erhaltene) Fertigkeit besitzen, das Schöne zu empfinden.

Der Geschmack wirkt Beurtheilung, Empfindung des Schönen, wo es in Natur und Kunst ist, und Hervorbringung desselben durch die Kunst, wo er das hervorbringende Genie des Künstlers leitet. "So weiß jeder (sagt Herder), daß Genie im Allgemeinen eine Menge „in= oder extensivstrebender Seelenkräfte sei; „Geschmack ist Ordnung in dieser Menge, Proportion und also schöne Qualität jener strebenden Grössen."

Am vollkommnen jeder Art haben wir Vergnügen, wenn wir es als solches erkennen und fassen, in so weit wir es nicht mühsam heraus=räsonniren, sondern mit Leichtigkeit anschauen, in so weit es schön erscheint. Ist also irgend eine Vollkommenheit so auffallend und leicht zu finden oder doch für unsere Beurtheilung d. h. ist unsere Anlage und Fähigkeit zur Gewahrnehmung dieser Art von Vollkommenheit gestimmt, gebildet und geübt, so empfinden wir diese Vollkommenheit, sie ist uns schön. Ohne mühsame

same Vernunftschlüsse stellet sie sich unserer sinnlichen Urtheilskraft in ihrer Kraft dar, wir finden Geschmack daran. So urtheilt ein glücklicheres Talent oder geübter Geist über Schönheiten der Poesie, andere über Tonkunst, Malerei 2c. Es gibt so ein besonderer (poetischen musikalischer 2c.) und bei manchen ein allgemeiner Geschmack, nachdem er durch Anlage oder Bildung bestimmt sich auf diese oder jene Sphäre und Art von Schönheiten ausbreitet.

Gleichwie die verschiedenen Vermögen der Seele überhaupt eigentlich nur unterscheidende Namen für die mancherlei Wirkungsarten der Kraft unserer Seele sind: so ist auch Geschmack keine abgesonderte Kraft. Geschmack ist Zweig der Urtheilskraft, Urtheil über schön und häßlich. Die vollkommnen Gegenstände sind bald sinnlich, bald imaginativ 2c. und so tragen auch Sinnlichkeit, Einbildungskraft 2c. das Ihrige zur Auffassung der Schönheiten bei.

Der Bund aller Seelenfähigkeiten zur Wahrnehmung des Schönen d. h. zur undeutlichen Gewahrnehmung und lebhaften Darstellung der Vollkommenheit heißt Geschmack. So wie die Seelenkraft als Verstand Vollkommenheit zer-

gliedert, um deutliche Begriffe zu bilden, so faßt sie als Geschmack mit anschaulicher Lebhaftigkeit die Vollkommenheit, daß sie als Schönheit Wohlgefallen errege.

II. Kapitel.

Verschiedenheit des Geschmacks.

So auffallend die Verschiedenheit des Geschmacks der Menschen beim ersten Blicke ist; so ist es doch nicht zu verwundern, daß verschiedene Menschen in ihren Geschmacksurtheilen eben so verschieden sind, als in ihrer übrigen Anlage und Bildung, daß der Geschmack unter den Menschen so manchfaltig ist, als das worinn er sich gründet.

Es mögen wohl wenige Dinge sein, die nicht von irgend einem für schön und von einem andern für häßlich gehalten würden. Wie mancherlei Urtheile über Menschenschönheit! Die Schwärze der aufgestülpten Negerphysiognomie gefällt und findet Liebhaber wie die Rosen und Lilien der Europäischen Bildung. So theilen sich die Urtheile fast über jeden Theil des Kör-

pers

pers, über Grösse, Gestalt und Farbe. Und so künsteln die Menschen an Gliedern, Farbe, Form, Haltung und Bewegung ihres Körpers, wissen am Ende nicht mehr, was die Natur gab und wollte, und bewundern mit vielem Geschmacke ihre Verzerrungen. Sie schnitzen sich einen Götzen und beten ihn an als wenn er vom Himmel käme und alles Heil brächte. Kaum ist erkennbar die Menschenbildung unter dem Schutte verbessernder Kunst. Die Gestalt steht nicht, sie wankt und zittert wie ein bebendes Gespenst. Die Säule vermag das Gebäude nicht zu tragen, der eingezwängte Fuß schwindet — eine Bewegung- und Gefüllose Stelze ohne Gebrauch und Form. Das Angesicht des Menschen, die reine Tafel Gottes, worauf die Seele ihre Sünden und Thaten summirte, ist ein verwischtes und verkritzeltes Schild der Lüge — das bemalte Grab der Aufrichtigkeit und Schamhaftigkeit!

Wer kennt die mächtige Fee Mode nicht, die würdige Tochter des Müssiggangs und der Buhlerei? Was sie lobt, ist schön. Und sie lobt heute, was sie morgen verachtet. Sie nimmt laster und Tugend, Narrheit und Weisheit

heit in ihre Protektion. Mode unterstützt mit wohlthätiger Empfindsamkeit den Nothleidenden, und Mode Verführt die Unschuld ; Mode betet mit verdrehten Augen, und Mode spottet über die Religion. —

Bekannt ist die Verschiedenheit des Geschmacks einzelner Menschen und ganzer Nationen in allem, was sie ändern und nicht ändern können, in Musik, Kleidung, Geräthe 2c. Und alle diese auffallenden Verschiedenheiten haben gleichwohl ihre Ursache in den allgemeinen Grundgesetzen des Geschmacks, wenn sich schon nicht in jedem einzelnen Falle genau erklären lässt, wie und wodurch sich etwas Beifall erworben.

Jedem ist schön, worinn er Vollkommenheit anschauet. Alles also hat Einfluß auf die Bestimmung des Geschmackes und seiner Verschiedenheit, was die Ideale eines Menschen d. h. die Vorstellungen, wornach er Vollkommenheit beurtheilt, die Begriffe von dem, was die Dinge sein sollen, modifizirt; und alles, was die Kenntniß, das Erfassen dessen, was beurtheilt werden soll, bestimmt, befördert oder hindert. Der Geschmack wird bestimmt und

ver-

verschieden durch vorräthige Begriffe und (die natürlichen oder erworbenen) Bestimmungen der Seelenfähigkeiten eines Menschen.

Bekannt ist es, wie viel Einfluß Nebenvorstellungen, die sich durch irgend einen Zufall mit den Dingen verbinden, auf Wohlgefallen, Neigungen und Beurtheilung haben. Nebenvorstellungen, Ideale und Begriffe von dem Gebrauche der Dinge richten sich aber nach dem, was uns am meisten umgibt, was wir durch Erfahrung kennen: und also auch Beurtheilung der Schönheit der Dinge. Und wir finden daher auch, daß die Menschen so weit in ihrem Geschmacke übereinstimmen oder verschieden sind, als ihre vorräthigen Begriffe sich ähnlich oder unähnlich sind. Wer von Jugend auf schwarze Menschen gesehen hat, bildet sich darnach seine Vorstellung von Menschen und Menschenschönheit. Der Geschmack wird daher um so weniger einseitig, je ausgebreiteter und manchfaltiger die Erfahrungen eines Menschen sind, woraus er seine Ideale bildet. Sieht ein Mensch allerlei Menschen von mancherlei Nationen und Bildungen, so bildet sich aus den daraus zurückbleibenden Vorstellungen durch reiche Verglei-

chung sein Begriff von Menschenschönheit. Das, was er von Schönheiten in jedem einzelnen Menschen oder jeder Nation findet, setzt er zusammen, schmilzt viele schöne Körper in einen zusammen mit Weglassung der Mängel oder mindern Schönheiten der einzelnen, und erhält so ein Ideal, das von Nation und andern Verhältnissen unabhängig ist. Und eine solche Schönheit findet eben deßwegen um so allgemeineren Beifall, weil leicht jeder etwas aus seinem Ideale darinn finden mag.

Nicht minder richtet sich der Geschmack nach den Fähigkeiten, der Kultur und dem jedesmaligen Gemüthszustande der Menschen. Fällt der Gegenstand der Beurtheilung in die äussern Sinne, so kömmt es auch auf die Empfänglichkeit und Reizbarkeit des Sinnes, wie bei andern auf die Fähigkeit der Seele an. Wer ein sehr empfindliches, reizbares Nervensystem hat, wird das wilde Geräusch eben so unerträglich finden, als Kinder und andere besonders auch rohere Menschen sich es begierig wünschen.

Der thätige Krieger liebt den raschen, erweckenden Marsch. Die sanfte Schwermuth liebt sanfte, schmelzende Musik. Wer Witz nicht

faßt,

faßt, findet natürlich kein Gefallen daran, liebt nur derbe Späße. Wer ohne Schwungkraft des Geistes nicht Sinn hat für hohe Ideen, für edle, grosse Bilder, kann das nicht schön finden, was er nicht fasst. u. dgl. m.

Daraus läßt sich wohl begreiffen, wie der Geschmack der Kinder und Alten, der Rohen und Kultivirten, der verschiedenen Völker und Stände u. s. w. verschieden sein mag. Und diese Verschiedenheit des Geschmacks erstreckt sich dann aus denselben Gründen über Natur- und Kunstschönheit. Manche konventionelle und Modeschönheit ist freilich eine wahre Häßlichkeit. Daß sie aber wohlgefalle, ist doch auch aus jenen Grundgesetzen der menschlichen Natur begreiflich. Der Schimmer von Kunst, Geschicklichkeit, Erfindsamkeit, Neuheit, Pracht, Rang u. a. Nebenbegriffe hüllen die Häßlichkeit selbst in einen Zaubernebel, und machen das Gleichgiltige interessant. Die ärgsten Verzerrungen, Zwängung und Mißbrauch der Glieder gefällt, so weit sie Geschicklichkeit und Kunst voraussetzen und anzeigen, dem, welcher nur oder vorzüglich auch diese sieht. So gefallen unnatürlich kleine Füsse, Seiltänzerkünste u. dgl.

dgl. Und so gefällt jedes seltene, weil es nur wenige haben können, weil es also Vorzug gibt. Neuheit in Putz, Geräth u. dgl. gefällt wie in allen Dingen, weil es Unterhaltung gibt, die man sucht, weil es auszeichnet und Erfindsamkeit anzeigt.

Man wird das Alte müde, und sucht Veränderung, Abwechselung. Noch mehr interessirensolche Dinge, wenn Auktorität hinzukömmt, wenn wir uns angesehenen, berühmten Personen dadurch gleich zu setzen glauben z. B. wenn vornehme oder beliebte Personen eine neue, auch noch so ungereimte und abgeschmackte Tracht aufbringen. Und eben dadurch verbindet sich auch noch der Begriff von Pracht oder dgl. damit, wie dann manches schon natürlich Pracht und Zeichen des Ansehens ist z. B. glänzende Farben, blendende Metalle und Steine und andere Zeichen des Reichthums, weitausgebreitete Gewänder, Gefolge u. dgl. Andere Einrichtungen haben wieder andere Bedeutungen z. B. einfache, anliegende, nachlässige Kleidungen u. dg. Und so entstehet Putz, Pracht, Verzierung, Geschmack am Bemalen des Körpers, an Ohrgehängen, Ringen, Federn, Glasknöpfen,

pfen, bunten Steinen, Reifröcken, Brillanten, grossem und kleinem Kopfzeuge, schleppenden und knappen Kleidern, gezwängten Füssen, eingeschnürten Leibern u. s. w. unter so genannten Wilden und nicht wilden. Wie Geist des Zeitalters und des Menschen Einfluß darauf haben, wie jeder, was er sein mögte oder zu sein glaubt, durch Putz und Geschmack ausdrückt, sieht man z. B. daran, wie Weiber sich bald den Männern, bald Männer den Weibern in ihren Moden nähern. —

III. Kapitel.

Eigenschaften und Stufen des Geschmacks.

So natürlich es ist, daß Verschiedenheit des Geschmacks unter den Menschen herrscht, so hat er doch bei weitem nicht gleichen Werth. Es gibt einen guten und wahren und einen falschen und verdorbenen Geschmack, und mehrere Stufen des feinen und gröbern.

Bei weitem nicht alle Menschen sind gleich empfindlich gegen das Schöne und Häßliche. Einige reizt nur das Auffallende, und nur die gröbsten Fehler und Mängel beleidigen sie. An-

dere bemerken auch die verborgensten Mängel und feinsten Vorzüge. Mit der größten Leichtigkeit und Schärfe fasset ihr feiner Geschmack jeden Punkt, welcher einigen Bezug auf Schönheit hat. Der geübte und feine malerische, musikalische, poetische u. dgl. Geschmack wird von Schönheiten und Häßlichkeiten in Erschütterung gesetzt, über welche der rohe, ungeübte Geschmack gleichgiltig wegsieht, wie das Auge über mikroskopische Thierchen.

Der feinere und gröbere Geschmack gründet sich in natürlichen Gaben und Uebung.

Der Geschmack hat aber nicht nur Grade; er ist auch oft entgegengesetzt. Und doch kann das Entgegengesetzte nicht zugleich vollkommen, schön, oder ein und dasselbe Ding zugleich wirklich schön und häßlich sein. Wo also Geschmacksurtheile einander widersprechen, kann nur eins wahr, und das andere muß nothwendig falsch sein, und also auch der Geschmack, welcher dasselbe fällt. Der gute Geschmack gibt nur der ächten, wahren Schönheit, der wirklichen Vollkommenheit Beifall. Er urtheilt richtig. Aber nicht alles, was von irgend einem Beifall erhält, ist desselben würdig. Man findet oft

Ges

Geschmack an unwürdigen Gegenständen, welches dann ein falscher, unrichtiger Geschmack ist. Freilich gefällt die Unvollkommenheit an sich selbst, als solche nicht. Aber es läßt sich ein Ding aus mancherlei Gesichtspunkten betrachten, und kann so den Schein der Vollkommenheit oder einer grössern Vollkommenheit haben, wodurch der Geschmack geblendet wird. Der falsche Geschmack gründet sich auf einseitige Betrachtung der Gegenstände und übereiltes Urtheil.

„Da nichts schlechterdings unvollkommen sein „kann (sagt Moses Mendelssohn), sondern „allemal Gutes mit Bösem vermischt ist; so „kann es die Gewohnheit dahin bringen, daß „man vom Bösen abstrahirrt, und seine Aufmerksamkeit auf das wenige Gute lenkt, das „damit verknüpft ist. Diese Fertigkeit nennet „man einen verwöhnten Geschmack, und es ist „keine Abscheulichkeit in der Welt, an welcher „wir nicht auf diese Weise eine Art von Geschmack finden können."

Die Güte des Geschmacks hängt ab von der Richtigkeit der Ideale, daß man wahre Begriffe von der Natur und Bestimmung der Dinge habe, daß man nicht übereilt und einseitig

urtheile, und sich öfters selbst Rechenschaft zu geben sucht von dem Grunde seines Beifalls und Wohlgefallens. Und auf diese Uebung und Nachforschung über den Grund des Beifalls stützet sich der gründliche Geschmack, welcher nur dem wahren Schönen Beifall gibt und nach Gründen zu unterscheiden und zu urtheilen weiß. Menschen von ungründlichem Geschmacke hingegen lassen sich blos von dem Strome fortreissen, urtheilen nach Ansehen und Vorurtheilen, ohne sich je Rechenschaft und Grund anzugeben. Manche Menschen folgen einem affektirten, verzärtelten oder erkünstelten Geschmacke. Wie der rohe Geschmack mit Gleichgiltigkeit sich alles gefallen läßt, so befriedigt den übertriebenen, verzärtelten Geschmack nichts. Es ist dieß eine Art der Verwöhnung, welche verlangt, was Menschen nicht haben können oder nicht haben sollen, und die Schönheit mit dem Vergrösserungsglase durchspähet, damit sie ja verzerrt und geschunden aussehe. Was affektirter Geschmack sei und wie er entstehe, weiß jeder aus der täglichen Erfahrung. Bei vielen muß alles, was gefallen soll, Kunst, kostspielich oder selten sein, weil das übrige jeder haben kann, und sie doch mit an-

dern nichts gleich und gemein haben dürfen. — —

IV. Kapitel.

Bildung des Geschmacks.

Die Vollkommenheit des Geschmacks besteht in seiner feinen Empfindlichkeit, seinem Umfange und seiner Gründlichkeit. Hoher Grad dieser Vollkommenheit ist und kann nicht wohl Antheil aller oder der meisten Menschen sein. Zum vollkommnern Geschmacke gehört Gunst der Natur, welche den Keim gibt, und Gunst der Umstände, welche den Keim zur Entwickelung und Reife bringt. Glückliche Anlage und verhältnißmäßige, zusammenstimmende Ausbildung der Fähigkeiten gründet den Geschmack. Zu mächtiges Uebergewicht eines oder des andern Seelenvermögens ist keineswegs guter Geschmack. Geschmack ist Proportion, Zusammenstimmung. Uebermacht eines Vermögens kann allerdings grosse, bewunderungswürdige Wirkungen hervorbringen, Riesen in ihrer Art, aber nicht Geschmackvolle Werke. Die rasche Einbildungs-

Kraft ohne die leitende Beurtheilung der Vernunft ist ein kräftiges, zaumloses Roß voll Feuer, Trieb und Leben, aber wild, ohne Zweck und Frucht. Es schweift herum, könnte nützen, und richtet oft Verwüstung und Schaden an. Der Verstand allein ist ein bedächtlicher, sicherer Fußgänger. Er kömmt langsam und leise, aber sein Gang ist sicher vor Gefahr, reich an Beobachtung, bestimmt für unbekannte, gefährliche und schlimme Wege und die beobachtende Reise des Weisen. Zähmt er sich das kraftvolle Roß, so dient es ihm zum erholenden und vergnügenden Spazierritte und der Bequemlichkeit und Geschwindigkeit der Reise. Aber je feuriger und kühner das Roß ist, desto stärker und geübter muß der Reiter sein. Sonst brechen sie Hals und Bein oder tummeln sich müde im Kreise herum, ohne vom Flecke zu kommen. — Dieses ist das Gesetz, wie Geschmack entsteht und sich bildet.

Die Vollkommenheit des Geschmacks hängt nämlich ab von der Anlage der Natur und der Bildung durch Umstände und Uebung. Wie viel Talent und natürliche Empfänglichkeit am

Ge-

Geschmacke Theil habe, ist bekannt genug aus Erfahrung. Grosse, hohe Seelen lieben von Natur das Grosse, verachten das kleinliche, spielende, lächeln über ängstliche Klugheit und puzende Kunst. An dem edeln, einfachen, natürlichen und erhabenen Geschmack, welchen man an manchen Menschen bewundert, hat also ohne Zweifel günstige Anlage Theil. Aber das beste Instrument kann verstimmt, die edelste Kraft aufgehalten, oder misgeleitet, folglich auch begünstigt und gepflegt, und der minder glücklichen Anlage nachgeholfen werden durch Umstände, Verhältnisse und Gebrauch. Wem es von Natur nicht ganz fehlet an Gaben, reiner Empfänglichkeit, höherem Gefüle, und wen dabei von Jugend auf Muster der Schönheit in Natur und Kunst umgeben, dessen Seele muß gewiß liebe zum Schönen erfüllen, guter Geschmack leiten: wie viel mehr, wenn vorzüglich glückliche Naturgaben, die Grundlage sind. Hier zeigt sich abermals der Einfluß aller so genannten natürlichen und sittlichen Ursachen auf Verschiedenheit und Bildung des Geistes und Geschmacks. Ein reiner Himmelsstrich, reizbare, feine Organisation, erweckende Staatsver-

fassung, Reichthum an Kunstwerken u. dgl. m. wie viel diese vermögen, weiß jeder. Sie erwecken die Seele und erfüllen sie mit würdigen Idealen, bilden Kenner und Künstler, guten Geschmack zu Empfindung, Beurtheilung und Hervorbringung des Schönen.

Wo es also darum zu thun ist, guten Geschmack zu bilden, da suche man den Geist, das Genie zu erwecken und zu pflegen. Der Keim muß sich entwickeln, ehe er Blüte und Frucht bringe. Man umgebe den Menschen mit trefflichen Mustern, mit denen die Seele erfüllt, wodurch der Geist erweckt und der Geschmack geleitet werde.

Die Seele des Menschen ist Spiegel dessen, was sie umgibt. Und dieser Spiegel gibt dem Künstler Bild, nach dem er arbeitet, und dem Kenner Ideal, nach welchem er urtheilt. Durch Umgang mit lauter vortrefflichen Werken und Mustern in Natur und Kunst wird der Geschmack gut: so wie durch Gewohnheit an schlechte verdorben. Es sammelt sich nämlich dadurch ein Vorrath richtiger Begriffe, ächter Ideale, nach denen so dann der gute; oder unrichtige Grundbegriffe, falsche Richtung der

Auf-

Aufmerksamkeit, nach welchen der schlechte Geschmack urtheilt und wirkt. Aber dieser gute Geschmack ist deßwegen noch nicht gerade ein fester, gründlicher Geschmack. Da er nur das Gute, nur ächte Schönheit kennt, so gewöhnt er sich daran. Entgegengesetzte Gewöhnung kann ihn also auch nach und nach wieder verführen, Umgang mit Scheinschönheit ihm diese anfangs erträglich und dann endlich selbst lieb machen. Denn ein solcher Geschmack ist so zu sagen nur mechanisch, historisch. Er bleibt immer eine zarte, biegsame Pflanze, die sich an jeden Stab anschlingt, leicht niedersinkt, wenn sie ihre Stütze verliert, und von jedem Winde hin und her gewehet wird. Ein fester Stamm aber, der einmal gerad gewachsen ist, kann die Stütze entbehren. Er stehet gerad durch seine eigene, innere Kraft, und trotzt dem Winde. Er stützt sich nicht am Stabe, hebt selbst die schwache, zarte Pflanze, ist oft die einzige Stütze vieler jungen Sprößlinge, die ihm nahe genug sind, sich an ihn anzuschlingen, und welche lange noch erquickenden Schatten und duftende Blüte geben werden, wenn er längst gefällt, wenn die ganze Gegend mit Unkraut bedeckt

sein wird, und wildes Gestrauch und niederes, krüppelichtes Gehölz den anmuthigsten Garten zum dumpfen Aufenthalte der Schlangen und Eidechsen machen. —

Der gründliche, feste Geschmack entstehet wie alle Festigkeit durch Anstrengung, Uebung, durch Vergleichung des Guten mit dem Schlechten, Nachdenken über ihren Unterschied, Grund des Beifalls, Natur und Gesetze der Schönheit. Die Urtheilskraft muß reif, die Fähigkeiten ausgebildet, durch Erfahrung, Vergleichung und Nachdenken geübt und gegen Ueberraschung und Vorurtheil gestärkt und befestigt sein. Hierzu dient also vergleichendes Studium von Meisterstücken und schlechten Produkten, Durchdenken der Kunsttheorie, Seelenstudium und Umgang mit Leuten von reifem, gründlichem Geschmacke und Fähigkeit. Alles aber thut freilich nicht Mühe und Bildung, vieles die Natur, und glückliche Umstände vermögen bekanntlich sehr viel über Güte, Gründlichkeit und Feinheit des Geschmacks. Zwingen läßt sichs nicht immer. „Wer also auf die Geschichte des Geschmacks wirken will, (sagt daher Herder recht und wahr) muß auf seine Veranlassungen wirken: er pflege

den

den Baum nicht am Gipfel, oder an der Blüte, sondern an der Wurzel. Wer eine goldne Zeit schaffen will, schaffe erst Veranlassungen zu goldnen Zeiten: diese kommen von selbst. Wer den Geschmack bessern oder sichern will, schaffe die Ursachen des Schlammes weg, wodurch er sich trübet, oder sichre die Stützen die ihn erhalten. Sonst ist seine Arbeit vergeblich.“

„Je tiefer die Veranlassungen des guten Geschmackes liegen: desto wahrer ist auch seine Natur, desto fester und länger seine Dauer. So wars in Griechenland, wo der Geschmack Nationalblüte war, und zu gewisser Zeit unter den Edeln in Rom. Griechenland ist nie wieder gekommen und also hat auch der Geschmack nie mehr so tief gefasset, so lang gedauert. Bei uns ist er nur immer auf der Oberfläche der Nation.“ —

„Da Freiheit und Menschengefül doch allein der Himmelsäther ist, in dem alles Schöne und Gute keimt, ohne den es hin ist und verweset: so lasset uns mehr nach diesen Quellen des Geschmacks, als nach ihm selber streben. Er ist doch nichts, als Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in

einem reinen, der Menschheit angemessensten Kleide. Je mehr wir also diese auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an Veranlassungen, daß er nie mehr bloße Nachahmung, Mode und Hofgeschmack, auch selbst nicht mehr ein Griechisches und Römisches Nationalmedium, das sich bald selbst zerstöret, sondern mit Philosophie und Tugend gepaart, ein dauerndes Organum der Menschheit werde! „ —

IV. Buch.

Von dem Guten.

Erster Abschnitt.

Sittlichkeit.

I. Kapitel.

Bestimmung des Menschen zu Sittlichkeit.

Das höchste, vollkommenste Wesen kann weder irren, noch Scheingut wollen. Es kann sich nicht vollkommner machen, denn es ist vollkommen. Es ist im höchsten Grade, im reinsten Sinne des Wortes frei, frei von Irrung, Blendung und Verführung, keinem unwürdigen Reize unterworfen. In ihm bedarfs keiner Wahl. Es will der untrüglichen Vollkommenheit seiner Natur nach nur das wahre, höchste Gute. Niedere, ganz sinnliche Wesen sind Sklaven des Augenblicks, werden bestimmt durch

Sinn-

Sinnlichkeit, durch zufälligen Eindruck. Der Mensch ist keins von beiden. Er stehet auch hier in der Mitte: er kann wählen, und soll wählen. Er soll auch hier aufwärts streben, so wie seine ganze körperliche und geistige Natur aufwärts strebt — sich zur höhern Freiheit ausbilden, wozu die Natur ihn bildete. Er ist nicht frei von sinnlichem Reize und Verführung des Scheinguten. Aber er ist der Wahl fähig — der eigenthümliche Charakter des Menschen, dem er treu bleiben, der Standpunkt, von dem aus er aufsteigen soll!

Die Eingeschränktheit des Menschen kann getäuscht werden. Die Vorderseite ist oft Glanz und Reiz und die Hinterseite Moder und Eckel, die Gegenwart geschminkte Wollust, die Folge Jammer und Reue. Der Mensch kennt seine Eingeschränktheit, besorgt Täuschung und Nachweh, und dieß ist ihm Sporn zur vergleichenden Ueberlegung, Grund zur bedachtsamen Wahl. Je mehr er sich kennen lernt, desto mehr Gefahr verblendeter Uebereilung sieht er, desto behutsamer wird er in Urtheil und Handlung. Der Mensch sieht vor und um sich. Er ist nicht gefesselt an Gegenwart und Eindruck. Die Vernunft

nunft kann das Dargebotene beleuchten und den blendenden Nebel des Augenblicks zerstreuen. Er soll also das Vorrecht der Wahlfähigkeit benutzen, mißtrauisch sein gegen den Reiz der Gegenwart, auf Zukunft und Gehalt sehen.

Der Mensch kann wählen, er darf also nicht blind hin leben. Der Mensch kann besser werden — und jeder fühlt dieß —; er soll also besser werden. Er ist nicht Maschine, die der Stoß, das Gesetz der Bewegung treibt; nicht Thier, welches Gesetz der Sinnlichkeit, Empfindung, Instinkt bewegt; er ist Mensch, der selbst handelt. Sein Gesetz ist sein Gedanke, seine Gesetzgeberinn die Vernunft. Nur sie hat das Recht, ihm Gesetze zu geben, denn sie ist das höchste im Menschen, sein eigenthümlicher Charakter und Vorzug. Er muß sie ehren als das höchste, als Zweck und Regentinn aller seiner Handlungen, des ganzen Plans seines Lebens. Dazu ist sie ihm gegeben: er hat Fähigkeit zu Vernunft und Freiheit, auf daß er vernünftig und frei werde. Ist ihm Vernunft nicht Zweck, erkennt und ehrt er sie nicht als das höchste, als seine Gesetzgeberinn, so wird ihm statt Freiheit unbelohnte Sklaverei, seine Anlage

wird

wird ihm Elend und Verdammniß, Verderben für ihn und andere. Denn nur die Vernunft ist überall dieselbe in der schönsten Harmonie. Sie ist Bild des Gesetzes, nach dem das Universum eingerichtet ist, ebendasselbe Gesetz in allen Menschen und Wesen: ihr Reich Harmonie durch das ganze Weltall — Vollkommenheit. Erkennen also die Menschen die Vernunft für das, was sie ist, für Zweck, Gesetz, Bestimmung, so sind sie in der schönsten Uebereinstimmung unter sich und mit dem Universum: Glieder der Vollkommenheit des Ganzen, würdig und fähig der höchsten Glückseligkeit. Verkennen oder verschmähen sie aber die Vernunft, so ist keine Einheit, keine Regel mehr, die sie bindet und leitet — Disharmonie und Kollision zwischen Menschen und Ganzen.

Denn jeder folgt seinem eigenen Zwecke und Triebe, und jeder wird fürchterlich im Bösen, weil er durch seine Anlage kann, was er will, und weil seine nie müssige Thätigkeit immer dürstet. Der Mensch ist nicht wie das Thier durch einschränkenden Instinkt an das gebunden, was die gesetzgebende Natur erlaubt und will. Er muß sich also selbst binden durch Vernunft, die ihm

ihm als Instinkt ist. Er muß wachen und bes-
ser werden; sonst wird er ärger. Denn er kann
nicht stehen bleiben.

Der Mensch soll seine vorzügliche Anlage benutzen und ausbilden, seine Kräfte zur Fertigkeit, sein Vermögen der Freiheit zur wirklichen erhabenen sittlichen Freiheit üben und bilden, so dem Ideale seiner Vernunft, der Vollkommenheit näher kommen und seine Bestimmung erfüllen. Denn diese kann doch nur sein und muß sein, das zu sein oder zu werden, was er nach seiner unterscheidenden, edelsten Anlage — Vernunft, menschlicher Freiheit — sein und werden kann, und so sich selbst, seine besten, wesentlichen Gaben zu geniessen, und zu weiterem Genusse und höheren Standpunkten sich aufzubilden. Dazu fodert den Menschen seine Natur auf und der, welcher sie ihm gab: der Mensch ist bestimmt zur Vernunft, zur Sittlichkeit. —

Das Kind und der rohe Mensch lassen sich (wie das Thier) ohne Besorgniß der Täuschung und Folgen vom Gegenwärtigen, vom ersten Eindrucke leiten.

Der sinnliche Wüstling hat durch beständige Beschäftigung und Uebung der groben Sinnlichkeit und Phantasie diesen vor den übrigen Fähigkeiten Fertigkeit und Stärke gegeben: so daß sie in der Vergleichung und Wahl meistens Uebergewicht und entscheidende Stimme haben.

Der gebildete Mensch stehet in der vollen Blüte der Ueberlegung. Er kann getäuscht werden, Scheingut wählen, der Sturm die Blüte welken oder niederschlagen. Aber der Sturm kann auch heilsame Bewegung und Umlauf verschaffen den sittlichen Kräften, die Blüte heilsam erschüttern und zur gesünderen Frucht stärken. Der gereinigte, kraftvolle, reife Mensch — nach vielem Umgange mit sich selbst und errungener Stärke — freuet sich der edelsten Frucht der Menschheit: der sittlichen Freiheit. Er kennt jede Gefahr, trauet nicht der lockenden Blendung, unterscheidet genau das augenblicklich angenehme von dem wahren Guten. Er denkt nicht rein (wie Gott) aber er will rein, und unterliegt nur der Einschränkung der Natur. Auch die Frucht kann faulen und zerschlagen werden. Aber er bewahrt sie vor Sturm. Wie ein erfahrner Gärtner entweicht er Gefahr und

schlim-

schlimmen Einflüssen, denen Stärke der Pflanze und Kunst nicht gewachsen sind.

Anlage, Kraft gibt die Natur, Geschicklichkeit die Uebung. Der Mensch hat Anlage zu Vernunft, Freiheit, Sittlichkeit: und wird durch Uebung vernünftig, frei, tugendhaft.

II. Kapitel.

Gut und Bös.

Die Dinge sind dem Willen des Menschen nicht gleichgiltig, noch seine Handlungen seiner Bestimmung. Was gegenwärtig gleichgiltig scheint, hat oft wichtige Folgen, immer Einfluß. Der Mensch muß wählen, muß das Gute, das Bessere wählen, muß seine Handlungen nach der Wahl der Vernunft bestimmen. Der Mensch kann besser, vollkommner werden: er soll also besser werden, soll zu seiner Vollkommenheit immer beitragen. Die Vernunft zielt ihrer Wesenheit nach auf Vollkommenheit. Jedem Menschen gefällt Vollkommenheit, wenn er nicht geblendet ist, sie zu verkennen. Unvollkommenheit (als solche) kann nie gefallen, nie von Vernunft gebilligt werden. Ver-

nünftige Handlungen müssen also Vollkommenheit zum Zwecke haben. Der Mensch handelt gut, seiner Natur (Anlage und Bestimmung) gemäß, so fern er auf Vollkommenheit zielt. Bös ist, was Vollkommenheit stört oder nicht befördert, wo sie zu erhöhen wäre.

Der Wille ist gut, so weit er Vollkommenheit (das Gute) will: Handlungen sind gut, so weit sie Vollkommenheit (Erhöhung oder Erhaltung der Vollkommenheit) zum Zwecke haben. Vernünftige, gute Handlungen haben also zum höchsten Ziele jene Wesen, welche eigentlicher, innerer Vollkommenheit fähig sind. Die lebenden, empfindenden, und vorzüglich die vernünftigen Wesen (da sie um so höherer Vollkommenheit fähig sind) sind Zweck der Sittlichkeit, so wie überhaupt diese allein letzter Zweck von etwas sein können. Der Mensch muß seine und anderer Wesen Vollkommenheit nicht stören, sondern zu befördern suchen. Wollte er das Ziel seiner Handlungen blos auf sich selbst, auf Vollkommenheit seiner eigenen Person mit Ausschliessung anderer einschränken, so würde er gerade dadurch diesem seinem Ziele entgegenarbeiten, Vollkommenheit ihm unerreich-

bar werden. Denn eben dadurch erreichen wir das Ziel, unsere Vollkommenheit, so weit sind oder werden wir vollkommner, als wir Vollkommenheit wollen und zu bewirken suchen, also wo sie möglich ist, bei jedem Wesen, in dem ausgebreitetesten Umfange und Kreise des Wohlwollens und der Wirksamkeit. Dieses ist Vollkommenheit (Güte) des Willens und gefällt immer und einzig der Vernunft. Aechte, eigentliche Vollkommenheit kann auch nie sich widersprechen. Vollkommenheiten mehrerer Wesen, welche sich aufheben oder hindern, sind nicht reine Vollkommenheiten; sondern auf einer oder allen Seiten Schein und Trug. Die Vollkommenheit des Einzelnen ist Beitrag zur Vollkommenheit des Ganzen, der Zweck eines Wesens als Theil begriffen im Zwecke des Universums. Und wäre blos meine Person, meine (sogenannte) eigene Vollkommenheit ausschließlich das Ziel meiner Handlungen, so gälte ja unstreitig dieß eben so wohl auch andern. Jeder würde also einzeln, dem andern entgegen wollen und handeln. Nie und nirgends würde Harmonie sein im Wollen oder Wirken, sondern Kollision und Streit der Gewalt oder List.

Zweck, Vollkommenheit würde nicht nur nicht befördert, sondern zerstört und zerrüttet werden, wie deutlich genug die täglichen Beispiele und Unternehmungen der Bösen und Schurken bezeugen.

Soll also, wie es Bedürfniß und Bestimmung des Menschen ist, Zweck, Vollkommenheit erreicht, die Vernunft befriedigt werden: so muß der Mensch die Vernunft, Vollkommenheit im ganzen Umfange, nicht sich ausschließlich, sondern auch die übrigen Wesen, der übrigen Vollkommenheit als Zweck seines Wollens und Handelns setzen. Ich muß jedem andern Wesen (so weit es mit mir ähnliche Anlage, Fähigkeit zu Handlungen, also ähnliche Bestimmung hat) gleichen Zweck und folglich gleiche Mittel zugestehen. Ich darf also nur das und so wollen und thun, was und wie ich wollen kann, daß alle wollen. Ich muß andern thun, was meine Vernunft will, daß auch sie mir thun sollen, und darf niemand thun, was ich nicht wollen kann, daß er mir thue. Ich darf also andere nicht blos als Mittel, blos in Bezug auf mich ansehen. Ich muß andere lieben wie mich d. h. als Zweck; ich muß ihnen, wie mir, wollen und thun, was die Vernunft

als gut erkennt. Das Gebot der Liebe ist das erste, das höchste und reinste Gesetz der Vernunft, als Trieb schon dem Menschen eingeprägt. Wir geniessen mit, was andere geniessen, um so mehr, wenn wir es ihnen bereitet haben. Das reinste, edelste Vergnügen ist das Gefül des reinen Wohlwollens, am meisten gefällt und wird bewundert uneigennütziges Wohlthun, der gute Wille! —

Die Sittlichkeit fodert also im allgemeinen Vollkommenheit: daß man keine Vollkommenheit weder in sich noch andern störe oder mindere, und daß man die Vollkommenheit befördere und erhöhe, so viel möglich. Handlungen, die gar nicht in unserer Gewalt sind, die nicht von unserm Willen abhängen, sind keine sittlichen Handlungen, weder gut noch bös. Auch darf keinem wohlgethan werden mit Schaden des andern, nicht des einen Vollkommenheit erzielt durch Verminderung des andern. Denn der Zweck ist Vollkommenheit im allgemeinen und Ganzen, Erhaltung, Nichtminderung der Vollkommenheit die erste Foderung der Sittlichkeit.

Die Vollkommenheit eines Dinges bestehet in seinen wirklichen Bestimmungen, seinen Rea-

litäten oder Kräften, welche begrenzt durch seine Einschränkungen sein Wesen und seinen jedesmaligen Zustand ausmachen. Die Vollkommenheiten des Menschen bestehen daher in seinen (geistigen und körperlichen) Fähigkeiten und Kräften, und seinen äussern Besitzungen und Verhältnissen, welche jenen dienen. Der Mensch muß also an sich und andern die Gaben und Vorzüge des Geistes, Körpers und äussern Zustandes schonen und erhalten, und erhöhen, so weit es ohne Beeinträchtigung anderer geschehen kann. Eine Kraft wird aber vervollkommnet oder erhöhet durch Erweckung und Spannung zur Thätigkeit, wenn sie Fertigkeit und Geschicklichkeit wird, je grössere Fähigkeit und Neigung zu wirken sie erhält. Denn je mehr Stärke, Fertigkeit und Geschicklichkeit eine Kraft erlangt hat, desto mehr kann sie leisten, desto reichere, duerndere Quelle des Guten ist sie. Handlungen sind also um so besser, je mehr sie die Menschenkraft erhöhen, je mehr sie den Menschen (an Leib und Seele) stärken und seine sittliche Freiheit und Unabhängigkeit befördern. Was hingegen von Schwäche zeugt oder Schwäche wirkt, ist bös, und die Menschen fülen immer

gegen

gegen solche Handlungen Geringschätzung und Verachtung als gegen etwas gemeines und unwürdiges. Und Selbstüberwindungen und Aufopferungen werden daher geschätzt, und sind an sich genommen gut als Mittel zur Vollkommenheit, als Uebung der Kraft zur Stärke und sittlichen Freiheit z. B. Geduld, Feindesliebe, Enthaltung ꝛc.

Die Vollkommenheit des Menschen bestehet aber nicht in der Vollkommenheit einer oder der andern seiner Kräfte; sondern aller Verhältnißmässig: der Mensch, der ganze Mensch soll vervollkommnet werden, denn der Mensch, Vollkommenheit der Menschennatur ist Zweck. Der Mensch darf also nicht eine seiner Anlagen allein ausbilden, nicht eine seiner Kräfte auf Kosten der übrigen erhöhen und vervollkommnen: es soll Gleichgewicht, Harmonie sein. Nur dadurch wird die Menschheit reif, stark zu den größten menschlichen Thaten. Je näher also eine Eigenschaft zum Menschen als Menschen gehört, je mehr sie beiträgt zu seiner Wesenheit und Bestimmung als Mensch, desto wichtiger ist sie ihm, desto nähere Angelegenheit ihre Vervollkommnung. Sittliche Güte, Vernunftvoll-

Kommenheit — der Vorzug des Menschen — ist daher sein erstes Gut. Und äussere Güter und Vorzüge, so dienlich und schätzbar sie auch dem Menschen sind, können doch nur den letzten Rang behaupten. Denn der äussere Zustand des Menschen ist dienstbar dem Menschen, äussere Güter sind da, daß sie der Mensch brauche und geniesse als Mensch, sie bleiben immer nur Mittel, so daß es jeder Thorheit nennen würde, wenn ihnen jemand seine Gesundheit oder gar Tugend (die Gesundheit der Seele) aufopfern wollte jeder ehrt und schätzt Seelenstärke mehr als Rang und Geld, wie die Bewunderung jener zeigt.

Der Mensch muß menschlich begehren, als Mensch leben, nach der höchsten Vollkommenheit streben, Menschen und Menschheit, also gesellige Verhältnisse und Ordnung ehren. Dadurch wird dann der Mensch des reinsten und dauerhaftesten Vergnügens, ächter, menschlicher Glückseligkeit würdig und fähig. Sittlichkeit ist die nothwendige Bedingung, ohne welche keine wahre Glückseligkeit unter den Menschen fest gegründet werden kann, wozu sich doch jeder durch Triebe bestimmt und von seinem Urheber berufen fült. Nur Selbstzufriedenheit

grün-

gründet ächte Glückseligkeit, und Selbstzufriedenheit ist die Gefährtinn der Tugend.

III. Kapitel.
Pflicht.

Da einiges der Natur und Bestimmung des Menschen gemäß, gut; das andere derselben zuwider, bös ist, so muß er jenes thun, dieses unterlassen. Diese moralische Nothwendigkeit, etwas zu thun oder zu unterlassen heißt Verbindlichkeit, und die Handlung oder Unterlassung, wozu man verbunden ist, Pflicht.

So wie Gesetze überhaupt die Art und Weise bestimmen, wie Kräfte wirken; so heissen moralische Gesetze (im Gegensatze der physischen) die Regeln der Sittlichkeit d. h. welche bestimmen die Wirkungsart der sittlichen Natur, was Pflicht ist oder unerlaubt. Gesetze gebieten entweder etwas zu thun oder zu unterlassen, und man theilt sie daher in gebietende und verbietende Gesetze. Die so genannten erlaubenden oder Permissivgesetze gebieten eigentlich, einen an einer Handlung nicht zu hindern, und sind nicht so wohl Gesetze in Rücksicht desjenen, welchem etwas erlaubt ist zu thun, als

vielmehr in Rücksicht der übrigen, welchen geboten wird, ihn nicht darinn zu stören.

Die Handlungen sind Mittel zu einem moralischen Zwecke, und jedes Gesetz gibt eine gewisse Handlung oder Unterlassung als sittlich zweckmässig an. Seine Verbindlichkeit gründet sich daher in der Zweckmässigkeit der Vorschrift; denn der bestimmende Grund desselben ist der sittliche Zweck: Güte, Vollkommenheit; und diese erkannte Zweckmässigkeit ist Bewegungsgrund zur Erfüllung des Gesetzes.

Nach Verschiedenheit des Bestimmungsgrundes oder des Zweckes und der Beziehung auf den Zweck sind auch die Gesetze verschieden und untergeordnet: höhere und niedere; natürliche und positive Gesetze. Je näher nämlich ein Gesetz mit dem letzten und allgemeinen Grunde aller Handlungen und Gesetze zusammenhängt, ein desto höheres, allgemeineres Gesetz ist es, so daß ihm andere untergeordnet oder als Mittel unter ihm begriffen und aus ihm gefolgert sind.

Das höhere Gesetz ist daher zu gleich das stärkere Gesetz, denn die Stärke des Gesetzes ist seine Verbindlichkeit oder Nothwendigkeit zum Zwecke der Menschheit. So sucht man z. B.

auch

auch ein Glied des Körpers zu erhalten, aber man gibt es doch hin, um das Leben zu retten. Und so muß überhaupt bei Kollision der Gesetze oder Pflichten das stärkere, höhere Gesetz siegen. Ich muß nämlich das grössere Gute wählen und wirklich machen, wo meine Eingeschränktheit nicht mehreres zugleich thun kann, denn das kleinere Gute verschwindet in der wählenden Vergleichung mit dem grösseren. Aber freilich hat eben diese Wahl in der Ausübung oft viele Schwierigkeiten und Zweifel der Anwendung dieses Grundsatzes, wo nicht ein geübtes sittliches Gefül, so zu sagen der gesunde moralische Menschenverstand oft aushilft: wie überhaupt in moralischen Angelegenheiten weder alle verwickelte Fälle sich so ganz genau und mathematisch deutlich auseinander setzen lassen, noch auch so lange Ueberlegung immer thunlich ist, daß nicht manches der geraden und schnellern Entscheidung eines feinen und geübten Gewissens, dem arbitrium boni viri sollte überlassen bleiben, wobei sich auch die Menschheit beruhigt und wohl befindet. —

Zu den niederern und abgeleiteten Gesetzen gehören auch die positiven Gesetze, welche also

den natürlichen nicht widersprechen dürfen, wenn sie schon dem Erkenntnißgrunde nach denselben entgegengesetzt sind. Was nämlich von Natur, nach dem Zwecke und der Bestimmung der Menschheit gut oder bös ist, kann nicht das Gegentheil werden durch Willkühr und Befehl, denn keines Oberherrn Satzung kann die Natur ändern. Wenn aber die Menschen nicht alle so aufgeklärt sind, daß sie erkennten, noch so gutartig, daß sie befolgten, was die Natur gebietet, so ist es heilsam, das positiv zu bestimmen und durch angehängte äussere Beweggründe wirksam zu gebieten, was der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich ist. Ueberdieß gibt es so viele Handlungen, welche von Natur erlaubt, aber der Willkühr des Menschen überlassen sind d. h. welche wenigstens der eingeschränkten Einsicht des Menschen gleichgiltig scheinen, so daß er sie thun und lassen darf, ohne zu dem einen oder dem andern gerade natürliche Pflicht einzusehen. Sollten diese in der Gesellschaft eines jeden Willkühr und Gutachten überlassen bleiben, so würde wenigstens die Ungleichförmigkeit des Handelns oft Unheil und Verwirrung bringen, da besonders unter einzelnen Umstän-

den nützlich oder schädlich sein kann, was im allgemeinen gleichgiltig sein mag. Hier treten also positive Gesetze ein, deren Verbindlichkeit und Grund ist, daß es gut ist (der Ordnung und Gleichförmigkeit wegen) im Gebrauche der Mittel zum Wohle der Gesellschaft dem Willen eines rechtmässigen Obern zu gehorchen. Positive Gesetze und Pflichten haben also ihren lezten Grund in einem natürlichen Gesetze und Zwecke der Menschheit, und sind eigentlich nichts anders, als Bestimmungen, welche Handlungen in besondern Umständen (wenigstens wahrscheinlich) den allgemeinen natürlichen Gesetzen und Zwecken der Menschheit gemäß und als Mittel untergeordnet sind.

IV. Kapitel.

Recht.

Da recht ist, was man thun darf, so wie unrecht, was man nicht darf, dem Menschen aber nicht nur vieles erlaubt, sondern selbst vieles Pflicht ist: so muß der Mensch auch Rechte haben. Denn Recht ist moralische Möglichkeit.

Ich

Ich habe ein Recht zu dem, was mir kein Gesetz untersagt, wodurch ich keine Pflicht verletze, woran mich also niemand hindern darf. Alle meine Handlungen sind recht, welche nicht pflichtwidrig sind: ich habe ein Recht, alles zu thun, was gut oder wenigstens nicht bös ist. Ich habe also auch Recht alles zu thun, ohne welches ich meine Pflichten nicht erfüllen, das Gute nicht erreichen kann. Ich darf und muß meine Vollkommenheit befördern und noch um so mehr sie nicht mindern oder mindern lassen: ich darf das gute befördern und das böse verhindern, denn ich habe so gar Pflicht dazu. Was also zur Beförderung des wahren Guten und Verhinderung des wahren Bösen einziges Mittel ist, dazu bin ich befugt und berechtigt. Und darauf gründet sich der Begriff und Umfang der Zwangsrechte d. h. daß ich oft berechtigt bin, einen andern zu etwas zu zwingen oder (durch die Vorsteher der Gesellschaft) zwingen zu lassen.

Ich bin nämlich berechtigt, den andern zu etwas zu zwingen, wenn ich dadurch nichts böses thue, kein Recht des andern kränke, ihn zu nichts nöthige, zu dessen Gegentheile er ein Recht haben könnte. Nur zum Guten, nie zum bö-

sen kann er aber Recht haben. Sein allgemeines Recht, welches der Zwang beleidigen könnte, ist: nach Einsicht das grössere erkannte Gute zu thun. Nie kann jemand ein Recht haben, das Böse nicht zu unterlassen; sondern dazu ist er immer verpflichtet, denn alles Böse kann zu gleich unterlassen werden, wenn schon der Mensch nicht alles Gute auf einmal thun kann. In Ausübung des Guten kann also der Mensch noch Wahl haben unter mehrern Handlungen, in Unterlassung des Bösen nie. Zwinge ich ihn also etwas Böses, das er mir zufügen will, zu unterlassen, so thue ich, was mir erlaubt und Pflicht ist: ich erhalte meine Vollkommenheit, und zwinge den andern nicht wider dessen Recht, sondern zu seiner offenbaren und unstreitigen Pflicht. Ich habe also das Recht, jeden andern zu zwingen, mich in dem meinigen, in meinen Vollkommenheiten nicht zu stören. Und dieses Recht heißt daher ein Zwangsrecht, wird auch oft ein vollkommenes Recht genennt, so wir die entsprechende Pflicht des andern, mich nicht zu kränken, eine vollkommne Pflicht, eine Schuldigkeit.

Will aber einer etwas Gutes nicht thun, meine Vollkommenheiten nicht vermehren, so unterläßt er es vielleicht, um nach seiner besten Einsicht etwas noch besseres zu thun, kann also nach seinem Rechte handeln. Ich kann ihn folglich, ohne dieses sein Recht zu kränken, nicht zum Guten zwingen, weil es doch möglich wäre, daß ihn diese gute Handlung an einer noch bessern hinderte.

Meine Zwangsrechte sind daher negativ: ich kann den ungestörten Besitz und Genuß meiner Bestimmungen und Vollkommenheiten mit vollkommnem oder Zwangsrechte fodern; die Erhöhung derselben aber muß ich von der Liebe und dem Gewissen rechtschaffner Mitmenschen erwarten: Beförderung meiner Vollkommenheiten ist dem andern Liebs- oder Gewissenspflicht.

Aus diesen Grundsätzen folgt aber auch, daß ich in der äussersten Noth, wo dieses das einzige Rettungsmittel für mich ist, dem andern seinen Ueberfluß abzwingen darf, indem der andere sonst etwas offenbar böses thun würde (wozu er nie Recht haben kann), da keine Wahl eines höhern Guten mehr möglich ist, folglich sein Recht zur Ueberlegung wegfällt.

Solls

Sollte aber nicht auch eben so folgen, daß ich kein Recht habe, dem andern, welcher eben so sehr in der Noth ist als ich, sein einziges Rettungsmittel abzuzwingen (z. B. das Brett, welches nur einen von uns vom Ertrinken retten kann): denn er hat doch eben so viel Recht dazu als ich und noch den Besitz, und sieht nicht nothwendig meine Rettung als das grössere Gute an? — Wiewohl sichs weit leichter über solche Fälle als in denselben räsonniren läßt. —

V. Kapitel.

Beurtheilung der Handlungen.

Handlungen werden am gewöhnlichsten nach ihren Folgen geschätzt, weil diese in die Augen fallen; diese allein bestimmen aber noch bei weitem nicht ihren sittlichen Werth. Durch die Folgen allein wird nur der physische Werth der Handlungen bestimmt, denn physisch gut heißt so viel als nützlich. Moralisch gut aber ist die Handlung nur dann, wenn das Gute eine sittliche Ursache hat, d. h. in so weit das Gute Ziel des Handelnden war. Da nun oft die Folge der

Handlung wider oder ohne Absicht des Handelns den erfolgt, so kann moralisch bös sein, was physisch gut ist, und umgekehrt.

Bei der sittlichen Beurtheilung kömmt es also vor allem darauf an: wie fern die Handlung sittlich ist, wie fern der Handelnde Urheber, sittliche Ursache der Handlung und ihrer Folgen sei. Und dieses heißt Zurechnung, Imputation. Es wird einem etwas zugerechnet, wenn man urtheilt, daß er der Urheber, die sittliche, freie Ursache davon sei. Handlungen (oder Unterlassungen) sind folglich zurechnungsfähig, so weit sie moralisch, sittlich frei sind, und also mehr oder weniger nach dem höheren oder geringeren Grade der moralischen Freiheit. Das heißt: es ist einer nur dann Urheber der Handlung, wenn er überlegt hat oder überlegen konnte. Denn je mehr Ueberlegung oder Möglichkeit der Ueberlegung, desto mehr Moralität. Wesen also, welche entweder ihrer Natur nach oder in einem gewissen Zustande der Ueberlegung (oder moralischen Freiheit) unfähig sind, sind auch keiner imputabeln Handlungen fähig z. B. Thiere, kleine Kinder, Wahnsinnige.

Die Zurechnung richtet sich nach der sittlichen Freiheit oder Moralität. Diese aber wächst, je mehr Einsicht einer im allgemeinen und diesen besondern Umständen, je weniger Hindernisse und Schwierigkeiten und je mehr Antrieb und Beweggründe zur Ueberlegung er hat. Es wird also bei der Imputation darauf Rücksicht genommen, und z. B. ein Einfältiger und Unwissender weniger scharf beurtheilt als der, welcher Talente und viel Kenntniß der Sache hat oder haben kann, denn auch vermeidliche Unwissenheit wird zugerechnet, und nur die unvermeidliche entschuldigt.

Daraus ergibt sich nun ins besondere die Zurechnung der vorsäzlichen und der nachläßigen bösen Handlungen.

Das Böse nämlich, welches aus Vorsatze und mit Ueberlegung gethan wird, wird offenbar mehr zugerechnet, als dasjenige, welches nur in vermeidlicher Nachläßigkeit und Mangel der Aufmerksamkeit seinen Grund hat. Und nach den verschiedenen Graden der Nachläßigkeit wird dieses lezte wieder um so mehr zugerechnet, je geringer der schuldige Fleiß war, so daß der höchste Grad der Nachläßigkeit, no

man auch nicht einmal den gemeinsten Fleiß zur Beobachtung der Pflicht anwendet, so angesehen zu werden pflegt, als sei das Böse vorsätzlich geschehen.

Die Regeln der Zurechnung lassen sich leicht vervielfältigen, wenn man nähere Folgerungen aus den allgemeinen Grundsätzen zieht; sie ergeben sich aber auch leicht, wenn man die Grundgesetze wohl inne hat, worauf die Imputation beruht: wenn schon die Zurechnung in besondern Fällen oft ziemlich schwer, und Menschen nicht selten ganz unmöglich ist, den Grad der Sittlichkeit und des Werthes einer Handlung genau zu erkennen. Nur der untrügliche, allwissende Richter weiß genau alles, was zur vollkommenen Zurechnung gehört. Uns selbst beurtheilen wir oft nicht ganz richtig, vielweniger andere. Und daher sind Achtung und Verachtung unserer selbst und anderer — die Folgen der Zurechnung — nicht selten ziemlich ungerecht. Nebst Gott nämlich, dem obersten Richterstuhle, richten über unsere Thaten unser Gewissen (das innere Gericht) und Menschen (das äussere Gericht). Jenem liegt mehr an der Sittlichkeit, diesen ge-

gewöhnlich mehr an den Folgen, der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Handlung.

Die Irrthümer des Gewissens und der Beurtheilung anderer oder der Zurechnung überhaupt gründen sich nebst der Unrichtigkeit im Schliessen auf Unwissenheit in Ansehung des Gesetzes oder in Ansehung der That. Denn ich muß wissen, was und wie das Gesetz etwas vorschreibt, ob und wie eine Handlung geschehen, und in welchem Verhältnisse sie gegen das Gesetz, ob sie mit demselben übereinstimmend oder im Widerspruche sei. Wie leicht hier Irrung sich einmischen könne, ist offenbar, da es oft auf die kleinsten Umstände ankömmt, die uns nicht selten an uns selbst, und um so mehr bei andern entgehen, an welchen wir ohnehin nicht die eigentlichen innern Handlungen des Willens unmittelbar, sondern nur so fern sie sich durch äussere Handlungen offenbaren und schliessen lassen, beurtheilen. Dieß sollte uns daher um so aufmerksamer und strenger gegen uns selbst, aber auch behutsamer und bescheidener in Beurtheilung und Verurtheilung anderer machen, so daß wir uns kaum weiter wagten und zu entscheiden erlaubten, als die Verhält-

nisse der Gesellschaft erfodern, und das weitere dem höheren Richter überliessen, der die Herzen der Menschen kennet und richten wird, was gerecht ist und gut. —

Da die Gesetze der Zurechnung für alles gelten, was wir sittlich thun, so werden uns auch anderer Handlungen zugerechnet, so fern wir etwas dabei thun, sittlich dazu beitragen und Antheil daran nehmen. Oder vielmehr, bestimmter zu reden, unser Antheil an anderer Handlungen wird uns zugerechnet, denn was wir dazu beigetragen haben, ist unsere, nicht fremde Handlung. z. B. Unterstützung, Rath, Befehl, Nichthinderung, Stillschweigen u. dgl.

VI. Kapitel.

Fortsetzung: Belohnung, Strafe.

Zu den sittlichen Handlungen gehören auch ihre Folgen, welche aber nicht immer dem zugerechnet werden können, dem die Handlung zugerechnet wird, sondern wie die Handlung nach den angegebenen Grundsätzen, in so weit der Urheber der Handlung auch sittliche Ursache von den Folgen derselben ist. Die Folgen werden

also

also um so mehr zugerechnet, je vorsätzlicher oder nachlässiger der Handelnde dabei war. Was aus der Handlung folgte, ohne daß es der Handelnde wollte oder vorhersehen konnte, ist nicht sittliches Werk desselben. Hat er die Folgen aber zur Absicht gehabt, also mit Vorsatze gewirkt, oder doch vorhergesehen, oder wenigstens, wenn er gewollt hätte, und weniger nachlässig gewesen wäre, vorhersehen können, so werden sie ihm als Werk des Vorsatzes oder der Nachlässigkeit (nach den verschiedenen Graden derselben) zugerechnet, und zwar um so mehr, je wichtiger die Folgen sind, denn um so mehr Beweggründe hatte er zum Gegentheile.

Dieser moralische Werth der Handlung bestimmt nun das Verdienst oder die Schuld des Urhebers, welchem sie zugerechnet wird, und also Strafe oder Belohnung. Ein jeder nämlich, welchem eine Handlung und ihre Folgen zugerechnet werden können, verdient dadurch, was er moralisch durch dieselbe wirkt (oder wirken will): gutes, so weit die Handlung gut; böses, so weit sie bös ist, und in so höherem Grade, als sie beßer oder böser ist. Denn es ist sein Werk, und er leidet, was er wirkt oder wirk-

lich machen wollte. Solche guten oder bösen Folgen nun, welche einer um seiner Handlung Willen leidet, heissen Strafen und Belohnungen derselben, die gerecht sind, wenn sie der moralischen Handlung angemessen sind.

Sie heissen natürliche, wenn die Folge aus der innern Beschaffenheit der Handlung ihrer Natur nach fließt z. B. die Unvollkommenheit an Leib oder Seele, welche aus dem Bösen folgt. Positive Strafen und Belohnungen aber müssen von einer (göttlichen oder menschlichen) Macht dem guten und bösen als Folgen und Beweggründe (der äussern Verbindlichkeit) angehängt werden. Der Zweck positiver (menschlicher) Strafen und Belohnungen ist, ein neues Gewicht in die Wage zu legen, um den menschlichen Leichtsinn aufzuwägen, dem die innere Sittlichkeit nicht immer anschaulich genug und daher oft unwirksam ist, wo doch Mitmenschen Unsittlichkeit nicht dulden können, weil sie darunter leiden, oft zu Grunde gehen würden. Menschliche Strafen und Belohnungen können eigentlich keine bessere Menschen machen; sondern sie sollen die Menschen von Beleidigungen abhalten und zur Nützlichkeit erwecken. Denn dem Menschen

kömmt

kömmt es nicht zu, über des andern sittlichen Werth zu richten, und er kann ihn auch nie ganz fassen; aber er braucht sich nicht kränken und beleidigen zu lassen, und wendet daher die Mittel an, wodurch er dieses zu verhindern vermag. Er fügt dem andern ein Uebel zu, wie dieser ihm that oder wollte: wer Uebels will, mag es selbst ertragen, er schade sich, nicht andern. Durch die Gewißheit des erfolgenden Uebels (der Strafe) wird der, welchen die innere Unsittlichkeit der Handlung nicht abhält, abgeschreckt, durch Furcht abgehalten, schädlich zu werden. Nach der Handlung bessert ihn die wirkliche Vollziehung der Strafe vielleicht für die Zukunft (wenigstens äusserlich) oder macht ihn unschädlich durch Einschränkung des Vermögens zu schaden, und schreckt auch andere ab.

Die Gerechtigkeit menschlicher Strafen gründet sich in dem Schaden, welchen der Verbrecher anrichtet, zu dessen Hinderung die Strafe Mittel ist, und ihr Zweck ist äussere Beweggründe zur Unterlassung des Verbrechens zu geben, oder dasselbe zu hindern. Diejenigen Handlungen werden also um so schärfer gestraft, (wenn sie gleich an sich nicht unsittlicher sind

als manche andere), welche schädlicher, also weniger zu dulden, oder leichter und häuffiger sind, also stärkere Beweggründe bedürfen, wenn sie unterbleiben sollen z. B. Lieblingshandlungen, solche, wozu in den herrschenden Umständen mehr Reiz und Gelegenheit gegeben wird u. dgl.

VII. Kapitel.

Tugend und Laster.

Daß Thaten und Menschen im Guten und Bösen verschiedenen Werth oder moralische Stufen haben, ist aus dem vorhergehenden klar, wenn schon die Grade in einzelnen Fällen nicht wohl ganz bestimmt anzugeben, noch immer durch eigene Namen bezeichnet sind.

Reinheit vom Bösen heißt Unschuld: gänzliche, absolute Unschuld, wenn einer ganz und gar nichts Böses auf sich hat; relative, in Beziehung auf ein bestimmtes Böse, wenn einer von einer gewissen Art des Bösen rein ist. Tugend ist standhaft guter Wille, Fertigkeit im Guten, Festigkeit in unsern Pflichten. Die daraus fliessenden Handlungen sind tugendhafte Handlungen. Und in so vielerlei Arten von

Hand-

Handlungen sich die Tugend ergiesst, so vielerlei Tugenden legt man den Menschen bei z. B. Gerechtigkeit.

Der Unschuld ist die Sünde entgegengesetzt: Uebertretung der Pflicht, und Lasterhaftigkeit Fertigkeit im Sündigen, Hartnäckigkeit im Bösen, welche sich (eben so wie die Tugend) in verschiedenen Gestalten und Arten zeigen kann, wovon jede den Namen eines andern Lasters erhält z. B. Ungerechtigkeit, Unmässigkeit. Ein Lasterhafter ist mehr zu diesem, ein anderer mehr zu jenem Laster geneigt, alle aber haben Verderbtheit ihrer sittlichen Natur, Hang zum Bösen, Leichtigkeit in Uebertretung der Pflicht gemein. Eine Sünde oder pflichtwidrige Handlung, welche auch äussern oder Zwangsgesetzen zuwider ist, heißt ein Verbrechen, und Missethat zeigt ein grösseres, so wie Frevelthat ein boshafteres Verbrechen an.

Daß nicht jeder Tugendhafte, noch jeder lasterhafte auf gleicher Stufe stehe, bedarf keines Beweises, wenn man nicht um Worte zankt: so wie auch, daß der Mensch nicht auf einmal von der Tugend zum Laster springe. Er muß das Laster lernen so wie alles; nur durch Uebung

bung entsteht Fertigkeit. Aber freilich ist der Uebungsplatz im Menschen und daher uns oft unsichtbar, und es scheint oft einer plötzlich als Held des lasters oder der Tugend aufzutreten, der gewiß Stufen durchlief, ehe er so weit kam, und manchen harten Kampf innerlich kämpfte, ehe wir den Helden an ihm sahen. Nur wenn der Sturm ausgewütet, wird Stille und Ruhe, und die Sonne blickt lieblich und mit sanfter Heiterkeit. Wer auf seinen Gang im Guten und Bösen geachtet hätte — und das sollte billig jeder — der würde wohl wissen, daß er Gutes und Böses nur nach und nach gelernt, mehr und leichter, wie ihm die Umstände halfen. Nur nach und nach lernt man andere beleidigen, und es würde uns seltener darinn gelingen, wenn nicht so gar vieles gemeiniglich zusammenkäme, uns in den Wahn zu bringen und darinn zu bestärken, daß wir so viele Dinge unmöglich entbehren könnten und uns doch andere überall im Wege stünden, wenn nicht Kälte und Falschheit, Begehrlichkeit, Ungerechtigkeit und Liebloſigkeit uns so oft beleidigten, uns gleichgiltig gegen andere machten und auf uns selbst einschränkten — wenn nicht Menschen und Umstände

stände unsere Selbstliebe so gerne zur Eigenliebe erzögen. —

Nach den angegebenen Grundsätzen der Zurechnung werden Handlungen und Menschen geschätzt im Guten und Bösen. Je reiner der Grund und je besser Ziel und Folge der Handlung, desto vollkommner; je unreiner der Grund und je verderblicher die Folgen, desto unvollkommner ist Mensch und That. Die Vernunft ehrt und die reine Tugend übt das Gute, weil es gut ist. Und so gibt es viele nicht genau zu bestimmende noch zu benennende Stufen von der leichtesten Gefälligkeit bis zur reinsten Erhabenheit, die alles aufopfert für alle — "dem unendlichen göttlichen Urbild aller Tugend, der für gesammte Menschheit aller Zeiten vereinigten Schimpf und Tod erlitten hat." wie Hr. v. Dalberg sagt.

Der Mensch ist zur Tugend verpflichtet, da er zum Guten verpflichtet ist. Und es fodert ihn dazu auf eigene und fremde Glückseligkeit, und Religion ist ihm der mächtigste Trieb und das kräftigste Mittel. Tugend gibt Ruhe des Gemüths, ohne welche keine Glückseligkeit möglich ist, und alle äussere Vortheile und Hilfsmittel unzureichend sind,

wel-

welche der Tugendhafte recht gebraucht zu seiner Glückseligkeit und durch Wohlwollen zum Besten anderer, welchen zu schaden ihn seine Gerechtigkeit abhält. Kömmt dazu das reine, erhebende Gefül der Religion, das Bewußtsein, im Angesichte seines Gottes zu wirken, dessen Beifall ihm höchstes Ziel ist — o wie stark, wie wohlthätig, wie selig ist dann der Tugendhafte!

Jeder Mensch, auch der rauschende Wüstling, fült wenigstens in gewissen Augenblicken seine Würde, seine höhere Bestimmung, welche Lust und Glanz, die sich ihm darbieten, nicht erfüllen, immer Leerheiten übriglassen und das Gefül der Herabwürdigung nicht ganz betäuben können. Dieses Gefül wird erhöhet und gereinigt durch die Religion, das Bewußtsein seiner Würde, seines vorzüglichen Berufs herrschendes Gefül beim Menschen. Die sittliche Vollkommenheit und Tugend des Menschen bestehet in seiner Stärke, Freiheit, Unabhängigkeit. Das vollendete Vorbild ist Gott, der Erhabene, der nur das höchste Gute will und wirkt. Des Menschen reinster Beruf ist, daß er suche, sich dem Ideale immer mehr zu nähern, daß er Gott nachahme. So ist Tugend Gottähnlichkeit,

Moral Religion, Liebe und Dienst Gottes die Bestimmung des Menschen. Wenn der Mensch weiß und täglich erfährt, wie flüchtig und vergänglich die Dinge sind — wie ein Traum, der im Schlafe uns belustigt, schwinden sie vorüber, angenehm, so lange sie da sind, und dann nichts mehr, und Leerheit und Bedürfniß kehren zurück — sollte er sich nicht sehnen nach etwas beständigem, nicht sich zu bereiten suchen, was bleibt und nicht fliegt mit der Zeit und nicht abgenutzt oder zum Eckel wird, wie die Dinge, die wir sehen und fülen? = Der Mensch fült, so schwach er auch sein mag, daß er besser ist als der Staub und nicht gemacht für den Staub.

Jeder neue Wunsch dünkt uns Weg zur höchsten Glückseligkeit, und nach der Erfüllung des heftigsten Wunsches macht uns der Besitz nie so viel Vergnügen, als die Hoffnung träumte. Es ziemet daher dem Menschen, das gegebene zu nützen, dazu ist es gegeben; aber auch oft zu bedenken, wie es vergehet, damit er nicht davon gefesselt werde als ein Sklave. Nur das Gute bleibt und freuet uns immer, nur unsere Werke und Handlungen sind unser und gehen mit uns, und viele Thaten machen auch

das kürzeste und dürftigste Leben lang und reich.

Wenn uns nun bei der allgemeinen Vergänglichkeit stets lebendig ist der Gedanke des Unvergänglichen, unseres höheren Ursprungs, unserer Fortdauer, der Frucht jeder Mühe, der Vergütung jeder scheinbaren Aufopferung — wer sollte da sich nicht aufmachen, und in der Tugend üben, wirken und dulden auf dem Flecke, wo er stehet, bis daß er abgerufen werde in eine andere Sphäre?

Zweiter Abschnitt.

Rechte.

I. Kapitel.

Ursprüngliche Menschenrechte.

Ich habe ein Recht, Zwangsrecht, Ungestörtheit meiner Vollkommenheiten, den ungekränkten Besitz des Meinigen zu fodern. Und dieses Recht, jeden zu zwingen, mich und das meinige nicht zu kränken, ist ein angebohrnes, unbedingtes, das allgemeinste, ursprüngliche Menschenrecht, das jedem als Mensch ohne alle weitere Voraussetzung und Verhältnisse von Natur zukömmt.

Was also mir angebohren oder rechtmässig, ohne Kränkung eines andern erworben ist, muß mir jeder unangetastet lassen, oder ich darf durch Zwang mich dem Beleidiger entgegensetzen. So ist mein Leben mein, die Bedingniß aller übrigen Güter, mein Körper und Geist,

Wohlstand und Gesundheit beider und meine Ehre, die man mir alle muß ungekränkt lassen ohne Minderung, Schmerz und Verdruß. Und darinn sind alle Menschen gleich und frei von Natur, jeder schafft sich selbst Recht wider Beleidigung jeder Art, es sei durch gewaltsamen Angriff oder betrügerische, schädliche Unwahrheit.

Alle Menschen als Menschen sind völlig gleich an Rechten und Pflichten, denn sie haben sie als Menschen: seien sie auch übrigens noch so verschieden an Stärke und Gewandheit des Körpers oder an Fähigkeiten und Verschlagenheit des Geistes. Sagen: der Stärkere sei des Schwächeren Herr, heisst sagen, was die Menschen gerne thun, nicht was sie sollen und recht ist. Es ist Schmeichelei gegen Ungerechtigkeit, nicht Sprache des Naturrechts. Der Mensch kann nie dem Menschen ungleich und Unterthan werden als wenn er es will durch Vertrag oder Schuld. Und so sind die Menschen frei ohne Rang und Vorzug. Jeder darf, ohne daß ich es ihm wehren kann, thun, was er will und für gut hält, wenn er mir nicht schadet. Thut er Böses, ohne mir zu schaden, so mag er es vor Gott und seinem Gewissen

ver-

verantworten. Ich bin nicht sein Herr noch Richter.

So wie aber keiner dem andere Gesetze vorschreiben, noch Rechenschaft von ihm fodern, so wie jeder für sich urtheilen, handeln und das seinige gebrauchen kann, wie er will: so braucht auch keiner von dem andern Beleidigung, Schaden, Hinderung im Gebrauche dieser allgemeinen Rechte zu dulden. Er kann Ruhe und Sicherheit von jedem mit Zwang und den äußersten dazu nöthigen Mitteln fodern. Er darf gegen drohende Beleidigung sich aufs äußerste vertheidigen, Entschädigung fodern für zugefügte Beleidigung, und zur Sicherheit für die Zukunft den Beleidiger strafen oder unschädlich machen. Es verstehet sich aber, daß die Gerechtigkeit hierinn Mas fodert. Die Mittel müssen gemessen werden nach dem Zwecke: was dazu nicht nöthig ist, muß unterlassen werden; obwohl man dem, der im Gedränge ist, nicht jede Ueberschreitung der Grenzen der Vertheidigung zurechnen kann; denn ganz ohne Erhitzung wird er nicht wohl bleiben, und Hitze sieht nicht klar und weiß nicht so genau, Mas und Gerechtigkeit zu bestimmen. Es würde sich aber

einer offenbar vergehen, der nach seiner Empfindlichkeit handeln wollte, die jeden Blick als Beleidigung, oder nach seiner ängstlichen Besorgtheit, die jeden Schatten als Gefahr und Schaden vorstellt. Es muß Gefahr oder Beleidigung, und die Mittel müssen zu deren Abwendung nöthig sein.

Die Menschen schaden und beleidigen einander aber nicht immer offenbar und durch körperlichen, gewaltsamen Angriff, sondern auch durch Täuschung und Betrug, welche daher ebenfalls widerrechtlich sind.

Eben so darf auch niemand meinen guten Ruf antasten. Jeder hat Recht auf so viel Achtung, als seine Handlungen gründen, welches verletzt wird durch Verbreitung falscher und übler Nachreden. Die äusserliche Ehre, der gute Name, die gute Meinung, welche andere von uns haben, ist offenbar ein Gut, eins der größten Güter des Menschen. Der Mensch wirkt durch seinen guten Namen, er ist ihm Stärke und Gewalt, durch Verlust desselben wird seine Kraft Schwäche, er wirkt nicht mehr und wird nirgends gut aufgenommen und behandelt. Und diese Verachtung ist ihm äusserst schmerzhaft,

wie

er vorher sich der Achtung und Liebe der Menschen innigst freute. Denn wem ist es gleichgiltig, ob man ihn liebt und ehrt oder nicht? Jedem ist Ehre lieb, um so mehr, je feiner sein Gefül ist, je mehr er die Menschen schätzt und mit ihnen sympathisirt, je mehr er geselliges Vergnügen schätzt und auf seine Mitmenschen, mit ihnen, und für sie wirken mögte. Und dieses grosse Gut raubt der leichtsinnige, der seinen Mitmenschen herunterseţt durch Beilegung geistiger oder auch körperlicher Gebrechen: Untugenden, Dummheit, Krankheit, Misgestalt ꝛc. Welch grosse Beleidigung! eben so unrecht als häuffig unter den Menschen. —

Da wir Pflicht und Recht haben, uns und unsere Vollkommenheiten zu erhalten, so sind wir auch berechtigt zu den dazu nöthigen Mitteln, also zum Gebrauche der dazu dienlichen äussern Dinge. Aeussere Gegenstände gehören von Natur niemand, sind gänzlich herrenlos, und alle haben gleiche Rechte, jeder hat daher auch gleiches Recht dieselben zu gebrauchen. Jeder kann eine Sache ergreifen, und wer sie zu erst ergreift (da sie noch herrnlos ist), schließt die andern aus, welche ihn nicht stören dürfen,

weil sie sich sonst mehr Recht anmaßten, wenn sie die Sache von ihm verlangten, die er schon in seiner Gewalt hat.

II. Kapitel.

Eigenthum.

Der Mensch hat das Recht, die äussern Dinge zu geniessen und zu gebrauchen zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und zu seiner Bequemlichkeit. Und da alle Dinge von Natur niemand gehören, so thut er niemand unrecht, wenn er etwas ergreift und in seine Gewalt bringt z. B. die Frucht vom Baume bricht, das Thier fängt u. dgl. Er hat so viel Recht dazu, als jeder andere, er darf sie also eben so gut besitzen und gebrauchen als jeder andere, mit dem Seinigen vereinigen, sich zueignen, zu seinem Eigenthume machen. Dadurch beleidigt er niemand, denn er nimmt nichts, wozu ein anderer mehr Recht hätte, und nützt sich, vermehrt seine Vollkommenheit. Eigenthum nämlich ist das Recht, mit Ausschliessung anderer über eine Sache nach Willkühr zu schalten. Durch Eigenthum vers-

liert

liert das menschliche Geschlecht im Ganzen nicht, sondern es ihm nützlich, und nothwendig der Vermehrung und Ausbildung desselben. Denn ungerechnet die vielen Unordnungen und Streitigkeiten, welche ohne dasselbe immer herrschen müssten, wo keiner ruhig und des nöthigen gewiß sein könnte, würden selbst nicht in den fruchtbarsten und reichsten Gegenden, vielweniger in den dürftigen die Produkte der Natur zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens zureichen, wenn die Natur sich ganz selbst überlassen blieb, und die Menschen sie nicht durch Fleiß und Erfindsamkeit unterstützten. Welchen Beweggrund hätten sie aber dazu, wenn sie nie der Frucht ihrer Mühe gewiß sein, nicht über das, was sie bearbeiten, und was ihre Pflege wirkt, gebieten, es gebrauchen und genieſſen könnten? Der Mensch arbeitet nicht für den Zufall, sondern für sich. Und die Hoffnung, das seinige zu verbessern und zu vermehren, spornt seinen Fleiß und seine Erfindsamkeit, und das Eigenthum wird Quelle von Künsten und menschlichen Einrichtungen.

Auf jede noch nicht okkupirte, noch herrenlose Sache kann sich der, welcher sie zu erst ers

greift und in seine Gewalt nimmt, Eigenthum erwerben, denn er thut niemand Unrecht dadurch. Und andere müssen ihm die Sache ungekränkt lassen, wenn er sie wirklich in seiner Gewalt behält oder ihnen bemerkbar macht, daß er sie als das Seinige ansehe und gebrauchen wolle, um so mehr, wenn er die Sache so mit dem seinigen (z. B. seiner Arbeit) vereinigt hat, daß man jene nicht gebrauchen oder sich zueignen kann, ohne ihm diese zu nehmen.

Da aber Eigenthum das Recht ist mit Ausschliessung anderer willkürlich über eine Sache zu disponiren, so muß ich auch darüber disponiren können. Eine Sache kann nicht mein Eigenthum werden, über die es physisch oder moralisch unmöglich ist zu disponiren, auf die ein anderer schon ein Recht hat, oder die andern unentbehrlich, mir und andern unerschöpflich, zugleich nützlich, deren ausschliessender Gebrauch dem Ganzen schädlich und unerträglich wäre, oder die ich nicht als solche, nach ihrem Wesen physisch umfassen, umgrenzen und gebrauchen kann. Ich kann nicht mein Eigenthum nennen, was ich nicht (physisch) besitzen und gebrauchen kann; ich darf mir nicht anmassen, was mir nicht nützt,

und

und andern schadet, oder andern mehr schadet als mir nützt, wohl im Ganzen schadet. Darauf muß auch gesehen werden bei der Frage, wie viel Eigenthum der Mensch haben könne. Und so wenig ich den mir ganz unschädlichen Gebrauch des Meinigen einem andern wehren darf, so wenig schützt meine Eigenthumsrecht im Nothfalle gegen Zwang dessen, der in Noth ist.

Es wäre lächerlich, wenn ein Mensch das Sonnenlicht, die Luft, das Meer, Ströme, entfernte Gegenden sein Eigenthum nennen, es wäre ungerecht, wenn er die Quelle, die der ganzen Gegend unentbehrlich ist und Wasser verschaffen kann, sich zueignen wollte u. dgl.

Eben so ist es nur ein vermeintliches Eigenthum, wenn ich z. B. eine gefundene Sache in Besitz nehme, die schon einem andern gehört, denn das Eigenthum des ersten Besitzers währt, so lang er will, es nicht abgibt, durch Vergehen oder sonst unfähig dazu wird. Ich kann freilich dann ein redlicher Besitzer sein, aber die Sache ist doch nicht mein, sondern kann zurückgefodert werden. Ein redlicher oder schuldloser Besitzer nämlich einer Sache heißt derjenige, welcher wahrscheinliche Gründe hat, daß die

Sache

Sache sein eigen ist. Unredlich aber besitzt einer etwas, wenn er weiß oder wissen könnte und sollte, daß dasselbe einem andern gehört. Der redliche Besitzer beleidigt zwar den Eigenthümer nicht, wie der unredliche; aber von beiden kann der Eigenthümer die Sache zurückfodern, und der Besitzer bleibt nicht mehr schuldlos, wenn der Eigenthümer ihm bekannt wird, und er die Sache behält. So weit aber der redliche Besitzer die Sache oder ihre Früchte verbraucht, verlohren oder nicht mehr vorräthig hat, braucht, er mir nicht zu ersetzen, wenn er nicht etwa auch ausser dem Besitze des meinigen an dessen statt sonst etwas würde gebraucht haben, das er nun dadurch gespart hat, z. B. er hat meinen Wein zum Theile oder all getrunken, würde aber sonst keinen Wein getrunken haben, er braucht ihn also nicht zu ersetzen, weil er sonst wirklich von dem seinigen verlöre, und doch schuldlos ist. Der unredliche Besitzer aber muß ersetzen, er kann mir den Schaden, den seine Schuld wirkt, nicht zumuthen, er mag seine eigne Schuld tragen. —

Das Eigenthum enthält das Recht die Sache zu besitzen, also andern den Besitz zu wehren

oder

oder zu gestatten, wie man will, sie zu benuz-
en und zu gebrauchen, oder über den Gebrauch
zu verfügen, und endlich über die Sache selbst
nach ihrer Materie und Form zu schalten. Nicht
aber sind diese Rechte immer in einem und dem-
selben Menschen beisammen, oder ausschlies-
sungsweise nur einem zukommend. Oft hat
einer nicht alle aus dem Eigenthume fliessende
Rechte, also das Eigenthum unvollständig, oft
haben mehrere die Rechte des Eigenthums gemein-
schaftlich, Miteigenthum, oder das Eigenthum
ist sonst auf eine Art eingeschränkt z. B. durch
Dienstbarkeiten, die der Besitzer einem andern
leisten muß. Daß ohnehin jeder Eigenthümer
von Natur dahin eingeschränkt ist, sein Eigen-
thum zur Beleidigung keines andern anzuwen-
den, verstehet sich von selbst aus den allgemei-
nen Menschenrechten.

So wie der Gebrauch und die Benutzung
der Sache zu dem Eigenthume gehören, so ge-
hören auch die Früchte, der in der Sache ge-
gründete Zuwachs dem Eigenthümer. Bei dem
übrigen natürlichen und künstlichen Zuwachse
aber, der nicht blos in der Sache selbst gegrün-
det ist, muß darauf gesehen werden, ob kein an-

derer

derer ohne Schuld Schaden dabei leidet. Die Früchte meines Baumes, die Jungen meines Thiers sind mein: eben so, was die Natur von auffenher meinen Besitzungen zusetzt, wenn es nicht zuvor schon einen Herrn hatte, z. B. wenn der Fluß Erdreich an das Ufer, welches mein ist, anspület.

Setzen Menschen dem Meinigen (in der Form oder Materie) etwas hinzu, so kömmt es darauf an, ob sich der Zuwachs der Sache unbeschadet trennen lasse. Es erhält nämlich alsdann jeder das Seinige wieder. Läßt er sich nicht trennen, so wird darauf geachtet, ob der, welcher etwas hinzusetzte, Schuld hat: ob er wußte oder wissen konnte, daß die Hauptsache einem andern gehöre. Der Schuldige muß eher oder mehr Schaden leiden als der Unschuldige, also wenn eins unvermeidlich ist, eher sein Eigenthum verlieren als dieser, den er schadlos halten muß.

Den Schaden eines Schuldlosen aber zu verlangen, oder sich auch mit dem Schaden eines Schuldigen bereichern zu wollen, mag wohl nicht recht sein. So ganz genau und streng läßt sich aber schwerlich in dieser Materie alles beweis-

weisen, und in einzelnen Fällen anwenden und auseinandersetzen, daß nicht zuweilen die Billigkeit mit einem Vergleiche ins Mittel treten müßte.

III. Kapitel.

Vertrag.

Mit seinem Eigenthume kann einer machen, was er will, so lang er andern nicht schadet. Er kann das Seinige veräussern und übertragen, es seien physische Besitzungen oder sonst Rechte. Er kann sie abgeben, versprechen und Verträge schliessen. Und durch Verträge erhalten wir ein Recht, über Rechte oder Besitzungen des andern zu disponiren.

Die Erklärung, dem andern etwas zu leisten oder von ihm zu dulden, ihn über etwas von dem unserigen oder unsern Rechten disponiren zu lassen, ist ein Versprechen. Und wenn der, dem das Versprechen geschieht, dasselbe annimmt, so wird es ein Vertrag. Der Versprechende erklärt sich: daß er sein Recht oder seine Besitzung aufgebe, nicht mehr zu seiner Vollkommenheit

rechne

rechne zum Besten des andern, damit sie dieser übernehmen möge. Und dieser erklärt sich, daß er des Abgegebene annehme, von nun an zu dem seinigen, zu seiner Vollkommenheit zähle. Er schützt und vertheidigt also diese neue Vollkommenheit als solche, wie jede andere, erhält durch Vertrag ein Zwangsrecht.

Um aber ein solches Recht zu gründen oder zu einem giltigen Vertrage wird erfodert, daß das Versprochene wirklich geleistet werden könne, daß die Paziszenten eigentlicher Einwilligung fähig und dieselbe auch wirklich geschehen sei. Verträge sind ungiltig, keine wirklichen Verträge, wenn sie diese Erfordernisse nicht haben, wenn es physisch unmöglich ist, das Versprochene zu leisten, oder wenn ein dritter dadurch beleidigt würde. Doch kann der Versprechende in solchen Fällen zur Schadloshaltung verbunden sein, wenn er zur Zeit des Vertrags das Hinderniß wußte, oder durch seine Schuld die Erfüllung unmöglich ist. Ohne Gebrauch der Vernunft kann kein Vertrag geschlossen werden. Eben so kann Zwang und Betrug den Vertrag ungiltig machen.

Verträge können verschieden sein in Ansehung dessen, was, und in Ansehung der Art, wie etwas versprochen und zu leisten ist. Es kann ein Vertrag geschlossen werden über eine Sache, ein Recht oder einen Dienst; bedingt oder unbedingt, unentgeltlich oder gegen eine Vergeltung. Oft wird auch eine Zeit bestimmt, wo der Vertrag seine Giltigkeit verlieren, oder von welcher an seine Erfüllung soll gefodert werden können. Durch Schenkung wird das Eigenthum unentgeltlich übertragen, beim Kaufe gegen Geld, welches als Masstab des Werths der Dinge gebraucht wird, und beim Tausche wird Sache gegen Sache gegeben. Der, bei welchem eine Sache hinterlegt wird, macht sich verbindlich, dieselbe unentgeltlich zu verwahren. Im Miethkontrakte wird einem der Gebrauch einer Sache oder Dienste gegen gewissen Lohn zugesagt. Darlehn heisst Ueberlassung einer verbrauchlichen Sache mit der Bedingniß, daß gleicher Werth an Qualität und Quantität zurückgegeben werde z. B. für 100 fl. wieder 100 fl. in Geld. Wenn ich für das Darlehn eine gewisse Vergeltung oder Nutzen erhalte, so heissen diese Vortheile Zinsen. Unerlaubt kann das Naturrecht

Zinsen nicht nennen, noch bestimmen, wie viel zu nehmen äusserlich ungerecht wäre. Aber zum wenigsten ist es nicht rechtschaffen und innerlich unerlaubt, Zinsen zu fodern, welche die Früchte meines Eigenthums, den Nutzen des andern aus dem Gebrauche desselben übersteigen. Sollte es erlaubt sein, etwas von dem Eigenthume des andern zu fodern, mich mit dem Seinigen, mit seinem Schaden zu bereichern? auch Zinsen zu fodern von einem Darlehn, mit dem der andere nichts gewinnt, welches er zu den Bedürfnissen des Lebens braucht? —

Man sucht öfters den Verträgen noch besondere Sicherheit zu geben, unter andern durch Eidschwüre, welche man auch sonst gebraucht zur Bekräftigung seiner Aussagen, indem man nämlich Gott zur Bestrafung der Lüge und Untreue anruft. Der Eid gibt mir festeres Vertrauen auf die Aussage und das Versprechen des Schwörenden, wenn ich überzeugt bin, daß er Gottes strafende Gerechtigkeit glaubt. Weiß ich aber nicht, ob nicht etwa Religion ihm Spiel und Maske sei, so werde ich auf seinen Schwur nichts bauen.

Verträge können nebst der Leistung auf verschiedene Art aufgehoben werden z. B. durch Erlassung, Vergleich, Tod, Treulosigkeit, Untergang der Sache u. dgl. m.

Testament ist kein Vertrag, sondern ein Versprechen. Der Erblasser verspricht nämlich oder erklärt, daß eine gewisse Sache nach seinem Tode einem andern gehören solle, ohne daß dieser oft etwas von dem Testamente weiß, noch jener sich dadurch gerade binden will. Es hängt alsdann noch immer von dem Erben ab, ob er die Erbschaft annehmen will. Thut er dieß aber, so übernimmt er auch dadurch die Lasten, welche auf dem Vermögen haften und welchen sich der Erblasser selbst nicht hätte entziehen können z. B. die Schulden zu bezahlen. Erbverträge sind nicht einseitiges Versprechen, wie Testamente, sondern wechselseitig, oder von der einen Seite verbindliche Erklärung des Versprechens und von der andern Annahme wie bei jedem Vertrage.

Wenn auch Testamente nach dem blossen Naturrechte kein ausschliessendes Recht gründen (indem der Erblasser dem andern nur für den Fall etwas verspricht, wo er es nicht mehr

hat), so ist es doch dem Naturrechte nicht zuwider und gut, daß die Menschen Testamente gelten lassen. Sie mögen aber auch um so mehr berechtigt sein, bei Misbrauche und schädlichen Folgen sie einzuschränken.

IV. Kapitel.

Gesellschaft.

Es ist dem Menschen natürlich in Gesellschaft zu leben. Neigung treibt ihn dazu, und seine Rechte werden dadurch gesichert, und seine Glückseligkeit befördert, seine Bestimmung erfüllt.

Gesellschaft ist eine Vereinigung mehrerer Personen zu einer bestimmten Absicht. Gesellschaften können freiwillig sein, gegründet durch einen freiwilligen Vereinigungsvertrag, oder natürlich nothwendig durch Verhältnisse, welche die Natur zwischen gewissen Menschen gegründet hat (z. B. zwischen Eltern und Kindern), zuweilen auch erzwungen, wie auch sonst Verträge erzwungen werden können, als einziges Mittel gegen drohende oder wirkliche Beleidigung des einen Theils.

Der Zweck der Gesellschaft ist das gemeine Beste derselben, wozu sich alle Kräfte der Theile der Gesellschaft verbinden, so daß die Gesellschaft eine Einheit, eine moralische Person wird, und als solche wirken muß. Wenn ihr Zweck erreicht werden soll, so muß sie nach dem Vorbilde einer physischen Person wirken: in der engsten Verbindung und Zusammenstimmung der Theile, deren Wohlfahrt gesichert wird durch die Wohlfahrt des Ganzen, welcher daher auch in Noth vom einzelnen etwas aufgeopfert wird.

Die Gesellschaften können auf immer, auf längere oder kürzere Zeit vereinigt sein; sich enden durch Tod, einmüthiges Aufheben, und Aufhören der Absicht.

Wenn die Mitglieder der Gesellschaft einzelne Menschen (physische Personen) sind, so nennt man sie eine einfache; eine zusammengesetzte aber, wenn sie wieder aus kleineren Gesellschaften (moralischen Personen) zusammengesetzt ist. In der zusammengesetzten Gesellschaft hat dann schon jede Gesellschaft, welche Theil derselben ist, ihren besondern gesellschaftlichen Zweck, und diese besonderen Zwecke sollen durch die Hauptgesellschaft gesichert werden.

Wenn alle Glieder der Gesellschaft einers lei Rechte haben, so ist sie eine gleiche, sonst eine ungleiche Gesellschaft, in welcher gewisse Glieder Vorrechte haben.

Sobald die Gesellschaft einigermassen groß ist, bedarf es einiger Aufsicht und Direktion. Die Grundgewalt der Gesellschaft (die aus den Kräften der Glieder zusammengesetzte Kraft) muß zum Besten der Gesellschaft gelenkt und gebraucht werden. In der gleichen Gesellschaft werden die Angelegenheiten derselben von der Gesellschaft verwaltet. Die Mehrheit der Stimmen bestimmt den Gebrauch der Grundgewalt. Denn die ganze Gesellschaft gilt in gesellschaftlichen Angelegenheiten für eine (moralische) Person mit Einem Willen, der sich am meisten dahin neigt, wo Uebergewicht oder Mehrheit der Stimmen ist. Doch verstehet sich dieses nur von Angelegenheiten der Gesellschaft als Gesellschaft, als Person. Ueber Angelegenheiten der einzelnen Glieder entscheidet deßwegen noch nicht die Mehrheit der Stimmen.

In der ungleichen Gesellschaft haben ein oder mehrere Glieder die Oberherrschaft durch den Unterwerfungsvertrag. Und die übrigen

sind

sind Untergebene von diesen. Das Oberhaupt der Gesellschaft hat das Recht, die Grundgewalt der Gesellschaft anzuwenden und zu gebrauchen zum Zwecke der Gesellschaft. Diese Oberherrschaft kann uneingeschränkt oder eingeschränkt sein, nachdem ihr Gebrauch blos von der Entscheidung des Oberherrn, oder wenigstens in einigen Stücken von der Einwilligung einiger oder aller übrigen Gesellschaftsglieder abhängt: nachdem der Oberherr den Gebrauch aller aus der Oberherrschaft fliessenden Rechte unabhängig von Einwilligung der übrigen Glieder hat oder nicht. So ist z. B. die Oberherrschaft eingeschränkt, wenn der Oberherr zur Gesetzgebung die Einwilligung aller oder einiger Stände braucht.

Die Oberherrschaft kann sich kein Glied der Gesellschaft willkührlich anmassen: kein Mensch ist an sich von Natur berechtigt, dem andern zu gebieten. Sondern das Oberhauptmuß sein Recht erhalten durch Vertrag oder durch ein natürliches Verhältniß, in welchem Oberherrschaft natürlich nothwendig ist, nützlich und unentbehrlich dem gehorchenden Theile (wie den Kindern die Oberherrschaft der Eltern). Oder der eine Theil kann auch das Recht über den andern zu ge-

bieten und zu herrschen erhalten durch Beleidigung des letztern.

Eben so wenig gibt die Oberherrschaft, selbst die so genannte uneingeschränkte ein Recht, die Grundgewalt willkührlich zu gebrauchen, nach Willkühr der Gesellschaft und ihren einzelnen Gliedern zu gebieten. Die Untergebenen haben Rechte so gut als der Oberherr.

Diese dürfen nicht gekränkt, die Oberherrschaft nicht misbraucht werden. Das gemeine Beste ist der Zweck der Grundgewalt. Jeder Gebrauch derselben, welcher diesem offenbar entgegen strebt, ist widerrechtlich, Beleidigung der Untergebenen, welche dem Oberhaupte Misbrauch seiner Gewalt zu untersagen und zu wehren berechtigt sind im äussersten Falle mit den äussersten Mitteln. Nie kann die Absicht der Gesellschaft sein, die Rechte der Mittglieder zu kränken oder unsicherer zu machen, sondern vielmehr jeden in dem Genusse und Gebrauche des seinigen und seiner Rechte zu sichern, nicht Glückseligkeit zu untergraben, sondern zu befördern. Die Verhältnisse und Verfassung der Gesellschaft und die Rechte einzelner Glieder müssen dem Oberherrn heilig sein, oder er ist ans

grei-

greifender Theil, und gibt der Gesellschaft das Recht, welches jeder Beleidigte gegen den Beleidiger hat.

Das Geschäfte des Oberhaupts ist, die Grundgewalt zum Zwecke der Gesellschaft anzuwenden: zum gemeinen Besten, Ordnung zu erhalten von innen, Ruhe von aussen. Die dazu nöthigen Rechte fliessen aus der Oberherrschaft, also das Recht, Gesetze zu geben und über ihre Befolgung zu wachen, folglich auch Belohnungen und Strafen zu ertheilen, und dann das Recht die Gesellschaft zu schützen, folglich Krieg zu führen und Friedensverträge zu schliessen.

V. Kapitel.

Ehe.

Unter den einfachen und überhaupt unter allen Gesellschaften ist die natürlichste und erste die eheliche, die Verbindung zwischen Mann und Weib, die Quelle des Menschengeschlechts und aller Gesellschaft. Sie gründet sich in einem natürlichen Triebe, dem Geschlechtstriebe, der

dem Menschen gegeben ist zur Fortpflanzung seines Geschlechts. Mann und Weib vereinigen sich, diesem Triebe zu dienen, und sie sollen ihm menschlich dienen. Ihre Verbindung soll dem Zwecke des Geschlechtstriebes behilflich sein und nicht hinderlich. Das wäre wider die Natur. Das Menschengeschlecht soll fortgepflanzt werden, Menschen menschlich erzeugt nach dem, was sie brauchen, um Menschen zu sein. Es sollen Menschen gebohren und vernünftige Menschen erzogen werden.

Die Ehe ist eine dauernde Gesellschaft zwischen Mann und Weib errichtet durch einen Vertrag zur Befriedigung des Geschlechtstriebs und Pflegung der daraus erfolgenden Kinder. Aus der Bestimmung, dem Zwecke der Ehe ergibt sich, was recht ist bei Schliessung derselben, und welche Rechte der Gatte hat gegen den Gatten in der Ehe.

So wie überhaupt Personen, welche einen Vertrag schliessen, die zum Zwecke des Vertrags nöthigen Eigenschaften haben müssen: so müssen auch Personen, welche sich zur Ehe verbinden, die zum Zwecke derselben nöthigen Erfordernisse besitzen Sind solche Hindernisse da,

ohne daß es der eine Theil vor dem Ehvertrage wußte, so ist der Vertrag nicht giltig, der unschuldige Theil an den scheinbaren Vertrag nicht gebunden.

Ehe kann erzwungen werden, wenn einer Person eine Beleidigung zugefügt ist, die nur durch die Ehe kann getilgt oder gut gemacht werden. Das Weib ist berechtigt, vom Manne die Ehe zu fodern, wenn er sie in einen Zustand versetzte, der ihr Hoffnung oder Anspruch auf den unschuldigen Genuß ihres Geschlechts und die ehlichen Freuden mit einem andern Manne benimmt, der ihren Werth als Weib für einen andern Mann herabsetzt: als, wenn einer eine Jungfrau um ihre Jungfrauschaft bringt, oder eine andere zum erstenmale schwängert. Sonst aber kann die Ehe nicht erzwungen werden weder durch eine der theilhabenden Personen, noch andere: der Vertrag beruhet auf dem freien Willen des Menschen.

Die Gleichheit ist ein natürliches Menschenrecht, das einem nicht anders als nach dessen freier, zu seinem Besten geschehenen Bewilligung entzogen werden kann. Es ist ungerecht, einen Menschen durch die Umstände zu zwingen,

dieses Recht beim Schliessen eines Vertrags aufzugeben, ihm durch die Umstände seine natürliche Freiheit in Schliessung der Verträge zu entziehen und unmöglich zu machen. Und dieser Fall hat statt, wo Vielweiberei eingeführt ist. Wo der Mann mehrere Weiber zugleich ehlichen kann, da hat das Weib keine Freiheit, keine Wahl mehr, ob es bei Schliessung des ehlichen Vertrags sich dem Manne will nachsetzen lassen oder nicht. Seine rechtliche Gleichheit mit dem Manne ist verlohren. Es muß wider Willen einen Mann mit mehreren Weibern theilen. In eine solche ungleiche Ehe wird gewiß der nachgesetzte Theil nie einwilligen, wenn dieß nicht zur Bedingniß gemacht ist, ein Bedürfniß oder einen mächtigen Wunsch befriedigt zu sehen d. h. wenn die Freiheit nicht eingeschränkt, wenn noch Wahl übrig ist. Einführung der Vielweiberei ist daher ungerecht, wenn sie auch in einzelnen Fällen unter besondern Umständen zu dulden sein mag etwa als einziges Mittel oder Ausweg, wo auch allenfalls mehrere Personen des andern Geschlechts sich z. B. aus überwiegender Liebe entschliessen könnten, einen Mann in Gemeinschaft zu besitzen,

so

so daß die Ungerechtigkeit gehoben würde. Aber auch hier werden nicht leicht alle Nachtheile der Ungleichheit und Gemeinschaft auf immer vermieden. Beide Theile sollen in der Ehe das ihrige zur wechselseitigen Glückseligkeit und zur Erziehung der Früchte ihrer Liebe beitragen. Und dieses wird gewiß zweckmässiger, einmüthiger, liebevoller geschehen in der gleichen Ehe als in der ungleichen, welche immer den Despotismus des männlichen Theils und Haß, Eifersucht u. dgl. bei den Weibern begünstigt. Und weder die Fortpflanzung gewinnt dabei, noch die menschliche nnd bürgerliche Gesellschaft, noch das männliche Geschlecht im Ganzen. Das weibliche Geschlecht müßte um vieles zahlreicher sein als das männliche, wenn bei der Vielweiberei jeder zur Ehe gelangen sollte, wozu doch jeder von Natur gleiches Recht hat, welches durch keine gesellschaftliche Einrichtung soll gekränkt oder unmöglich gemacht werden.

Ein Mann und Ein Weib leben in der schönsten, menschlichsten Harmonie zusammen: ihre Ehe ist ein Bund der Freundschaft, das Werk der innigsten Liebe. Liebe soll die Ehe regieren. Kein Gatte ist von Natur (wenn es

nicht

nicht ausdrücklich ausbedungen worden ist) des andern Oberhaupt. Der Mann ist der stärkere Theil; aber der stärkere ist darum nicht Herr. Der stärkere Theil soll den Schwächeren schützen, wie auch selbst Thiere thun. Der Mann ist des Weibes Freund, und soll ihre Stütze sein: ein kühner Stamm, an dem sich die schwächere Rebe aufschlingt, damit sie nicht erliege unter der Last ihrer Früchte, noch der Wanderer sie verletze und ihre zarten Sprossen zertrete. —

Die ehlichen Rechte sind blos persönlich, können nicht willkührlich auf fremde übertragen werden. Das Weib ist dem Manne Treue schuldig und der Mann dem Weibe. Bruch der Treue und ehlichen Verbindlichkeit ist Bruch des Vertrags, und gibt durch diese Beleidigung dem Beleidigten äusserliches Recht zur Trennung, welche auch durch beiderseitige Einwilligung gewirkt wird. Aber der Mensch muß dabei auch auf seine innere Beruhigung sehen, damit er sich nicht übereile: ob auch wohl das, was äusserlich erlaubt, deßwegen gerade durchaus gut oder das beste ist. —

Die Erziehung der Kinder ist nicht die Sache eines Jahres, und auch deßwegen wird die

Ehe meistens ziemlich lang dauern müssen, wohl den größten Theil des Lebens. Und Gewohnheit hält dann die Gatten um so eher beisammen, da der flüchtigste und frölichste Theil des Lebens verstrichen, und diejenigen am besten den trüberen Theil desselben mit einander tragen und sich erleichtern werden, welche die schönste Zeit desselben miteinander genossen haben und in gemeinschaftlichem Ausharren geübt sind. Alte Freunde trennen sich ungern, und drücken sich die Augen zu.

Wenn auch das blose Naturrecht sonst keine verbotene Grade kennt, so ist doch die Ehe zwischen Eltern und Kindern unrecht und mit ihren Verhältnissen und Pflichten nicht wohl vereinbar, und Ehen zwischen Geschwistern würden einem Heere von Unanständigkeiten und Unordnungen den Weg bahnen. Der Mensch muß in allem menschlich sein, nicht zum äussersten schreiten, wo nicht Noth ist, nicht blos meiden, was unrecht ist, auch was das unrecht leichter macht, und dazu verleiten möchte.

VI. Kapitel.

Eltern und Kinder.

Eltern geben Kindern das Dasein, und müssen sie erhalten, so lange sie dieses nicht selbst können, zu Menschen erziehen und andern nicht zur Last fallen lassen. Eltern haben also auch gegen ihre Kinder die aus diesen Verbindlichkeiten fliessenden und dazu nöthigen Rechte. Kinder sind zwar nicht Eigenthum der Eltern, mit dem sie willkürlich schalten könnten; aber sie brauchen sich ihre Kinder nicht von andern nehmen zu lassen, wenn sie nicht etwa durch Unrecht die Kinder beleidigen. Eltern gebührt Gehorsam von den Kindern. Und so wie Eheleute überhaupt gleich sind, so sind sie es auch in dieser elterlichen Gewalt.

So wie aber Eltern Gehorsam von den Kindern und Ungestörtheit von jedem fremden fodern, um ihre Schuldigkeiten gegen die Kinder erfüllen zu können: so haben auch die Kinder Rechte gegen die Eltern, Recht zu allem dem, weswegen die Eltern Rechte gegen sie haben. Die Rechte der Eltern sind begrenzt und hören auf, so bald ihre Bedingniß aufhört. Aber

Dankbarkeit und innere Pflicht der Kinder dauern fort, wodurch sie den Eltern zu mehr und länger verpflichtet sind, als jene nach dem strengen äusserlichen Rechte fodern können, gleichwie die Eltern aus Liebe den Kindern weit mehr thun, als das strenge Recht erzwingt.

Die Natur bindet Eltern und Kinder mit den süssen Banden der Liebe, und auch Thiere ehren diesen Ruf der Natur. Es wäre eine stumme, traurige, nicht menschliche Gesellschaft zwischen Eltern und Kindern, wenn blos das Zwangsrecht ihre Verhältnisse ordnete.

Kinder haben das Recht, von den Eltern Erhaltung und Erziehung zu fodern, so lange sie deren bedürfen. Und Eltern beleidigen ihre Kinder, kränken ihre Rechte, wenn sie es ihnen daran fehlen lassen, da sie sie ihnen leisten könnten. Die Eltern müssen die Kinder an Leib und Seele so erziehen, daß sie brauchbar werden, und sich einst selbst helfen und fortbringen können, und nicht zu Krüppeln an Leib und Seele werden. Durch Erziehung zum Bösen beleidigen sie die Kinder und die menschliche Gesellschaft, unter die sie Verwüstung bringen. Kinder sind den Eltern keinen Gehorsam zur Bösen schuldig,

vielmehr zum Gegentheile verpflichtet. Der Gehorsam der Kinder soll Mittel zu ihrem Besten, nicht ihr und anderer Unglück sein. So müssen auch Strenge und Strafen der Eltern begrenzt sein als Mittel zur Bildung, dürfen nie Mishandlung und Grausamkeit werden.

Wenn Kinder so weit kommen, daß sie Verträge zu schliessen fähig sind, so können sie auch solche mit den Eltern errichten, und so neue Rechte und Verbindlichkeiten gründen. Die allgemeinen natürlichen Zwangsrechte aber der Eltern gegen die Kinder hören auf, wenn der Kinder nicht Erhaltung und Erziehung mehr von den Eltern brauchen, wo nämlich die Verbindlichkeiten der Eltern aufhören. Und diese Zeit nennt man die Volljährigkeit der Kinder, deren Anfang aber nicht im allgemeinen durch das Naturrecht sich bestimmen läßt.

Die Eltern können nicht nur bei der Erziehung der Kinder sich der Hilfe anderer bedienen, sondern nach dem Tode, in Abwesenheit u. dgl. der Eltern brauchen die minderjährigen Kinder anderer Hilfe. Vormünder müssen der Eltern Stelle vertreten, und so weit sie dieses thun, haben sie auch jener Rechte.

VII. Kapitel.

Herr und Diener.

Wenn und in so weit einer schuldig ist, einem andern Dienste zu leisten, ist er dessen Diener; der, welcher die Dienste zu fodern hat, ist der Herr. Diener kann einer werden durch Vertrag oder Beleidigung, und was durch jenen bestimmt oder gegen diese nothwendig ist, bestimmt die Grenzen und die Dauer der Dienstbarkeit. Da aber der Mensch immer Mensch bleibt, immer Rechte behält, so kann die Dienstbarkeit auf keine Art ganz unbegrenzt und willkürlich werden. Der Mensch darf nicht seine ganze Freiheit weggeben, noch darf sie ihm der Beleidigte nehmen, da nicht alle Handlungen desselben einen Bezug auf Beleidigung haben, ihm schaden oder Schaden ersetzen können. Eigentliche Sklaverei ist daher widerrechtlich, Misbrauch und Erniedrigung der Menschheit: man mag nun Sklave im strengsten Sinne des Wortes nehmen, als einen solchen, der so gänzlich Eigenthum eines andern ist, daß der Herr unbeschränkte Gewalt über ihn, sein Leben und

seine Besitzungen hätte; oder in nachgelassener Bedeutung, daß er in keiner Rücksicht frei, jedem Dienste und Befehle unterworfen, der Herr Herr über alle seine Handlungen sei. Wenn der Mensch den Menschen beleidigt, so ergreift der Beleidigte die äussersten Mittel, wenn sie die einzigen sind. Er hält den Beleidiger mit Zwang an, ihm durch Dienste zu ersetzen, was er ihm geschadet hat, abzutragen, was er ihm schuldig ist: oder er schränkt ihn ein, daß er nicht ferner das Vermögen habe ihm zu schaden. Weiter gehet nie des Beleidigten Recht. Der Schuldner darf nur dazu gezwungen werden, was Ersatz ist für die Schuld, und so lang, bis die Schuld getilgt ist. Der Beleidiger ist nur eingeschränkt so weit, daß er nicht schaden kann, nur in jenen Unternehmungen nicht frei, welche dem Beleidigten gefährlich sind. Dem Unschädlichen darf nicht Leid noch Gewalt angethan, noch einem zugemuthet werden, was böse, unmöglich, oder über seine Kräfte zu leisten ist. Gewaltsame Mittel dürfen nicht weiter gehen als nöthig ist zum Zwecke.

Eben so wenig kann einer durch Vertrag sich zum Sklaven hingeben. Dem Menschen

kann und darf es nicht gleichgiltig sein, was man aus ihm mache, zu was man ihn brauche, welche Dienste und Handlungen man ihm auferlegen möge. Niemand darf seine Kräfte zum Bösen gebrauchen oder gebrauchen lassen, sondern jeder ist vielmehr verpflichtet, sich allem, was ihn unvollkommner macht, zu widersetzen. Niemand kann daher unbedingten Gehorsam versprechen, da er sonst Gefahr lief, zu etwas gezwungen zu werden, was wider sein Gewissen wäre oder zu Verrichtungen und Arbeiten, die ihn zu Grund richteten, wie die unkultivirten Sklaven von den gesitteten Europäern gar oft erfahren.

Niemand kann also eigentlicher Sklav werden weder durch Vertrag noch Zwang, vielweniger werden Menschen (z. B. Sklavenkinder) als Sklaven gebohren. Der Mensch kann nicht Eigenthum, nie uneingeschränkt einem andern unterworfen sein. Keiner kann zur Sklaverei gezwungen werden, oder er hat das Recht, alle Mittel und Gewalt anzuwenden, um seine Freiheit zu vindiziren. Ein so genannter Herr ist sein Beleidiger, und gegen den Beleidiger ist im äussersten Falle das äusserste erlaubt. Die Frei-

heit ist Geschenk und Recht der Natur, jedem Menschen in gleichem Grade eigen, jedem Menschen werth und heilig. Er vertheidigt sie wie sein Leben, denn sie ist ihm eben so lieb, und niemand hat Recht, sie ihm zu nehmen. Kann er seine Freiheit nicht retten gegen ungerechte Gewalt, so verzweifelt er im Kampfe des Gefühls seines Menschenrechts mit Menschentyrannei, oder er artet aus und wird Thier: frisstund geht im Pfluge — eine Menschengestalt ohne Menschheit.

Liebe zur Freiheit ist Stimme der Natur, und Wuth gegen Sklaverei Gefül des Rechts. Und das Gegentheil beweiset keine anmassende Gewalt, sei sie auch mit der Macht des halben Erdkreises bewaffnet, kein Sophisma der Habsucht, und wenn es das Herkommen von Jahrtausenden und Indiens Schätze zu Vordersätzen hätte. Die List mag Sklaven stehlen, die Gewalt Sklaven rauben, der Reichthum Sklaven kaufen — der Sklav behält sein Recht, und wenn ihn die Mutter in der Geburtstunde verkauft hat. Er will frei sein, und dieß ist genug, denn keine irdische Macht hat das Recht Sklaven zu machen, und sollten sich Herkommen, Macht und Habsucht, Afterpolitik,

Han-

Handelssucht und Wucher dagegen setzen, sollte der Europäer Zucker, Taback und Gold dabei einbüssen — Recht bleibt Recht, wenn es in praxi auch ewig ein frommer Wunsch wäre! —

Jede Dienstbarkeit ist also schon von Natur durch die Rechte des Dienenden begrenzt. Der Herr darf dem Diener nie zumuthen, was bös oder über seine Kräfte ist. Er darf ihm nichts übels zufügen und nicht mehr von ihm fordern als der jedesmalige Zweck der Dienstbarkeit fodert, also die Bedingung seines Herrenrechts erlaubt. Unterwirft sich der Beleidigte den Beleidiger, so darf er ihn so weit einschränken als seine Sicherheit fodert. Leistet der Schuldner Zahlung oder Schadenersatz durch seine Dienste, so darf der Herr solche, so viele und so lang fodern, als die Tilgung der Schuld fodert: dieses bestimmt immer die Dauer der Dienstbarkeit.

Haben Herr und Diener einen Vertrag errichtet, so bestimmet dieser ihre wechselseitigen Rechte und Schuldigkeiten und die Dauer der Dienstbarkeit. Strenge Leistung des Bedungenen fodert dann jeder nach dem Vertrage. Ob einer oder der andere seine Rechte und Obliegen-

heiten einem andern übertragen oder nur für seine Person üben könne, kann dann auch nach dem Vertrage am besten bestimmt werden.

VIII. Kapitel.

Staat.

Die anwachsenden Menschenfamilien werden in ihrer Vereinigung Völkchen und Völker. Und einem Volke ist wie allen Gesellschaften zur Ordnung und Ruhe Aufsicht und Einheit heilsam. Es wird ein Staat in Anerkennung Einer Oberherrschaft. Die Familien fliessen zusammen in bürgerliche Gesellschaften: der Mensch wird Bürger, Glied der Staatsfamilie.

Der Mensch braucht des Menschen Hilfe, und die Familie findet Sicherheit und Bequemlichkeit in der grösseren Verbindung, in der bürgerlichen Gesellschaft. Darum ist es dem Menschen zuträglich, daß er Bürger sei, und er kann nicht wohl anders, wo das Menschengeschlecht sich erweitert, die Mittel der Bedürfnisse weniger häufig, Kollision und Gefahr für seine Sicherheit unausbleiblich sind. So rücken die Men-

schen

schen immer näher zusammen, immer in grös-
sere Gesellschaften und Verbindungen zur Sicher-
heit und Bequemlichkeit ihrer (wenigstens künst-
lichen) Bedürfnisse, bis daß zu letzt die Men-
schen des ganzen Erdbodens einander näher be-
kannt werden, fast das ganze Menschengeschlecht
in Verbindung tritt zwar weniger aus Liebe,
aber desto mehr aus Noth, auf daß ein Theil
dem andern helfe zu seinem eigenen Vortheile
und Gewinnste, oder ihm wenigstens nicht schade.

Denn wie die Menschen sich entwickeln und
mehr Bedürfnisse sich machen, brauchen sie ein-
ander mehr, und ziehen Genuß und Bequem-
lichkeit aus allen Weltgegenden. Wie aber ei-
ner mehr braucht oder zu brauchen sich einbildet,
sorget er auch allein oder doch meistens nur für
sich, und möchte haben, was andere haben, und
wünscht, daß sie ihm dienten zur Bequemlichkeit
und zum Glanze. Und so wird endlich das Ge-
schöpf der Liebe ein reissendes Thier in Habsucht
und Herrschsucht. Und der Mensch muß den
Menschen fürchten und Liebesdienste mit Geld
bezahlen.

Allen diesen Gefahren und Unsicherheiten
kann der Mensch nur entgehen durch feste Grün-

dung einer bleibenden, engen Verbindung der grösseren, bürgerlichen Gesellschaft. Zu schwach zu erzwingen, wozu er doch Recht hat und Bedürfniß, übergibt er die Verwaltung seines Rechts der Oberherrschaft, die bei der Gesellschaft ist oder denen, welchen sie die Gesellschaft überträgt. Das Ganze schützt den einzelnen, sichert ihm, was er braucht, erzwingt ihm, was er Recht hat, und entfernt oder bändigt den Störer der Ruhe. Und der Mensch befördert seine Glückseligkeit, indem er wenigstens vielen sonst unvermeidlichen Uebeln entgehet durch die bürgerliche Gesellschaft. Und er würde alles darinn finden, was er nach der Gerechtigkeit nur wünschen könnte, wenn die öffentliche Verwaltung und Einrichtung vollkommen zweckmässig wäre, welches aber unter Menschen nicht wohl zu erwarten ist. Aber freilich ist es um so schlimmer, wenn die Schafe zur Sicherheit sich in dem Schafstalle versammeln, und der Wolf sich mit eingeschlichen hat, und nun wütet, und Hirt und Hunde schlafen, oder Hirt und Hunde gar selbst Wölfe, und die Schafe doch zu schwach oder zu feig oder zu einfältig sind, als daß sie zusammen kämen und sagten: lasset uns zusammens

mentreten und für einen stehen, und unsere Feinde herzhaft angreifen, auf daß wir sie überwältigen und unsere Freiheit und Sicherheit erhalten oder im Kampfe für sie umkommen, denn wir gewinnen nichts, wenn wir sie überleben, aber gewinnen alles, wenn wir sie erhalten, und wenn wir unsern festen Willen zeigen, so wird es so leicht kein zweiter wagen, unser Feind zu sein! — Die Menschen sollten keine Schafe sein. Die es geworden sind durch Weichlichkeit und Feigheit, werden geschoren und geschlachtet, ohne daß sie sich getrauten, einen laut von sich zu geben, damit man sie nicht der Empörung bezüchtige. —

Der Zweck des Staats ist Sicherheit der Rechte und Glückseligkeit. Etwas anderes kann, darf und wird der Mensch nicht wollen. Und darnach werden die Einrichtungen, Verhältnisse und Rechte der Staatsglieder bestimmt. Die natürlichen, ursprünglichen Menschenrechte kann der Mensch auch im Staate nicht verlieren, sonst verlöre er durch die bürgerliche Gesellschaft statt zu gewinnen. Aber in Erwerbung neuer Rechte (z. B. des Eigenthums durch Okkupation u. dgl.) können durch den Staat Veränderungen geschehen:

Ein-

Einschränkungen, Bedingungen u. dgl. Denn der Mensch ist nun nicht mehr eigener Richter und Schutz, sondern der Staat, ausser in Fällen, wo die Hilfe und Entscheidung des Staats nicht zu haben ist. Es werden also nun fest bestimmte, allgemein erkennbare und anerkannte Zeichen erfordert, nach denen nicht blos jeder seine eigene, sondern der Bürger des Burgers und der Richter des zu richtenden Rechte beurtheile und ehre.

In der bürgerlichen muß wie in jeder Gesellschaft darauf gesehn werden, daß die Grundgewalt der Gesellschaft zum Zwecke des Staates gebraucht werde, es muß Einheit, Oberherrschaft sein, um so mehr, je leichter und gefährlicher Unordnung in der grössern Gesellschaft ist, je weniger die Glieder alle einander genau kennen und durch Liebe verbunden sind. Diese Oberherrschaft ist ursprünglich bei dem ganzen Volke, denn alle Menschen sind ursprünglich gleich und frei. Es kann sie durch Bevollmächtigte im Namen des Volks und unter seiner Aufsicht verwalten lassen, oder auch einem oder einigen übertragen, sich einem Oberhaupte unterwerfen. Und so entstehen rechtlich verschiedene Regierungsformen.

IX. Kapitel.

Fortsetzung.

Die Oberherrschaft ist im Staate immer begrenzt (wie in jeder Gesellschaft) im allgemeinen durch die natürlichen Rechte der Unterthanen, und im besondern können noch nähere Bestimmungen und mehrere Einschränkungen hinzukommen durch besondere Bedingungen und Zusätze des Unterwerfungsvertrags.

So wie nirgends Sklaverei recht ist, so kann auch keine bürgerliche Sklaverei, keine willkürliche bürgerliche Oberherrschaft, kein Despotismus gerecht sein, weder durch Vertrag noch Zwang entstehen. In jedem Vertrage haben die Piziszenten ein Zwangsrecht auf die im Vertrage versprochenen Punkte und Bedingungen. So hat auch der Staat ein Zwangsrecht auf das, was im Unterwerfungsvertrage ausbedungen worden, oder ohne welches gar keine Unterwerfung statt haben könnte. Kein Mensch kann oder wird sich einem andern unterwerfen in einer andern Absicht, als zu seinem Besten, zur Sicherung seiner Rechte und Beförderung

seines

seines äussern Wohlstandes und seiner Glükseligkeit. Denn niemand wird oder darf der Selbstliebe entgegenhandeln. Es ist daher auch keine bürgerliche Oberherrschaft rechtlich möglich ohne die Bedingniß (sie mag nun übrigens ausgedrückt sein oder nicht), nichts wissentlich und vorsäzlich gegen das Wohl und die Rechte der Unterthanen zu unternehmen. Denn eben zur Beförderung des Wohls und zur Sicherung der Rechte der Bürger ist die Oberherrschaft bestimmt. Der Regent darf nie den Staat als sein Eigenthum ansehen. Die Unterthanen sind nicht Unterthanen wegen des Regenten, sondern der Regent Regent wegen der Unterthanen damit er sie glücklich mache.

Der Staat ist berechtigt, vom Regenten zu fodern, daß er in allem auf das Wohl des Volks bedacht sei. Er muß ihm Sicherheit und Ruhe zu verschaffen suchen von aussen gegen Beleidigungen anderer Völker, und von innen einem Bürger und einer Klasse von Bürgern gegen die andern. Er muß den äussern Wohlstand zu befördern, und das nüzliche zu unterstüzen suchen, darf nicht befehlen wollen, wo Befehl nicht nöthig ist, keinem Bürger und kei-

nem

nem Stande lasten und Einschränkungen aufbürden, die das Wohl des Staates nicht fodert.

Er muß jedem Bürger und jedem Stande in allen Handlungen und Stücken so viel Freiheit lassen, als dem Staate unschädlich ist. Nie darf er blos für seine Person, wo das Wohl des Ganzen es nicht fodert, seine Gewalt und Herrschaft auszudehnen und zu erweitern, oder Reichthum mit Drückung des Bürgers suchen.

Freilich läßt sich nicht von jeder Handlung so gleich sagen, daß sie schädlich sei und unterbleiben solle, die unnütz oder schädlich scheint. Es ist oft gar schwer zu beurtheilen. Auch bleibt der Regent Mensch, kann also irren wie jeder andere, und verdient daher auch eben so Nachsicht in Irrungen und Schwachheiten. Ausarten darf er aber nicht, seine Gewalt gegen den Zweck misbrauchen oder ganz unbrauchbar sein. Wenn also der Regent gänzlich unfähig befunden wird, so kann er keinen Anspruch machen auf Unterwerfung und Rechte, deren Bedingungen zu leisten er nicht vermag.

Wirkt der Oberherr aus Egoismus und niedrigen Leidenschaften (Hochmuth, Habsucht, Verschwendungssucht) u. dgl. dem gemeinen Besten offenbar entgegen, so verletzt er die nothwen-

wendige Bedingniß der Oberherrschaft, hat also kein Recht zu dieser, und der Staat braucht sein Zwangsrecht, wenn es nöthig ist, zur Verhütung des Misbrauchs der bürgerlichen Grundgewalt und zur Abstellung der Tyrannei. Aber nur der Staat, nicht einzelne Bürger haben dieses Recht, und im Gebrauche desselben ist äusserste Behutsamkeit und Bescheidenheit nöthig: nur im äussersten Falle darf zu den äussersten Mitteln geschritten werden, damit nicht aus einem kleinern Uebel ein grösseres entstehe, oder bürgerliche Kriege gar alles zu Grunde richten.

Sind dem Regenten durch Verträge noch besondere Einschränkungen und Bedingungen gemacht, so hat das Volk ohnehin Recht auf dieselben, und die Oberherrschaft des Regenten kann wie jede gesellschaftliche Oberherrschaft auf mancherlei Art eingeschränkt, und dem Volke oder einzelnen Ständen Theile der Oberherrschaft vorbehalten sein.

Viele wollen den Vertrag zwischen dem Oberherrn und den Unterthanen der bürgerlichen Gesellschaft als eine Erdichtung ansehen aus dem Grunde, weil sich nicht historisch beweisen ließ, daß auf diese Art, durch einen Unterwerfungsver-

vertrag die Völker die bürgerliche Oberherrschaft gestiftet und sich Regenten unterworfen hätten; aber mit Unrechte. Denn es ist keineswegs die Rede davon in dem Naturrechte, wie die bürgerliche Oberherrschaft entstanden sei, sondern wie sie rechtlich gegründet werden könne, und hier hat die Geschichte nichts mit zu reden. Denn so wie nicht alles, was geschieht, recht ist, so kann wohl auch manches rechtlich gefodert werden, wovon die Geschichte kaum ein Beispiel weiß. Das Naturrecht sagt, es sei unmöglich, einen Staat giltig zu gründen ohne voraus gesetzten Vertrag. Denn kein Mensch und also auch kein Bürger kann sich willkürlich die Oberherrschaft über andere anmassen. Entweder ernennt einer den andern ausdrücklich zu seinem Oberherrn, oder dieser fängt an, zu befehlen, ohne daß jener ihn zum Oberherrn ernennt hat, wie z. B. Eroberer oft Völkern, mit denen sie vorher nie einige Verbindung hatten. In jenem Falle ist Vertrag; in diesem Falle ist der, von welchem Gehorsam gefodert wird, nicht schuldig ihn zu leisten. Wenn er der schwächere Theil ist, so mag er wohl sein Recht nicht durchsetzen kön-

nen, aber er behält es doch, und wenn auch die ungerechte Gewalt noch so lange ihn drückt. Bei der ersten besten Gelegenheit kann er sein Recht üben und seinen Beleidiger stürzen. Hier ist also gar keine rechtlich gegründete Oberherrschaft, also wird freilich kein Vertrag vorausgesetzt. Aber aus einer solchen Anmassung kann durch stillschweigende Einwilligung Oberherrschaft entstehen, die sich aber dann wieder auf einen (wenn schon nicht ausdrücklichen) Vertrag gründet und gründen muß, wenn sie gerecht sein soll. Gesetzt z. B. ein solcher Eroberer regiert das mit Gewalt unterjochte Volk so, daß es mit ihm zufrieden ist, vielleicht besser als mit dem vorhergehenden Regenten. Es läßt sich also seine Oberherrschaft gefallen, sucht sie nicht abzuwerfen selbst wo Gelegenheit dazu wäre: es willigt stillschweigend ein — wegen seines Besten, weil es mit der Regierung zufrieden ist. Und nie wird es einwilligen oder einwilligen können zu seinem Schaden. Es ist also hier bedingte Einwilligung und Unterwerfung: unter der Bedingniß nämlich, daß der Regent es ferner so, immer zum Besten des Volks regiere. Und der Regent ist an diese Bedingniß gebunden,

den, so gut als wenn sie ausdrücklich angegeben wäre.

Nöthigt ein Volk das andere oder dessen Vorsteher durch Beleidigung, es zum Gehorsame zu bringen, zu erobern, so braucht freilich hier der beleidigte Theil nicht auf Einwilligung des Beleidigers zu warten. Es ist dasselbe Recht zum Zwange, das auch jeder einzelne Mensch gegen den andern hat. Aber der siegende Beleidigte darf auch dann (wie einzelne Menschen) nur so weit und so lange den besiegten Beleidiger zum Gehorsame zwingen, als nöthig ist, Schadenersatz zu erhalten oder sich gegen Beleidigungen sicher zu stellen.

Das Recht der Oberherrschaft ist an die Person des Regenten gebunden, darf von demselben nicht willkürlich einem andern übertragen, Länder verschenkt, verkauft, vertauscht u. dgl. werden ohne Einwilligung des Staats; denn den Unterthanen kann oder braucht es nicht gleichgiltig zu sein, wen sie zum Beherrscher haben, wie man ja bei Besetzung der geringsten Stellen nicht blindlings zugreifen will, sondern einen dem andern vorzieht.

X. Kapitel.

Fortsetzung: Regentenrechte.

Die Oberherrschaft hat einen Zweck, Gebrauch der Grundgewalt zum Wohle des Staats. Der Regent ist daher nothwendig zu dem berechtigt, ohne welches er den Bürgern nicht leisten könnte, was sie von ihm zu fodern Recht haben, ohne welches der Zweck der Grundgewalt, das Wohl des Staats nicht erreicht und gesichert werden könnte.

Die Oberherrschaft soll Ruhe und Sicherheit von aussen, und Ordnung und Wohlstand von innen dem Staate verschaffen: und jenes durch Gewalt und Krieg, wo es nöthig, durch Frieden und Verträge, wo sie thunlich sind. Aus der Oberherrschaft fliessen daher dem Regenten: das Recht der Gesetzgebung und Aufsicht und das Recht die Gesellschaft zu schützen, Krieg zu führen, und Friedensverträge zu schliessen. Diese Rechte hat der Regent wegen des Staatswohls, und dieses ist auch die Regel ihres Gebrauchs und die Bestimmung ihrer Grenzen. Willkürlich darf der Regent nichts thun,

sondern was das beste ist, oder nach reifer Ueberlegung dafür gehalten wird.

Der Regent kann Gehorsam von den Unterthanen fodern, wenn er etwas dem Staate für zuträglich hält, und daher als Gesetz verordnet. Und auch diejenigen, welche sich nur eine Zeitlang in dem Staatsgebiete aufhalten, dürfen die Gesetze nicht verachten. Wie sie Ruhe und Sicherheit fodern, so lange sie in demselben sind, so müssen sie auch die Ordnung und den Willen des Staats ehren, der sie ihnen gewährt, und die Mittel, wodurch er Ordnung und Ruhe einem jeden verschafft. Aber die Gesetze dürfen natürlicherweise nichts physisch unmögliches enthalten, noch den Grundgesetzen und unverletzbaren Rechten der Bürger entgegen, sondern müssen gerecht, gehörig bekannt gemacht und bestimmt sein. Entstehet Klage über Dunkelheit der Gesetze, so entscheidet der Gesetzgeber, welches der Sinn derselben sei, denn er hat zu bestimmen, was er für gut halte, und als erlaubt oder unerlaubt geachtet wissen wolle. Daß der Regent sich keinen willkürlichen, sondern den wesentlichen Zweck des Staates bei der Gesetzgebung vorsetzen müsse, daß also die Ge-

setze gerecht und gut sein, daß sie die Freiheit der Bürger nicht mehr, als nöthig ist, einschränken müssen, folgt schon aus dem vorhergehenden allgemeinen.

Da aber etwas im allgemeinen als nützlich oder schädlich befunden werden kann, was es nicht gerade auch unter jeden besondern Umständen ist: so kann auch der Regent einzelne Personen oder in einzelnen Fällen von gewissen Gesetzen dispensiren, wenn er findet, daß es so gut ist. Aber blose Willkür oder Parteilichkeit dürfen nicht mit den Gesetzen spielen, noch Ansehen oder Reichthum davon befreien, und alle Last auf die Armen und unangesehenen wälzen.

Hat der Regent bestimmt und allgemein verständlich erklärt, was nach der Natur des Menschen und dem Zwecke des Staates in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen der Staatsglieder gut ist oder nicht, hat der Regent gerechte und verbindliche Gesetze gegeben, so fodert das Wohl und die Ordnung des Staats, daß sie streng beobachtet werden. Der Regent sucht seinen Verordnungen Ansehen und Gehorsam zu verschaffen, und ist berechtigt zu den dazu nöthigen Mitteln. Die Handlungen werden un-

ters

terſucht, wiefern ſie den Geſetzen gemäß oder zuwider ſind, und Belohnungen und Strafen ertheilt nach ihrem bürgerlichen Verdienſte. Und das Maas der Strafe richtet ſich nach dem Grade der Ungerechtigkeit und der Nothwendigkeit der Strafe zur Sicherheit des Staates. Das Strafrecht iſt das Recht des Beleidigten gegen den Beleidiger, welches in der ungleichen bürgerlichen Geſellſchaft nicht von jedem einzelnen, noch von allen, ſondern von dem Regenten verwaltet wird zum Beſten aller. Selbſt der Verbrecher genoß als Glied des Staates die wohlthätigen Folgen der bürgerlichen Strafgewalt: er genoß Sicherheit und Ruhe, und büſſt nun für die Verachtung der Strafgeſetze, die ihm, wie jedem Bürger, wohlwollten.

Wird ein Bürger von dem andern beleidigt oder glaubt gekränkt zu ſein, ſo daß ein Streit unter ihnen entſtehet, ſo unterſucht und richtet der regierende Theil des Staates den Streit nach Geſetz und Recht, damit erhelle, welcher Theil Recht habe, und jedem von dem Regenten ſein Recht verſchafft werde. Denn der Bürger erzwingt ſich ſein Recht nicht ſelbſt, ſondern der Regent für ihn. Nur in der Noth, wo Hilfe

und Recht von dem Staate nicht zu haben ist, sucht sich jeder einzelne selbst zu helfen z. B. wenn einer angegriffen wird, so daß er in Gefahr ist, wenn er nicht das äusserste aufbietet. Sonst darf kein Bürger sein Recht entscheiden und erzwingen, nicht der Stärkere oder Geschicktere den Schwächern zu besiegen suchen, gleichsam als habe der gerade auch recht, für den Stärke, Geschicklichkeit oder Glück entscheidet oder als dürfe der Mensch alles, was er kann: wie im Zweikampfe und Faustrechte, welche zur Entscheidung und Strafe unschickliche und ungerechte Mittel sind und die richterliche Gewalt des Staats beleidigen. —

Soll der Regent alles lenken, wie es dem Staate am vortheilhaftesten ist, alles entfernen, was ihm an sich oder in seinen entferntern Folgen nachtheilig sein mögte, so muß er von allem, was darauf sich beziehet, Nachricht erhalten und Rechenschaft fodern können. Er muß die Aufsicht haben über im Staat entstehende Einrichtungen und Gesellschaften, damit die nützlichen durch sein Ansehen bestätigt und geschützt, unschädliche geduldet, und die schädlichen zernichtet, oder unschädlich gemacht werden.

Das

Dazu gehören besonders auch jene Einrichtungen und Gesellschaften, deren Zweck Religion ist, die Kirchen. Es muß eines jeden Menschen Freiheit so wenig als möglich eingeschränkt und besonders in Religionssachen geschont werden und nie Härte und Verfolgung statt haben. Unschädliche Religionsgebräuche und Meinungen verdienen daher Duldung und Schonung, keine Handlung oder Meinung gehet Mitmenschen oder der Staat etwas an, welche die Rechte anderer nicht zu kränken drohet und niemand schadet: wiewohl der Regent allerdings solche Anstalten und Einrichtungen treffen darf und soll, wodurch jeder Irrende Gelegenheit hat, auf den rechten Weg zu kommen. Da aber die Grundsätze die Quellen der Handlungen des Menschen sind, so muß jede Anstalt im Staate unter der Aufsicht der Regierung stehen, damit nicht Grundsätze aufgestellt und verbreitet, oder Einrichtungen und Handlungen geduldet werden, welche das bürgerliche Wohl untergraben, einfältige betrügen, nützliche Glieder des Staats verführen und unter der Maske von Meinungen die sittlichen und bürgerlichen Verhältnisse zerstören. Aber unparteiisch und gerecht und

klug muß hier vorzüglich zu Werke gegangen werden, damit nicht aus wachsamer Aufsicht verfolgende Intoleranz werde, der regierende Theil seine Meinung zur Richtschnur mache, darnach den bürgerlichen Werth aller übrigen beurtheile, die abweichenden drücke, sich Gewalt anmasse über das, was den Staat nichts angeht, verbiete, was ihm einfällt, gebiete, was er träumt, und den Menschen zumuthe, daß sie alle mit seinen Augen sehen sollen. —

Die bürgerliche Gesellschaft kann nicht glücklich sein, ihren Zweck nicht erreichen, wenn sie nicht Ruhe und Sicherheit von aussen hat gegen die Beleidigungen anderer Völker. Dahin muß jeder Staat mit ganzer Macht arbeiten, seine Grundgewalt gebrauchen gegen Feindseligkeiten und Beleidigungen. Der Regent ist also berechtigt, die Grundgewalt des Staates zu dessen Schutze gegen Beleidigungen und Feindseligkeiten anzuwenden, Krieg zu führen, Friedens- und Sicherheitsverträge zu errichten. Und die Unterthanen müssen dazu aus allen Kräften behilflich sein, den Staat vertheidigen und schützen mit Schwert und Leben. Aber zum Schutze des Staates, nicht zu seiner Unterjochung, zum

Wohle der Bürger, nicht zu ihrem Elende sind die Waffen bestimmt. Wo Krieg und Kriegsvölker nöthig sind, muß der Regent bedacht sein, solche Einrichtungen zu treffen, daß sie dem Staate und jedem einzelnen Stande und Bürger so wenig als möglich lästig werden, daß nicht für den einfachen Nutzen, welchen der Staat auf der einen Seite davon hat, auf der andern wieder zehnfacher Schaden gestiftet werde. Auch darf der Regent nicht Krieg führen nach Willkür und Grillen, nur wo es Noth ist und gerecht, nicht den Bürgern zumuthen, Gut und Blut aufzuopfern, wo es dem Staate weder nöthig noch vortheilhaft ist, weil Ehrgeiz, Eroberungssucht u. dgl. ihn antreiben, weil er sich einbildet, von tausend Jahren her Ansprüche auf ein Stück Land zu haben u. dgl. m. Was nützt es dem Volke, wenn des Regenten Gebiet grösser ist? Wird er darum besser regieren? Oft, wohl meistens und aus begreiflichen Gründen desto schlechter.

Der Regent hat zu seinem Leben und Amte und den Bedürfnissen des Staats Einnahme nöthig. Und er ist berechtigt, von den Bürgern zu diesem Ende Abgaben zu fodern; aber nicht mehr als der Staat braucht und der Bürger

vermag, und auf die Art, wie sie dem Bürger am wenigsten drückend werden. Er darf nicht das Vermögen des Volks als sein Eigenthum, noch die Abgaben als ein Spielgeld ansehen, nicht verschwenden oder mit Parteilichkeit austheilen. Die beste Verwaltung ist strengste Schuldigkeit, worauf das Volk Recht hat.

XI. Kapitel.

Volk gegen Volk.

Völker sind moralische Personen, und gegen einander in Rücksicht der ursprünglichen und erworbenen Rechte wie einzelne Menschen. Sie sind von Natur einander an Rechten gleich, frei und unabhängig, haben Recht auf Wahrheit, guten Namen, Treue und Glauben wie einzelne Personen.

Was Herrenlos ist, kann ein Volk gebrauchen, okkupiren und zu seinem Eigenthume machen, wenn es von der Art ist, daß es überhaupt Eigenthum werden kann. Es hat die Rechte auf sein Land, die jedem Eigenthümer auf sein Eigenthum zustehen. Es kann den Durchgang durch sein Gebiet erlauben oder untersagen, wie

es will, in sein Gebiet aufnehmen oder nicht, den Zuwachs seines Eigenthums benutzen nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit wie einzelne Menschen: so daß es keinem andern Unrecht thut. Und in allen diesen Rechten darf es von keinem andern gestört werden. Sollte es auch noch so grosse Vortheile dadurch erwerben, so ist dieses an sich noch kein Grund, es zu drücken. Es darf sich und das seinige vervollkommnen oder unvollkommen lassen, ohne daß dieses andere was angieng, welche auch mit dem Scheine der menschenfreundlichsten Absichten ihren Eigennutz nicht bedecken noch ihre Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit machen können, wenn sie einem Volke aufzwingen, was sie Gut zu nennen belieben, und dieses nicht mag und meistens nicht braucht oder doch viel zu theuer bezahlen muß: nicht selten mit seiner ganzen Freiheit und Glückseligkeit. Die größte Wohlthat, welche ein Volk dem andern erweisen kann, — und dieß ist jedes schuldig — bestehet darinn, daß sie einander ruhig, ungekränkt lassen, im ungestörten Besitze und Genusse ihrer Besitzungen und Rechte ohne Eifersucht und Neid. Weder Schwäche noch Vorzüge eines Volkes

berech-

berechtigen das andere, auf seinen Sturz zu denken, so lange es nicht beleidigt wird. Beleidigt aber ein Volk das andere, so hat es dieselbigen Rechte dagegen, wie jeder einzelne Mensch durch Beleidigung. Es sucht der drohenden Beleidigung zuvorzukommen, der gegenwärtigen sich aufs beste zu widersetzen, und für die vergangene Schadenersatz zu erhalten und für die Zukunft sich zu sichern in dem äussersten Falle durch die äussersten Mittel. Und darauf gründen sich die verschiedenen Arten von Kriege: Angriff, Vertheidigung, Strafkrieg. Der angreifende Theil ist aber nicht derjenige immer, welcher zu erst Gewalt braucht, sondern welcher zu erst beleidigt.

So wenig Gewalt erlaubt ist, um sich durch die Besitzungen eines andern Volkes zu erweitern, so wenig Herrsch- und Eroberungssucht gerechte Ursachen zum Kriege sind, so wenig ist es gerecht, ein Volk anzufeinden wegen Erweiterung seiner Macht, so lange diese niemand schadet und beleidigt. Leidet aber ein anderes Volk dabei Unrecht, so ist so wohl dieses berechtigt, sich der Erweiterung zu widersetzen, als auch andere, um so mehr, wenn die unge-

rechte

rechte Eroberungssucht des übermächtig werden-
den Volks auch ihnen Unsicherheit drohet. So
wie einzelne Menschen, so dürfen auch Völker
einander beistehen und sich zum Beistande ver-
binden gegen Ungerechtigkeit. So wie aber ein-
zelne Menschen nicht gezwungen werden können,
an Streitigkeiten Theil zu nehmen, so kön-
nen auch Völker neutral bleiben, und dürfen
dann von keiner Partei beleidigt werden.

Völker brauchen oft und schliessen Verträ-
ge und Verbindungen, und diese müssen gerecht
und heilig sein. Sie müssen keinen dritten be-
leidigen, alle die Stücke und Erfordernisse ha-
ben, welche ächte Verträge überhaupt verlan-
gen, aber dann auch fest und unverbrüchlich ge-
halten werden. Und dadurch geschieht nicht nur
der Gerechtigkeit Genüge, sondern eine Nation
gründet sich dadurch Ehre und dauernden Vor-
theil, wenn von ihr bekannt ist, daß Gerech-
tigkeit und Versprechen ihr unverletzlich sind.

Verträge können auch unter Völkern man-
cherlei sein und mit mancherlei Bedingnissen ge-
schlossen. Völker können einander Schutz, Bei-
stand und Unterstützung zusichern, mancherlei
Vortheile und Vergünstigungen z. B. der Hand-

lung und Schiffart, des Durchzugs durch ihr Gebiet, u. dgl. Ein Volk kann sich des andern Oberherrschaft unterwerfen, oder mehrere sich verbinden in allen oder gewissen Stücken zur gemeinschaftlichen Oberherrschaft u. dgl. m.

Weder Völker noch ihre Oberhäupter können ihre Geschäfte mit einander alle in eigner Person betreiben. Sie bedienen sich daher bevollmächtigter Personen, welche sie an einander absenden. Gesandte vertreten ihre Stelle. Und so weit diese für ihre Prinzipale gelten, stehen sie in ähnlichem Rechte und Verhältnisse gegen den Staat, mit dem sie zu thun haben.

Dritter Abschnitt.

Pflichten.

Durch Erfüllung jeder Pflicht nützt sich der Rechtschaffene, befördert seine Vollkommenheit und Selbstzufriedenheit. Man theilt aber die Pflichten ein nach den Verhältnissen des Menschen und den Gegenständen, auf welche sich die Handlungen beziehen, in Pflichten gegen sich selbst und gegen andere: gegen Gott, andere Menschen und Thiere.

I. Kapitel.

Von den Pflichten gegen sich selbst.

Der Mensch soll vollkommen, ein vollkommner Mensch sein: stark an Leib und Seele und weise im Gebrauche äusserer Dinge, welche dazu brauchbar und dem Menschen dienlich sind.

Der Mensch hat geistige und körperliche Fähigkeiten: seine Kraft ist seine Vollkommenheit, die Anlage des Menschen Keim veredelter

Menschheit, Anlage zu höherer Vollkommenheit. Seine Gaben und Vorzüge zu erhalten und zu benutzen ist Pflicht des Menschen, seine Fähigkeiten auszubilden, seine Kräfte in menschlicher Harmonie zu Fertigkeiten zu erhöhen, ist seine Bestimmung — den Keim der Menschheit zur Menschheit zu entwickeln. Die Folge Selbstgenuß, Selbstzufriedenheit, inniges ehrendes Bewußtsein selbstgewirkter Vollkommenheit — höchste menschliche Glückseligkeit! —

Leben ist des Menschen Erstes und Alles, Leben im vollen Umfange des Wortes, im hohen Sinne: menschliches Leben. Dieses Leben zu erhalten und zu erhöhen, ist das Geschäft vernünftiger Selbstliebe, Gebot der Pflichten gegen uns selbst, Zweck des natürlichen Triebes zum Leben, und Vorschrift der Vernunft.

Körper und Seele sind auf das engste verbunden, in dem innigsten Einflusse, machen zusammen den Menschen, beider Leben des Menschen Leben, beider Vollkommenheit des Menschen Vollkommenheit. Durch Sorge für beide sorgt der Mensch für sich, durch Vervollkommnung beider erfüllt er seine Pflicht gegen sich selbst.

Nach-

Nachdem einige Handlungen und Unterlassungen sich mehr oder näher aufdas geistige oder körperliche Leben des Menschen, auf Seele oder Körper beziehen, unterscheidet man besondere Pflichten gegen den Körper und die Seele.

Der Mensch muß in allen Stücken bedacht sein auf die Erhaltung seines körperlichen Lebens im vollkommensten Zustande: daß er seine Glieder vor Verstümmelung und Beschädigung bewahre, keine Krankheit seinem Leibe zuziehe, oder wenn er krank ist, die Gesundheit wieder herzustellen suche, daß er seinen körperlichen Wohlstand und die körperliche Vollkommenheit nicht allein nicht störe, sondern vielmehr erhöhe durch Lebensordnung und Uebung seiner Kräfte.

Die kühnste, auffallendste Versündigung an unserm Leben ist der Selbstmord. Der Selbstmörder scheinet oft ein Held beim ersten Blicke. Seine Handlung scheint den ersten, mächtigsten Trieb des Menschen zu besiegen, er thut, was dem Zuschauer für Menschheit unmöglich dünkte: er gibt das Leben hin als eine Kleinigkeit, er gibt alles hin: sein Schritt ein kühner Schritt, aus Zeit in Ewigkeit, aus Licht in Todesnacht — ein fürchterlicher Schritt, vor

dem die Menschheit schaudert, den die Menschheit nicht begreift. Und deßwegen wird er bewundert, weil er nicht begriffen wird, er scheint sich über die Menschheit weggesetzt zu haben, übermenschlich zu handeln. Die Menschheit scheuet das Dunkel; und er tritt in ewige Dunkelheit, worinn kein Auge die Folgen der That erspähet, keine irdische Macht das Geschehene verbessert. Kühn fürwahr! aber gut und weise? —

Der Selbstmörder wird bewundert als kühn und muthig, daß er stark genug sei zu besiegen die Liebe zum Leben, zu ertragen den Gedanken des Todes, zu wagen die That. — Wenn aber Muth und Anstrengung im Selbstmörder gerühmt werden — und diese sind es doch eigentlich, welche die Bewunderung erregen, wenn man den Selbstmörder bewundert — sollen sie nicht auch, und mehr Bewunderung verdienen in dem, welcher unternimmt, was der Selbstmörder scheute, trägt, was diesem zu schwer dünkte, ausharrt im Kampfe, welchem der Selbstmörder entfloh? Der Selbstmörder wählt den Tod, weil er ihm leichter scheint als ein mühseliges Leben; ist also der nicht stärker,

welcher dieses schwerere, dieses mühselige Leben trägt? der standhafte Dulder, welcher muthig bis zum Ziele, das die Natur ihm steckte, die Bürde fortschleppt, welche eigne Schuld oder der Lauf der Dinge unter der Aufsicht des vollkommensten Wesens ihm auflud! Und hat er nicht Gründe genug dazu? Selbst daß mehr Kraft zum dulden als zum sterben gehört, ist Grund wider die Lobreden des Selbstmordes. Die Menschlichkeit beweint den Selbstmörder; aber die Vernunft billigt seine That nicht. Je mehr die schreckliche That des Selbstmörders zeigt, wie wenig seiner mächtig, wie betäubt durch Leidenschaft, wie geängstet durch Elend und Verzweiflung er war, desto schonender und liebevoller muß ihn der Mitmensch beurtheilen, besonders wenn er sonst gut und still war, und mehr folterndes Unglück als Ausschweifung ihn in Verzweiflung und Tod stürzte. Gott wird ihn richten nach der Gerechtigkeit; dem Menschen kömmt es zu, den Weg zu meiden, auf dem der Unglückliche in den Abgrund gleitete. Denn eben die Quellen und Veranlassungen des Selbstmordes, welche Mitleiden erwecken für den Selbstmörder, müssen auch schon vor seiner Nachah-

mung warnen und gegen den Selbstmord empören, dessen Verwerflichkeit sie zeigen. Das Werk der Verzweiflung kann Vernunft nicht rechtfertigen wollen.

Wenn die Vernunft den Selbstmord erlaubte, so zerriß sie alle menschliche Ordnung und gesellige Verbindungen. Jedes Verbrechen könnte ungescheuet begangen werden, gegen die verfolgende Gerechtigkeit blieb dem Bösewichte immer ein Ausweg offen. Jeder Beschwerlichkeit könnte sich der Träge entziehen. Und was würde entstehen, wenn es jedem frei stünde, das Leben abzuwerfen, wenn es ihm eine zu beschwerliche Last wäre. Was würde den Selbstmord einschränken? was Masstab sein zur Beurtheilung der Fälle, wo er erlaubt ist? Läßt Leidenschaft und Eingenommenheit des Gemüths wohl richtig die Grade des Elends abmessen? Jeden würde zum Selbstmorde berechtigen, was ihm zu schwer dünkte: und dünkt nicht dem Trägen und Schwachen alles zu schwer? Und würden nicht um so mehrere träg werden, wenn sie ausser der Standhaftigkeit ein bequemeres Mittel sähen?

Das bekannte: ich bin der Welt, die Welt ist mir nichts mehr nütz! ist Vorwand und Beschönigung, nicht Beurtheilungs- und Rechtfertigungsgrund. Wenn dieß gilt, wer soll den Ausspruch thun? welcher Mensch kann sagen, daß er, daß sein Dasein der Welt zu gar nichts mehr nütze, daß die Welt, daß das Fortleben gar keinen Werth mehr für ihn habe? Wornach soll dieß wieder bestimmt, nach welchem Masstabe beurtheilt werden? Welcher Sterbliche kennt die Zukunft, den ganzen Einfluß des geringsten nach Raum, Zeit und Ewigkeit? Hört man nicht diesen Ausruf des Unmuths oft auch von der vorübergehenden Mislaune ausstossen?

Jeder Misvergnügte, dem etwas nicht nach seinen oft ungerechten und ungereimten oder doch unbedeutenden Wünschen gehet, ist gleich mit diesem Schlusse fertig, und denkt manchmal in der nächsten Stunde kaum mehr daran. Und wenn denn der Unglückliche oder sich unglücklich glaubende kein Auge für Zukunft und Folgen, keinen Masstab hat oder in der Versuchung zum Selbstmorde anwenden kann zur Beurtheilung, was und wieviel er tragen kann und soll, um

nicht zu früh und voreilig abzuwerfen, was last scheint und Wohlthat ist oder werden kann: soll ihm dieß nicht Grund genug sein, lieber alle Kräfte anzustrengen zu dulden und zu tragen, bis die Natur selbst ende oder erliege, als zu einer That, die so gewagt, nie wieder gut zu machen, und bei der doch alles zu verlieren ist? Soll der Mensch nicht lieber hier gar nicht entscheiden, da er nicht sicher entscheiden kann? Seine ganze Habe auf Würfel setzen wird kein Vernünftiger, um Seel und Seligkeit würfeln ist Sünde der Verzweifelung. Nicht vernünftiger Muth, die verwerflichste Tollkühnheit ists, in der wichtigsten Angelegenheit, die unser ganzes Wohl und Weh entscheidet, den Lauf der Natur für Zeit und Ewigkeit unverbesserlich zu stören, ohne zu wissen, was geschehen sein würde, ohne zu sehen, was nun erfolgt, ohne Macht zu verbessern, wenn das schrecklichste erfolgen sollte. Wer wird seinen Fuß in die Dunkelheit setzen, wenn er nicht weiß, ob er Feste ertappe? Und der Selbstmörder stehet am Rande von Zeit und Welt, er schreitet über die Grenzen irdischer Wirksamkeit, stürzt dahin unwieder-

bringlich in den unendlichen Raum, und nur die Ewigkeit misst seinen Fall.

Wo wir den Gang der Dinge nicht absehen, noch die Folgen unserer That zu lenken vermögen oder wissen, als nur daß sie ins Ganze greifen und unser Heil bestimmen, da müssen wir uns nicht anmassen, über unser Schicksal zu entscheiden, zu ändern und zu wirken: es ist unser Wirkungskreis nicht. Weisheit ists da einzig und allein, dem laufe der Natur zu folgen, um so mehr, da Weisheit ihn lenkt. Es ist dieß Ordnung des Ganzen, Wirkungssphäre der Natur und alles leitenden Gottheit. Und wer wollte sich dieser weisesten leitung nicht anvertrauen? Sollte das Kind nicht lieber der gütigen leitung des Vaters vertrauen als durch blinde Empörung sein Glück auf immer stören?

Was will wohl der Selbstmörder gewinnen durch seine That? Glaubt er Zernichtung, so wirkte ja seine That selbst Unmöglichkeit des Wohlseins, und Nichtsein wird der Mensch nicht wünschen. Nur wird selten Zernichtung als wahres Nichtsein gedacht: man nennt es Nichtsein, stellt sich aber dabei eher eine Art von ruhigem, sanftem, traumlosem Schlummer vor,

und findet es deßwegen wünschenswerth. Zweifelt der Selbstmörder, ob er fortdauern oder aufhören werde, wie mag er in dieser Ungewißheit solch eine kühne That wagen, die nur zu Nichtsein oder Unseligkeit führen kann? denn ist er unsterblich, glaubt er Fortdauer, was kann er sich versprechen? Kann er ein vollkommneres Dasein erwarten, dessen Entwicklung er nicht abwartete? Unsterblichkeit ist Fortsetzung des hier angefangenen Lebens, Dasein jenseits des Grabes Folge des Daseins diesseits, künftiger Zustand gegründet und bestimmt durch den gegenwärtigen: er wird dort leben und sein wie und was er sich hier fähig und würdig gemacht hat zu sein. Hat er die Gelegenheit zur Entwickelung, die sich ihm in dem ersten Zustande des Lebens darbot, nicht benutzet, wie mag er Anspruch machen auf den Zustand der Vollendung, zu dem er hier reifen sollte und nicht wollte? Wird den die Natur beseligen, der ihren Gang unterbrach und störte, sie nicht fortwirken ließ bis zu seiner Reife? Wird die Gottheit den beseligen, der ihr ungehorsam ihre Wege schmähte und seinen eigenen gehen wollte? belohnen den, der die Prüfung zu hart, die Bahn, auf

der

der er Verdienste sammeln sollte, zu mühsam fand? Wäre es hier nicht träge Gottlosigkeit, sich der Prüfung entziehen und auf Güte der Gottheit sündigen zu wollen? „Wer diese Welt anders verläßt, muß jene anders betreten (sagt Moses Mendelssohn). Kann der sich die Krone versprechen, der im Kampfe unterliegt?“

Wie also Vernunft den Selbstmord nicht billigen und anrathen kann, so muß der Mensch der Versuchung Standhaftigkeit und Vertrauen auf die Gottheit entgegensetzen, ein für allemal den Grundsatz sich tief und lebendig einprägen, daß es unrecht sei, nicht im Augenblicke der Versuchung erst noch vernünfteln und prüfen wollen. Hier muß er sich erinnern, daß er nun nicht mehr unparteiisch ist zum Abwägen, nicht mehr stark genug, die Sophistereien der Leidenschaft zu besiegen, so bald er sich einläßt. Der Mensch muß meiden, was zum Selbstmorde führen kann: Ungeduld, Verzweiflung, zu heftige Leidenschaften. Er muß sich stets üben in Geduld, Selbstbeherrschung und Besonnenheit, oft überdenken die Kürze des Lebens und die hohe Bestimmung und Unsterblichkeit des Menschen.“ Hast du (sagt Rousseau) in dem Inner-

sten deines Herzens noch die kleinste Empfindung von Tugend, so komm und laß dich unterrichten, wie man das Leben lieb gewinnen kann. So oft dir die wilde Lust ankömmt, es dir zu nehmen, sprich zu dir selbst: noch eine gute Handlung will ich vor meinem Tode thun. Dann gehe hin, suche einen Dürftigen, der Hilfe, einen Unglücklichen, der Trost, einen Verfolgten, der Schutz bedarf. — Kann dich diese Betrachtung heute zurückhalten, so wird sie dich auch morgen und übermorgen und dein ganzes Leben abhalten. "

II. Kapitel.

Fortsetzung, Mässigkeit.

Der Mensch soll nicht Hand an sich legen, soll sein Leben erhalten. Wie aber jede Betrachtung leicht unwahr wird und falsche praktische Grundsätze erzeugt, wenn sie einseitig ist: so kann auch die Liebe zum körperlichen Leben zu ängstlich und übertrieben werden, wenn der Mensch seine Achtsamkeit zu sehr an den thierischen Theil seiner

ner Natur fesselt, so daß er über diesem Theile des Lebens den edlern vergisst und verliert. Der Mensch soll das Leben lieben als Mensch, nicht als Thier, es erhalten alsein grosses Gut, aber nicht als das einzige, nicht als verlör er mit dem Leben alles.

Er soll das Leben vernünftig lieben, soll leben für Tugend und Vollkommenheit, leben und sich vorbereiten zur Unsterblichkeit. Ist er sich dieses bewusst, so wird er sein Leben schonen und Todesgefahr nicht suchen; aber nicht als das höchste und einzige, nicht ängstlich und geizig. Er wird es wagen und aufopfern, wenn Tugend und höhere Pflicht gebieten, nicht seiner Bequemlichkeit oder Verzweiflung, aber wohl dem allgemeinen Besten.

Dagegen hütet sich der Tugendhafte sorgfältig vor allem, wodurch er auf eine feinere Art oder mittelbarerweise zum Mörder an sich selbst würde. Er sorgt, daß sein Körper nicht verunstaltet, verstümmelt oder zerrüttet; sondern gesund, stark und zu anständigen Verrichtungen brauchbar werde. Er sucht daher ordentlich und einfach zu sein in seiner Art zu leben, und jede Unmässigkeit und Ausschweifung

zu

zu vermeiden, den Körper weder zu verzärteln noch zu überspannen. Ist er aber doch einmal krank, so wendet er alles an, die Gesundheit wieder herzustellen durch strengere Diät und Hilfe der Sachkundigen. Er unterwirft sich zu diesem Ende selbst künstlichen Schmerzen, und opfert auch wohl einzelne Theile auf, wenn er Leben und Gesundheit dadurch zu retten weiß.

Die Verrichtungen und Bedürfnisse des Körpers gründen thierische Triebe und sinnliche Begierden. Ihre Befriedigung hat die Natur den Thieren nach Art und Mas angewiesen, und sie schweifen nicht leicht darüber aus, da nur die natürlich zweckmässigen Instinkte bei ihnen Begierden erzeugen. Der Mensch aber schweift gerne aus, und doch hat ihn die Natur eben dadurch schon angewiesen, menschlich zu sein in seiner Sinnlichkeit, daß sie ihn nicht so band und leitete durch Instinkt wie Thiere, sondern es seiner Vernunft überließ. Er soll anständig leben als ein vernünftiger Mensch: mässig, und wie es Achtung der Menschen und gesellige Ordnung fodern. Er sollte um so mehr wachen über sich selbst, je gewöhnlicher, ernie-drigender und schrecklicher die Tyrannei der Be-

giers

gierden ist. Der Mensch ist nicht blos Bauch und Zunge, daß er fresse und saufe, und schlafe, wenn er das Bewußtsein verschwelgt hat. Und doch handelt der Mensch oft, als sei Schwelgerei und Wollust sein Beruf. Die immer geschäftige Einbildungskraft reizt durch Bilder des nicht wirklichen oder abwesenden, und die müssige Vernunft ersinnet neue Gelüsse und Befriedigungsarten. Der Mensch vergrössert und erdichtet Bedürfnisse, begehrt, was er nicht braucht, und geniesst, was er nicht soll, so bald er sich von der Phantasie leiten und die Vernunft unangebauet und müssig läßt. Die Vernunft selbst ist dem Menschen Erniedrigung und Strafe, wenn er sie nicht nach ihrer Bestimmung anwendet: wenn er die Begierde nicht der Vernunft unterwirft, so dienet die Vernunft der Begierde, und der Mensch thut, was kein Thier thut, und wird, was kein Thier ist: ohne Mas und Ordnung in seinen Lüsten. Daher beim Menschen die äusserste Unmässigkeit und die unnatürlichsten Laster. Der Mensch ißt und trinkt oft ohne Ziel und Mas, und welche abscheuliche und schreckliche Folgen Schwelgerei, Trunkenheit und Leckerhaftigkeit haben, ist an täglichen

chen Beispielen auffallend: wie sie die Gesundheit des Körpers zerrütten, die Seele erniedrigen, den Gebrauch der Vernunft unmöglich machen, Glück und Ordnung der Familien und bürgerlichen Gesellschaft untergraben, und ein Heer von andern Fehlern und Lastern nach sich schleppen: Trägheit, Feindschaften, Zanksucht, Wollust, Nachlässigkeit und Untreue in Geschäften u. dgl. Und allem diesem setzt sich der aus, welcher Gesellschaft macht mit Leuten, die diesen Lastern ergeben sind oder sich einige male zur Unmässigkeit verleiten läßt. Stärker wird dann immer den Reiz und leicht die Gewohnheit.

III. Kapitel.

Fortsetzung: Keuschheit.

Keiner der sinnlichen Triebe wird aber mehr und ärger misbraucht als der Geschlechtstrieb, und bei keinen Ausschweifungen entstehen abscheulichere Folgen und Zerrüttungen in dem einzelnen Menschen und den menschlichen Verhältnissen als bei eben diesen. Groß ist die Bestimmung

dies

dieses Triebes und abscheulich seine Misleitung. Das Menschengeschlecht soll erhalten und fortgepflanzt: Menschen sollen erzeugt werden. Nicht blos, wie beim Essen und Trinken, hängt die Erhaltung und Gesundheit des einzelnen Menschen von den Folgen dieses Triebes ab; sondern Erhaltung, Vermehrung und Vollkommenheit des Geschlechts — ein wichtiger Zweck erzielt durch einen um so stärkern Trieb! Je wichtiger aber die Bestimmung, je unentbehrlicher der Zweck dieses Triebes dem menschlichen Geschlechte ist, desto mehr Gewissenhaftigkeit ist bei demselben nöthig, da wegen seines grossen Einflusses in die Gründung der Menschheit jeder Missbrauch desselben Schaden anrichtet oder das bessere hindert

Es muß daher nicht blos wie bei andern sinnlichen Trieben darauf gesehen werden, daß Unmässigkeit den Körper des Sünders nicht schwäche oder tödte, sondern daß dieser Trieb so durch Vernunft geleitet und angewendet werde, wie es der Erhaltung und Ordnung des menschlichen Geschlechts nicht nachtheilig, sondern am vortheilhaftesten ist. Der Mensch muß bei diesem Triebe menschlich sein; weder unmäs-

sig, noch unordentlich, daß er weder durch Unmässigkeit den Körper zerrütte, die Seele dem Körper unterwerfe, und eine elende Nachkommenschaft erzeuge, noch die gesellige Ordnung und Vollkommenheit des Menschengeschlechts störe. Denn es soll nicht ein thierisches Wesen blos thierisch erzeugt; es sollen Menschen, Menschen nach ihrer Bestimmung und Vollkommenheit, also menschlich fortgepflanzt werden. Um diesen der Menschheit so unentbehrlichen Zweck auf die beste und der Ruhe und Ordnung der Gesellschaft zuträglichste Art zu erreichen, sind daher festbestimmte Verhältnisse und Einrichtungen für beide Geschlechter in der menschlichen Gesellschaft eingesetzt und nothwendig. Und diese müssen jedem Menschen heilig und ehrwürdig sein. Nie darf er seinen Geschlechtsbegierden so dienen oder auszuschweifen erlauben, daß dieser ehrwürdigen Ordnung zu nahe getreten oder Gefahr und Unruhe gedrohet werde. Jeder muß also seinen Geschlechtstrieb so beherrschen, daß er ihn nur so befriedige, wie es die Gesetze und Ordnung der Gesellschaft zulassen, und auch dann so weit mässige, daß weder das Wohlsein seines Körpers, noch die Kraft und Freiheit

heit der Seele dabei leidet. Und dieses ist Keuschheit, das Gegentheil Unkeuschheit als Hurerei, Ehebruch. Unnatürliche Sünde ists, geile Lust gar auf eine Art suchen, wodurch aller Zweck des Geschlechtstriebes verhindert wird oder selbst unmöglich ist wie z. B. Selbstbefleckung.

So abscheulich diese Sünden und so entsetzlich ihre Folgen sind, so gemein sind doch Unkeuschheit und selbst unnatürliche Sünden. Die Keuschheit wird ein Märchen und Witzlinge spotten darüber. Der Unkeuschheit werden Lobreden gehalten, und die Wollust in Systeme gebracht — ein Glaubensbekenntniß, mit dem viele pralen und zu dem unzälige sich heimlich bekennen. Nur die kleinere Zahl ehrt Keuschheit, wird aber nicht beliebt, denn sie soll durchaus unmöglich oder wenigstens unnöthig sein. Beweise, daß dieß herrschende, beliebte Meinung sei, sind die unzähligen (unbeweglichen und beweglichen) Tempel der Unzucht oder, wie man delikat bemäntelnd sagt, der Freude, und die unzähligen Schlachtopfer, welche Spitäler füllen und — Nichtspitäler.

Die Menschheit sollte sich dieser Ausgelassenheit schämen, die ihr Mark verzehrt und ihre

Kraft und Glückseligkeit verwüstet. Tissot, Salzmann und viele andere Menschenfreunde haben ihre Stimme erhoben und die Abscheulichkeit der unnatürlichen Sünde der Selbstbefleckung gemalt, daß die Menschheit weinen muß über ihre Erniedrigung, sich entsetzen vor dem Ungeheuer, das im finstern würgt. Und doch ist es Wahrheit, was sie zu den Menschen geredet, traurige, entsetzliche Wahrheit, zu der jeder Tag Beweise liefert. Sehet die Sprößlinge unseres Stammes, wie sie welk das Haupt senken und sich nicht aufzurichten vermögen! sehet wie die Blüten zerknickt sind, daß sie nie Früchte bringen werden, hingestreut als vom vorheerenden Sturmwinde! — Sie waren die Hoffnung der Zukunft. Weh uns! —

Ohne Blüte kömmt keine Frucht, und der Baum blühet nur einmal: die Unschuld wird nur einmal verlohren. Es ist vieles ein Spaß geworden unter den Menschen, und mag vieles Spaß sein; aber Unschuld und Religion sollten nie Spaß und Spott werden: sie sind Stützen der Menschheit, und der geringste Leichtsinn ist Sünde in Sachen, die der Menschheit so wichtig sind. Darum sollte man die Ehrbarkeit und

Schamhaftigkeit schonen und ehren. Zoten und leichtfertige Reden sollte sich niemand erlauben. So häuffig sie auch belacht und als belustigende Unterhaltung angesehen werden, so nachtheilig sind sie der Tugend und unanständig in jeder ehrbaren Gesellschaft. Schamhaftigkeit ist die Ringmauer der Keuschheit. Ist jene niedergerissen, wehe dann dieser! Worte sind freilich nur Worte; aber Worte erzeugen Gedanken, Gedanken Entschliessungen und Handlungen, und der Wille des Menschen wird eher unzüchtig als der Körper. Wer einmal mit Gleichgiltigkeit Zweideutigkeiten und unsaubere Reden anhören kann, wird sie bald mit Lust hören, denn sie erwecken lockende Bilder der Phantasie, und nur noch ein leichter Kampf, so wird er wollen und thun, was er reden hörte: und redete: wo kein Abscheu mehr ist, da ist die Kraft des Widerstandes verlohren. Und hat er einmal angefangen, wo wird er enden? — Mässigkeit? Schranken? o der rühme sich dann keiner mehr, er ist ihrer nicht gewiß. Hätte er Achtung vor sich selbst und der Menschheit gehabt, so hätte er nicht leichtfertig seine Unschuld verscherzt. Darum sei niemand leichtfertig,

jedes — Mann und Weib — bewahre sorgfältig die erste Unschuld als ein köstliches Kleinod, und es wird sich immer seines Kampfes und Sieges freuen, und entschlossen und stark sein in jeder neuen Versuchung. Der keusche Mensch ist die Zierde seines Stammes, eine gesunde, edle Fruchr, sein Same Segen für die Nachwelt. Dem keuschen Manne vertrauet jeder, was er hat, denn er ist Herr über sich selost und seine Seele ist ohne Begehrlichkeit. Jedes edle Weib ehret ihn, und die Unschuld freuet sich seiner Gesellschaft und seines Rathes. Aber wer ist, der dem Wollüstlinge vertrauete? Seine herabgewürdigte Natur ist sklavisch unterworfen der Begierde, sein Durst ein verschlingender Strudel. Wer sichert dich, Unvorsichtiger, daß er dich und was du ihm vertraust nicht aufopfere, wenn Genuß ihm geboten wird? Wird er dir Wort halten, da er seine Begierde nicht zu zähmen weiß, da er seines eigenen Heils nicht schont und über die Schwüre lachet, durch die er die Unschuld deiner Tochter bestrickte? Was ist ihm heilig, da seine Seele und Freiheit ihm schlechter ist als Wollust? Die Unschuld verhül-

let sich vor dem geilen Blitze seines Auges, flieht vor dem Gifte seiner Zunge.

Das unzüchtige Weib verhandelt ihren Körper um Putz und Münze, und der unkeusche Mann misbraucht die Schwäche des Weibes, und verkauft Ehre und Gerechtigkeit um eine feile Dirne, versäumt, was er den Menschen schuldig ist und verräth seine Geheimnisse um einen Rausch der Wollust, wird dann wieder verrathen und aufgeopfert um einen mehr bietenden, und kriecht unter das schmutzige Joch einer neuen Buhlerinn. — Ist das der Stolz des Mannes und die Würde des Weibes? Die weibliche Anmuth ist Schmutz geworden und die männliche Feste feige Begierde. Der Körper siech und entnervt, die Seele ohne Kühnheit und Stärke, eine Sklavinn des Körpers, den sie leiten sollte und beherrschen. Nicht blos gegen den Körper sündigt Unkeuschheit, auch gegen die Seele, die sie ihrer Würde und Freiheit beraubt, und gegen die menschliche Gesellschaft, die sie zerrüttet. Wollt ihr Ruhe und Stärke des Gemüths, grosse Blicke und Ideen, kühne Entschlüsse und Aufopferungen, Thaten für Staat und Menschheit? gesunde und edle Mütter und.

Väter zur Zeugung und Erziehung einer männlichen Nachkommenschaft? ordentliche Haußväter, Männer zur Regierung und Vertheidigung des Staates? suchet nicht unter den Selbstbefleckern und unkeuschen Ihre erhitzte Einbildungskraft läßt ihr Gemüth nicht ruhig noch ihren Verstand hell, sie werden unfähig zur Ehe oder scheuen sie aus Bequemlichkeit, und fliehen Aufopferung und Erziehungssorgen. Sie werden verschwenderisch, ungerecht und feig: schwach an Leib und Seele.

Wie dringend also die Pflicht zur Keuschheit! wie nichtig der Vorwand, daß sie zu schwer sei! Und doch glauben viele den Sophismen der Begierde, daß Keuschheit dem Menschen unmöglich sei. Es gibt Keuschheit unter Männern und Weibern, und sie ist nicht unmöglich. Aber freilich muß man ernstlich wollen und nicht jede Anstrengung scheuen und in jede Gelegenheit und Versuchung sich stürzen, nicht herumschwärmen, sondern verdächtige oder wollüstige Gesellschaften meiden, mäßig sein in Speise und Trank und arbeitsam, eingezogen und streng gegen sich und die Ausschweifungen der Phantasie, sich nicht verzärteln und Gott und des Men-

schen, hohe Bestimmung vor Augen haben. Der Mensch kann viel, wenn er Tugend ehrt, ernstlich will und früh sich ans Gute gewöhnt.

„Wenn man überall höret, (sagt Zimmermann) Unzucht sei eines der ersten Bedürfnisse des Menschen, und es sei für jeden Jüngling, der zu leben weiß, eben so nöthig, von der frühesten Jugend an sich immer ein Paar Mädchen zu halten als es nöthig ist zu essen und zu schlafen: o so siehet doch die edle Seele, daß Unzucht Jünglinge und Männer träge macht zu allem Guten, schwankend bei nöthigen Entschlüssen, schwindlicht bei Gefahren und lässig, wodurch eine beständige Anwendung geringer Kräfte doch etwas Grosses geschieht. In euren Hurenhäuffern verfällt alle Kraft der Seele, alle Wärme, aller Willen, alle Liebe zum Schönen und Grossen in einen apoplektischen Zustand. Wer dann noch mit Ehre in der Welt eine Rolle spielen möchte, muß darum auf ewig allem Müssiggange entsagen. — Wäre Unzucht auch eure größte Leidenschaft, so wird doch Unzucht durch nichts so leicht überwunden wie durch beständigen Reiz zu schönen und edeln Thaten, durch Haß gegen Lässigkeit, Kleinheit und Täu-

delei, durch grosses Beginnen, durch leidenschaftliche Fortschritte in irgend einer Wissenschaft oder Kunst, also durch öftern Umgang mit sich selbst und alles Schlechte und Unächte zertretenden Seelenadel.„

IV. Kapitel.

Fortsetzung: innere Vervollkommnung.

Nicht blos meiden muß der Mensch, was ihn erniedrigt und unvollkommener macht. Er soll sich vervollkommnen, sein inneres Leben erhöhen und veredeln. Er muß die Gaben und Fähigkeiten seiner Seele recht gebrauchen, entwickeln und vervollkommnen nach ihrer Bestimmung und Zusammenstimmung.

Der erste Schritt zur Veredlung, also Pflicht ist Selbstkenntniß und Aufmerksamkeit auf sich selbst. Der Mensch muß wissen, was er ist und sein soll: er muß seine Natur, seine Bestimmung und Verhältnisse, und seine eigenthümlichen ihn von andern unterscheidenden Anlagen, seine Neigungen und seinen besondern Charakter kennen, und dann wachsam sein und sich öfters selbst prüfen.

Gut handeln setzt gute Grundsätze, Wahrheit der Erkenntniß voraus: Bildung der Denkkraft ist Bedingniß der Bildung des Willens, dessen Vollkommenheit darinn bestehet, daß Neigungen und Entschliessungen sich nach der besten Einsicht der Vernunft, nach den wahren Verhältnissen der Dinge und der Unterordnung der Güter richten. Je vollständiger und gründlicher die Kenntnisse, je richtiger das Urtheil, und je übereinstimmender mit dem Verstande und stärker der Wille ist, desto vollkommner ist der innere Mensch: dahin zielt die Vervollkommnung der Seele, und darnach muß jeder streben. Vollkommenheit der Seele muß jeder als sein höchstes Gut ansehen und ihr im Nothfall alle andere Vortheile nachsetzen. Und bei Entwicklung und Vervollkommnung der Seelenvermögen muß man auf eines jeden Bestimmung und zweckmässiges Verhältniß zu den übrigen überhaupt und in unserer besondern Lage sehen, damit nicht eins das andere störe oder wir vielleicht gerade die Fähigkeit unverhältnismässig erhöhen, welche in unserer Lage am wenigsten nützt, so daß also das grössere Gute über dem kleinern vernachlässigt würde z. B. wenn ein Regent statt

über Staatswissenschaft nachzudenken sich in mathematische Studien vertiefen wollte.

Bei der Geisteskultur, der Bildung und Entwicklung der Denkvermögen gibt es nämlich zwei Hauptrücksichten und Zwecke: einmal betrachtet man den Menschen als Mensch nach seiner menschlichen Bestimmung und Anlage, als denkendes, vernünftiges Wesen, welches bestimmt ist, seine Anlage zu entwickeln und auszubilden; und dann wieder als Gesellschafter nach seiner Lage, welcher bestimmt ist, in besondern Verhältnissen und Umständen mitzuwirken und sich also zu den dabei vorkommenden Geschäften zu bilden. Dieses ist die zufällige und besondere, jenes die wesentliche und allgemeine Geistesbildung.

Bei der Bildung des Menschen wird gesehen auf die Verhältnisse und Unterordnung der Seelenvermögen, bei der zufälligen auf die Brauchbarkeit eines und des andern Vermögens zu dieser oder jener Art von Geschäften. Doch wirkt nie eine Seelenkraft isolirt, und jedes Geschäft gibt daher Gelegenheit alle zu üben. Besonders erfodert jede Angelegenheit des menschlichen Lebens richtiges Urtheil, also reife, hell-

sehende Vernunft. Darauf muß also die Geistesbildung in jedem besondern Stande vorzüglich sehen, wie auch dieses die Hauptangelegenheit der allgemeinen Menschenkultur ist. Denn alle andere Seelenkräfte müssen von Vernunft geleitet und die so genannten niedern Seelenvermögen den höhern untergeordnet sein. Nur darinn liegt der Unterschied bei der verschiedenen Geistespflege, daß der Mensch in einem Stande Begriffe und Kenntnisse von andern Dingen als in dem andern, und also auch in einem Gelegenheit erhält, die Vernunft an schwerern Gegenständen zu üben als in dem andern. Der wesentliche Zweck der Geistesbildung an sich betrachtet ist, die menschlichen Fähigkeiten zu üben und zu Fertigkeiten zu erhöhen, und es wird dabei auf ihre natürliche Unterordnung gesehen und auf die Bestimmung einer jeden nach ihrer Natur z. B. daß die Urtheilskraft leicht und richtig urtheile, der Verstand ordentlich und deutlich übersehe, u. dgl. Diese Bildung ist gleichsam formal, und geschieht durch Uebung an Gegenständen jeder Art, wenn die Uebung nur streng und regelmäßig ist. Auch braucht man in jedem schwerern Geschäfte des menschlichen Lebens einen solchen

gebildeten Geist, nur freilich in einem mehr als in dem andern. Dann soll aber auch wirklicher Vorrath von Begriffen und Erkenntnissen, Früchte jener Uebung gesammelt werden, und dieß ist materielle Bildung und Vollkommenheit des Geistes, welche verschieden ist nach den Gelegenheiten und Gegenständen, worinn und wovon die Kenntnisse sind eingesammelt worden: mehr und weniger reichhaltig und mehr und weniger wichtig. Diese dienen dann wieder zu neuer Uebung und Bildung des Geistes.

Der Mensch schätzt sie, nachdem sie mehr den Geist beschäftigen und üben, sich also mehr auf die edlern, thätigeren Vermögen beziehen, weniger willkürlich und zufällig, sondern nothwendiger, gründlicher, bleibender und allgemeingiltiger sind. So ist z. B. Kenntniß einer Naturveinrichtung und eines Naturgesetzes interessanter in dieser Rücksicht als eine willkürliche, vorübergehende menschliche Einrichtung und Satzung. Oben an stehen also des Menschen vernünftige Natur und Verhältnisse.

Und diese Erkenntniß ist auch dem Menschen die praktisch wichtigste zur Bestimmung seiner Handlungen, der Bildung und Leitung

des

des Willens. Und es ist ganz verkehrt, wenn man das willkürliche und zufällige im gemeinen Leben als das praktisch wichtigste ansieht, da doch alles dieses zu lezt auf jenen obersten, lezten Grundsäzen und Gesezen muß gegründet sein, deren Studium also allein Bildung des innern Menschen ist, welche doch wohl nicht darinn bestehen soll, daß man Geschäfte mechanisch mitmachen kann. Und sie ist daher auch dem Menschen Bedürfniß, ohne welches er sich nicht beruhigen kann, so bald er etwas davon zu ahnden vermag.

Reichthum, Gründlichkeit und Bescheidenheit sind die Zierden des ächt gebildeten Geistes, und Grundlagen ächt sittlicher Bildung und eines weisen Wandels. Die Geistesbildung wird nämlich Weisheit, wenn der Wille darnach gebessert und geleitet wird, wenn Wollen und Denken in Eintracht und Harmonie sind: daß der Geist die Wahrheit suche und erkenne, und der Wille das wahre und größte Gute wolle in gleichen Graden des Strebens nach den Stufen seines Werthes. Darinn bestehet die Stärke und Freiheit des Willens, die ächte Vollkommenheit und Bestimmung des Menschen.

Dazu gehört also vollständige, bestimmte und deutliche Erkenntniß, aber auch jedesmalige lebhafte Vorstellung des Guten, damit der Wille dadurch bestimmt und der sinnliche Reiz zum Gegentheile besiegt werde. Der Zweck ist Selbstbeherrschung, Mittel dazu öftere Selbstprüfung und Ueberdenken unseres Lebens und unserer Bestimmung, und Bedachtsamkeit.

Bestandtheile der Willensvollkommenheit, der Herrschaft über uns selbst, und Bedingnisse unserer Ruhe und ächten, dauerhaften Glückseligkeit sind Genügsamkeit und Zufriedenheit, daß man innerlich mässig, mässig im Wünschen sei, sich zu heftiger, beunruhigender Begierden zu enthalten wisse, muthig und stark künftige Uebel nicht zu ängstlich fürchte, und gegenwärtige unvermeidliche mit Geduld und Standhaftigkeit ertrage, und selbst kleinere gegenwärtige Uebel über sich nehme, um grössere künftige zu vermeiden oder grössere Güter zu erlangen.

Dazu gehört aber viel Uebung und Sorgfalt. Man muß oft und streng seine eigenen Mängel und Unvollkommenheiten untersuchen und sich vorstellen, mehr an das denken, was uns an Vollkommenheit noch fehlt und wir doch

haben

haben sollen, als an die Vollkommenheiten, welche wir etwa schon besitzen, damit unser unermüdetes Vorwärtsstreben immer gespornt werde. Sonst werden wir leicht träg und lässig, glauben viel gethan zu haben und thun nichts mehr. Die Eigenliebe ist ohnehin die gefährlichste Klippe unserer Vervollkommnung, macht uns eitel über das geringste, auch Scheingute, welches wir an uns haben, gleichgiltig gegen das, was wir erringen sollten, träg in unserer Besserung und ungerecht gegen Mitmenschen. Wir müssen uns also selbst richtig und unparteiisch zu beurtheilen und unsern jedesmaligen sittlichen Zustand genau zu kennen suchen. Zu dem Ende überdenken wir oft unser vergangenes und gegenwärtiges Leben: was wir waren und sind, was wir hätten sein sollen und noch sein sollten. Wir schätzen uns dann richtig nach unsern wirklichen Vollkommenheiten und werden immer noch Gründe zur Demuth finden bei richtiger Beurtheilung unserer Unvollkommenheiten. Die beste Frucht der Kenntniß des Vergangenen ist Weisheit für die Zukunft. Das Bewußtsein unserer Unvollkommenheit erzeugt praktische Reue, Streben nach Besserung, und das begleitende

Bewußtsein unserer Vollkommenheiten kann uns also nicht aufgeblasen, eitel, unbescheiden und hochmüthig machen; sondern gibt uns Gefül unserer Würde und Bestimmung, Muth und Kraft noch höher uns zu erheben und die erkannten Unvollkommenheiten zu verbessern. Und wir werden darinn aufgemuntert und zur Selbstbeherrschung gestärkt, wenn wir uns bewußt bleiben, daß Schwäche und Ungeduld kein Uebel entfernen, wohl aber das kleinste groß und unerträglich machen, und uns in unsern eigenen und anderer Augen herabsetzen, und wenn wir in lebendigem Vertrauen auf Gott uns frühe seiner weisesten Leitung zu ergeben gewöhnen, den Gedanken an Gott, die Kürze auch des längsten Uebels und die Vergänglichkeit der irdischen Dinge gegenwärtig zu erhalten suchen, und bei jeder Leidenschaft auf unserer Hut sind.

V. Kapitel.

Fortsetzung: Gebrauch äusserer Mittel und zufälliger Dinge.

Weiß und bedenkt der Mensch immer, was er für Leib und Seele bedarf und sich schuldig ist, so wird er auch das, was er braucht oder liebt, nach seinem wahren Werthe schätzen und jedes zweckmässig anwenden zu seinem und anderer Besten z. B. Glücksgüter, Ehre, Herrschaft und Rang, Ergötzlichkeiten, Bequemlichkeiten, Musse u. dgl.

Unser Leben bestehet in Thätigkeit, fodert oft Anstrengung, unsere Einschränkung braucht oft Ruhe: Arbeit und Musse sind des Misbrauchs fähig. Beschäfftigung und Arbeit ist dem Menschen Bedürfniß und Pflicht. Der träge und müssige bleibt unentwickelt, ist nicht vergnügt noch sicher vor Versuchung und Sünde. Der Arbeitsame aber nützt sich und der Welt, erwirbt sich die Achtung der Menschen und Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens. Er vertreibt sich üble Laune, Grillen und Sorgen. Weit süsser schmeckt das selbsterworbene als was

das Glück gibt, und weit reizender sind die Vergnügungen des Lebens nach gethaner Arbeit als dem, der nur mühsam sinnt, die Zeit sich zu verkürzen. Welche Lust ist grösser als das erhebende Gefül eine würdige Arbeit glücklich vollendet zu haben? Nur dann schmeckt der Mensch Ruhe und Musse ganz, wenn er sich ihrer würdig fült durch Anstrengung und Arbeit. Arbeitsamkeit ist darum nöthig und löblich. Der Arbeitsame lebt in gleicher Zeit weit länger und geniesst Annehmlichkeiten, von denen der Müssiggänger nichts begreift, und auch der Müssiggänger bewundert ihn. Zeit hat hohen Werth, sie wohl zu benutzen und mit weiser Sparsamkeit einzutheilen jeder Beschäftigung nach ihrem Werthe ist leicht erkennbare Pflicht dem, der das Leben nach seiner wahren Bestimmung zu schätzen weiß.

Doch muß auch Arbeit und Beschäftigung Ziel und Mas haben, nicht Ueberspannung werden noch zwecklose Geschäftigkeit. So zuträglich dem menschlichen Gemüthe und der Gesundheit Beschäftigung und Arbeit sind, so sehr kann Unmässigkeit oder Unordnung und ungeschickte Vertheilung der Arbeit den Menschen schwächen

und

und die Gesundheit zerrütten. Körper und Geist haben Ruhe und Erholung nach der Arbeit nöthig und jener auch gehörige Bewegung und Zeit zu den Geschäften des thierischen Lebens.

Wer den Kopf anstrengt und den Körper zusammenbückt zur Zeit der nöthigen Verdauung, wird minder gut arbeiten und seiner Gesundheit schaden. Besonders muß auch auf Nutzen und Zweck und die beste Einrichtung der Arbeit gesehen werden. Wer blos arbeitet zur Erwerbung der Bedürfnisse oder aus Ehrgierde, wird leicht sich überspannen, wenn seine Begierde nach Geld und Ehre groß ist; oder er arbeitet schlecht und thut das bessere nicht, weil er es nicht braucht für seine Absicht. Jeder muß daher bei seiner Arbeit einen festen und guten Zweck und einen bestimmten Plan haben, damit er ordentlich und standhaft zu Werke gehe und auch was nützliches und grosses zu Stande bringe. Angestrengten Kräften ist Erhohlung nützlich und nöthig, und der nützliche arbeitsame Mensch verdient die Freuden und Ergötzlichkeiten des Lebens. Das Rennen nach Zeitvertreib ist zwar Unsinn und Beweis, wie wenig oft die Menschen ihre Kräfte zu schätzen und sich zu beschäftigen wissen. Wer

sein Leben nützlich und würdig zu gebrauchen weiß, braucht auffer seinen Beschäftigungen nicht leicht eines Zeitvertreibs. Und wer an würdige Beschäftigungen und edle Unterhaltungen gewöhnt ist, wünscht selten das, was die Menschen so vorzüglich Lustbarkeiten nennen, verstehet nicht den Ausdruck: sich Vergnügungen machen. Würdige Beschäftigungen und Umgang mit guten Menschen ist ihm Vergnügen, wenn man ihm nur Freiheit läßt, nach seiner Art und Wahl zu leben und sich zu beschäftigen und allenfalls so viel Bequemlichkeit, als das Leben ruhig und sorgenlos und die Seele heiter macht. Doch sind so genannte Ergötzlichkeiten nicht gerade des Menschen unwürdig oder zu verachten. Vergnügen der Sinne und erhöhete gesellschaftliche Freuden können unschuldig und ganz nützlich sein zur Erholung für Seele und Körper: freundschaftliche Gastmale, Tänze, Spiele, Schauspiele und die übrigen schönen Wissenschaften und Künste, welche selbst zur Veredlung des Menschen dienen können wie z. B. Musick. Aber wie leicht auch Ausschweifungen und Misbrauch bei alle diesem sind, lehrt die tägliche Erfahrung. Keine Ergötzlichkeit des

Mens

Menschen darf an sich selbst sündlich sein, noch ihn so fesseln, daß er sie als Hauptgeschäft behandelt und das bessere und seine Pflichten darüber versäumt, oder ihn so berauschen, daß sie ihm Gelegenheit und Vorbereitung wird zur Sünde. Zeit, Vermögen und Gesundheit muß der Mensch bei seinen Ergötzlichkeiten schonen. Und die einfachern, ungekünstelten und wohlfeilen Freuden sind vorzüglich des Menschen würdig, wie sie der fült, der den Sinn unverdorben erhalten und veredelt hat für Mitmenschen und Natur.

Durch unsere Bemühungen (oft auch noch mehr durch günstiges Glück) erhalten wir Vermögen, Ehre und Herrschaft, die gut und nützlich sein können, wenn sie weise erworben und weise angewendet werden. Eins der schätzbarsten Güter des Menschen ist Ehre, unentbehrlich ein guter Name. Aber das einzige ächte Mittel zu gutem Rufe und äusserer Ehre ist innere Würde und Ehre: wer Ehre will, muß sich ihrer werth machen, und dann wird er sie auch nicht unmässig noch auf Schleichwegen suchen, noch zum Schaden anderer und seinem innern Verderbnisse misbrauchen, sondern als Werkzeug wohlthätiger Wirksamkeit anwenden.

Und eben dieses gilt auch von Herrschaft, Rang, Aemtern u. dgl. in der menschlichen Gesellschaft. Ehre wünschen heißt wünschen, daß die Menschen uns für vorzüglich halten mögen. Ehre erbetteln, erkriechen, erzwingen, erkaufen, erschleichen wollen — und wie die niedrigen und schändlichen Mittel alle heissen, welche von kleinen und schlechten Seelen so häuffig gebraucht werden — ist also immer unwürdig, und der unweiseste Widerspruch. Ein Häufchen guter Freunde und gleichgesinnter Gefährten auf dem Wege zur wochelangen Unsterblichkeit thun dem, ders sucht, allenfalls den Gefallen gegen bares Geld, Schmeichelei und Wiedervergeltung, ihn zu loben und weiß zu machen, wie groß und allberühmt er sei, und der gute Narr glaubts, weils ihm lieb ist, und meint wirklich Wunder, welch Ansehen in der Welt er habe, da auffer einigen Einfältigen doch nur seine Bekannten von ihm reden, die ihn gewiß am wenigsten für vorzüglich halten können, da er (direkt oder indirekt) sie zu seinem Lobe aufgefodert hat. —

So nothwendig dem Menschen Liebe zu seinem guten Namen, so anständig und unschuldig

dig die Liebe zur äussern Ehre ist, wenn des Gefül wahrer innerer Ehre und Würde dabei zum Grunde liegt: so nothwendig ist Bescheidenheit, Mässigung der Ehrbegierde unter weise Zwecke und Leitung der Vernunft im Bewußtsein unserer Schwächen, Wachsamkeit gegen Ehrgeiz und eitele, ungerechte Ruhmsucht, welche den Menschen zum Sklaven des Geschwätzes und der Meinungen macht, und die Gesellschaft zerrüttet.

So ist es auch ungereimt und unrecht, seis Ehre in zufällige, nicht von unserm eigentlichen Werthe abhängende Dinge zu setzen, weil sie von Menschen gepriesen, und wir wegen derselben ausgezeichnet, gesucht und vorgezogen werden, als zufällige Schönheit, Macht, grosser Aufwand in prächtiger Kleidung, Wohnung, Lustbarkeiten, Reichthum u. dgl. Alle diese Dinge gründen an sich noch keine wahre Ehre, noch sind sie gerade Zeichen ächter und gründlicher Vorzüge: sie sind oft das Antheil des unwürdigsten und elendesten Menschen.

Aber äussere Glücksgüter sind deßwegen an sich nicht böse oder zu verachten; nur das ängstliche, ungerechte und unmässige Streben dar-

nach und ihr liebloser und unkluger Misbrauch sind unrecht. Sie müssen immer als das angesehen, gesucht und gebraucht werden, was sie eigentlich sind: als Mittel, nicht als Zweck, als unschuldige Mittel zu guten und gerechten Zwecken. Der Mensch muß weder karg noch verschwenderisch, weder habsüchtig noch träg in gerechter Erwerbung des nothwendigen und nützlichen sein. Es ist dieß zu nächst Pflicht gegen sich und fast immer auch gegen andere. Wer Vermögen hat, muß sich deßwegen nicht für besser halten als den Armen oder aufgeblasen, unbescheiden, hochmüthig und eitel sein; aber er kann ein Wohlthäter der Menschen werden, und viel gutes stiften, wenn er sein Vermögen gemeinnützig anwendet. Sparsamkeit ist darum jedem Pflicht: dem minder vermögenden, damit es ihm und den Seinigen nicht am nothwendigen fehlen möge, dem Wohlhabenden und Reichen, damit sein Vermögen das meiste gute wirke, und nicht unnütz, wohl gar sich und andern zum Verderben verschleudert werde. Keiner darf Reichthum als das höchste Gut ansehen, aber jeder muß ihn gebrauchen als ein Gut zum Guten. Jeder muß bei Erwerbung äusserer Güter

ter Ungerechtigkeit, liebloſe Unbilligkeit gegen Mitmenſchen und ängſtliche Sorgen meiden, die ihn vom beſſern abhalten könnten. Jeder muß bei Verwaltung und dem Genuſſe ſeines Vermögens einen feſten, gerechten und wohlthätigen Plan vor Augen haben. Anſtändige Bequemlichkeiten darf ſich jeder verſchaffen nach ſeinem Vermögen in Kleidung, Wohnung u. dgl. mehr aufwenden als unvermögendere. Aber ſie dürfen nicht zur Verſchwendung, zu Hochmuth oder Weichlichkeit führen.

VI. Kapitel.

Pflichten gegen Gott

Wahrheit ſuchen ist dem Menſchen Pflicht: Pflicht, ſo viel möglich, ſeine Hauptverhältniſſe zu erkennen, nach der erkannten Wahrheit, nach ſeinen Verhältniſſen ſeinen Willen und ſeine Handlungen zu beſtimmen. Das wichtigſte Verhältniß des Menſchen iſt ſein Verhältniß gegen die Gottheit, Religionswahrheiten die erhabenſten Wahrheiten, zu denen ſich der Verſtand zu erheben vermag, Religion heiligſte und

angenehmste Pflicht, Pflicht, die uns in allem Betrachte vollkommner und seeliger macht.

Auch der kaum aufkeimende Verstand des Menschen ist schon geneigt, in kindlicher Einfalt sich einige Vorstellung dieses grossen Verhältnisses zu bilden, zu ahnden, was er noch nicht deutlich zu sehen vermag. Aber häuffig wird durch Nebenumstände der menschliche Geist zu Irrthümern, oft den schädlichsten Irrthümern verleitet bei diesem Gegenstande, der so schwer ist, und wobei so leicht Nebenumstände sich anknüpfen. Nach richtiger Erkenntniß dieser grossen Wahrheiten zu streben ist daher um so mehr Pflicht, je leichter und gefährlicher Irrthum ist, ächte Erkenntniß von Gott die Grundlage aller Religion und festeste Stütze aller Tugend.

Erkenntniß Gottes ist der theoretische Theil der Religion, Gesinnungen und Handlungen, welche daraus entspringen, welche sich auf unser Verhältniß gegen Gott beziehen, machen die praktische Religion aus, welche also um so vollkommner sein muß, je vollkommner unsere Gotteserkenntniß ist: je reiner, wahrer und lebhafter die Vorstellung von Gott und seinem Verhältnisse gegen die Menschen. Nicht nur entstehen

stehen daraus die pflichtmässigen Gesinnungen und Handlungen gegen Gott selbst; sondern wir erhalten auch neue und die stärksten Beweggründe zu den Pflichten gegen uns und andere, welche um so mehr werth sind, da sie in jeder Lage des Lebens und bei den schwersten Pflichten und Kollisionen mit Neigungen und Lüsten immer sichere Führer und die besten Stärkungsmittel in Kampf und Aufopferung sind, wenn sie uns Absichten und Willen Gottes in Bestimmung des Menschen und das erhabenste Muster der Vollkommenheit zur Nachahmung vorhalten.

Obschon es uns nicht gegeben ist, in allen Lagen und Zuständen gleich weit in Erkenntniß zu kommen, so kann doch jeder zu einem gewissen Grade derselben gelangen, welcher wohl auch gerade zu seinen praktischen Bedürfnissen, zur Bestimmung seiner Handlungen in seinen (alsdann auch um so einfachern) Verhältnissen hinreichen mag, besonders da es in den wichtigsten Wahrheiten des sittlichen Lebens nicht so wohl auf Weitschichtigkeit der Kenntnisse als vielmehr Richtigkeit einiger Begriffe und Grundsätze ankömmt. Es muß also jeder so viel und so rein und wahr von göttlichen Dingen zu erkennen

suchen,

suchen, als ihm nach seiner Lage und dem Mase seiner Fähigkeiten möglich ist. Die Vorstellungsarten der Menschen werden zwar bestimmt und modifizirt durch ihre Lage und Talente von der sinnlich treuen Analogie des Kindes bis zur abgezogensten Idee des Denkers, und die reinste Vorstellung des Weisesten ist immer noch menschliche Vorstellungsart. Aber dieses entschuldigt nicht Nachlässigkeit, rechtfertigt nicht Gleichgiltigkeit gegen Religionswahrheiteu, gegen Vorstellungsarten Gottes und göttlicher Dinge. Der Mensch muß Gott wie alles menschlich denken, kann nur so weit gelangen als menschliche Kraft und Vorstellungsart reicht. Aber dahin soll er auch zu kommen suchen, Gott und göttliche Dinge (gleichwie alles) menschlich zu erkennen suchen, nach menschlicher Vorstellungsart, wie sie bestimmt ist nur durch die Menschheit und ihre Grenzen, nicht durch menschliche Zufälligkeiten, Lagen und angewöhnte Vorstellungsarten: im Lichte der Vernunft, nicht im entstellenden Spiegel der Umstände. Was des Menschen edelster Theil, die Seele vermag, sei ihm schwache Analogie der Gottheit, was er nicht vermag,

mag, nicht Einschränkung des vollkommensten Wesens.

Vermeidliche Unwissenheit und Unvollständigkeit in so wichtigen Erkenntnissen ist gewiß immer ein grosser Fehler. Aber nicht minder hüte man sich vor Unbescheidenheit und übertriebenem Entscheiden in so schweren und ehrwürdigen Materien, daß man nicht alles, nicht mehr wissen wolle, als der Mensch ergründen kann, nicht Beweise einer Art verlange, die dieser Erkenntnißart gar nicht angemessen ist. Solche Demonstrirsucht und unbescheidene Neugierde verführt zu gar falschen und gefährlichen Religionsurtheilen, daß man keine Wahrheit für gewiß und beruhigend hält, weil wir keine Demonstration nach unserer Art finden, nichts glaubt wissen zu können, weil man nicht alles wissen kann. Dieß verleitet dann zu Unglauben, Leichtfertigkeit, Gleichgiltigkeit in der Religion und dann nicht selten zu der unsittlichsten Zügellosigkeit. Umgekehrt führt aber auch sehr oft Zügellosigkeit zu Unglauben und Indifferentismus oder tragen wenigstens dazu bei, weil wir nicht gerne mit Wahrheiten mögen zu thun haben, die uns beständige Vorwürfe wegen unse-

seres Wandels wären. Auch werden viele Widersager oder Verächter der Religion aus Eitelkeit, Stolz u. dgl. die sich gerne von dem so genannten grossen Haufen auszeichnen, Aufmerksamkeit erregen und nichts über sich dulden wollen, alles leicht und natürlich zu begreiffen und zu erklären wissen und nicht gerne eine so schöne Gelegenheit aufgeben möchten, mit ihrem Witze zu glänzen, und was sonst dergleichen Veranlassungen mehr sind.

Eben so fallen aber auch sehr häuffig die Menschen in falsche und schädliche Vorstellungsarten und allerlei Aberglauben, indem sie glauben, mehr von Gott und göttlichen Dingen wissen zu können als der menschliche Geist fasst, in Analogien zwischen Mensch und Gott zu weit gehen und Gott so viele Unvollkommenheiten und Ungereimtheiten, menschliche und sinnliche Eigenschaften beilegen.

Der Mensch muß nicht alles zu wissen sich anmassen, noch alle ihm für seine Beruhigung oft so unentbehrliche Erkenntniß aufgeben, sondern mit Bescheidenheit und sittlicher Beruhigung sich fest und unerschütterlich an den grossen Wahrheiten halten, welche nüchterne Vernunft

und

und gründliche Analogie lehren, und Betrachtung der herrlichen Werke Gottes so tief und lebhaft uns einprägt. Der Mensch ist beruhigt und gestärkt zur Tugend, getröstet im Unglücke und demüthig im Glücke, wenn fest wie ein Fels und beständig in seiner Seele die Vorstellung ist von Gottes unermeßlicher Vollkommenheit: daß seine Güte das Beste will, seiner Allmacht nichts Hinderniß ist, seine Weisheit alles zum Guten lenkt, seine Gerechtigkeit nichts blendet, und wir in seiner Allwissenheit wandeln wir in Zeit und Raume, der nichts dunkel ist und nichts entgehet, nicht Verdienst noch Schuld, nicht Glück noch Unglück, nichts was den Menschen angehet und den Wurm unter seinem Fusse, daß der Grosse nicht groß und der Kleine nicht klein vor ihm ist, aber das Gute gut und das Böse bös, und daß er uns wohl will und wir alle seine Kinder sind.

Was tiefer verborgen liegt, beten wir an im Schleier des Heiligthums, wenn es auch keinem Sterblichen beschert sein sollte, je etwas mehr von dem Allerheiligsten zu enthüllen. Es ist theoretische Aufgabe für den kühnen Forschgeist, an der sich die spekulative Vernunft üben

und versuchen mag, wie weit sie festen Boden und Licht finde, wie weit sie gehen könne, ohne sich zu verirren oder zu versinken, wenn nur ihre Kühnheit nicht Verwegenheit wird und sie mit Bescheidenheit immer zu erhalten und zu ehren weiß, was sie nicht entbehren kann.

VII. Kapitel.

Fortsetzung: Gottesdienst.

So wie falsche Religionsbegriffe den schädlichsten Einfluß auf Charakter und Handlungen des Menschen haben können: so gibt ächte Religionserkenntniß dem Willen die edelste Stimmung. Nicht immer aber ist der Einfluß schädlicher Religionsmeinungen gleich sichtbar, weil oft natürliche Temperamentsgutartigkeit oder frühe den Religionsirrthümern vorhergegangene Uebung im Guten dem Einflusse des Irrthums widerstehet. Eben so haben auch richtige Religionsbegriffe und gute Grundsätze nicht bei allen gleich vortheilhafte Wirkungen. Denn oft ist vor der ächten Religionserkenntniß das Böse schon zu fest und zur mächtigen Gewohnheit im

Menschen geworden: oft ist auch die Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen nicht lebhaft genug, um auf den Willen gehörig zu wirken. Der Gedanke an Gott muß nicht nur wahr, sondern auch lebhaft sein, in das ganze System unserer Gedanken und Grundsätze verwebt, und mit so vielen andern Vorstellungen vergesellschaftet, daß er nicht blos in der Stunde der Untersuchung und des Urtheils uns als Wissenschaft gegenwärtig ist, sondern im handelnden Leben sich uns oft und in Verbindung mit unsern interessantesten Vorstellungen und den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen vorstellt. Dann wird die Erkenntniß Gottes lebendige Erkenntniß, Bestimmungsgrund unseres Willens, praktische Religion, unser Leben Gottesdienst, reiner Wandel nach Gottes Absichten, und Verehrung seiner Vollkommenheiten.

Wir dienen Gott, wenn wir das gute thun, was Gottes Willen und Absichten gemäß ist, wenn wir tugendhaft sind aus religiösen Beweggründen. Jede Handlung, wenn sie gut, jede Gesinnung, wenn sie rein, jeder Gedanke, wenn er unserer Bestimmung gemäß und unserer

würdig ist, wird so Gottesdienst. Denn die kräftigsten Gründe zu jedem Guten gibt uns Gotteserkenntniß. Falsche und schädliche Begriffe von Gott und Gottesdienste sind es, wenn man glaubt, Gott so dienen zu können oder zu müssen, wie Menschen, daß er Vortheil davon zöge oder vollkommner würde. Gott bedarf unserer nicht, sondern wir seiner. Der Mensch hat Nutzen und wird vollkommner durch Gottesdienst, Gott ist keines Zuwachses an Vollkommenheit oder Seligkeit fähig. Gott lästernde Abscheulichkeit ist es also, wenn man durch Feindschaft gegen andere oder Uebel, welche man ihnen zufügt (seis unter einem Namen oder Vorwande, unter welchem es immer wolle) Gott sich wohlgefällig zu machen und ihm zu dienen meint oder doch vorgibt. Und Gott erniedrigender Aberglaube ists, wenn man Gott sich geneigt machen will durch Gaben, wie man Menschen sie gibt, als sei Gott eines menschlichen Genusses fähig und benöthigt, oder als sei der Mensch vor ihm etwas anders als Mensch, als könne vor Gott etwas gut und wohlgefällig sein ausser einem guten Willen. Willst du Gottes Gerechtigkeit bestechen oder seine Güte erkaufen,

fen, so bringe ihm wenigstens dar, was er nicht selbst gemacht und dir gegeben hat. Und wo fändest du dieß? — So reinige also dein Herz und sei unbekümmert um Opfer und reiche Gelübde. Wahrer, Gott wohlgefälliger Gottesdienst sind nur solche Handlungen und Gesinnungen, welche der wahren Erkenntniß Gottes angemessen sind. Darinn bestehet die wahre Frömmigkeit, daß wir nichts wollen und thun, was der Erkenntniß Gottes entgegen und unanständig ist, sondern die Vorstellung von Gott uns in allen Gesinnungen und Handlungen leite, und so der Weg zu unserer Glückseligkeit und alle unsere Weisheit von dem Gedanken an Gott und unsere göttliche Bestimmung ausgehe oder zurechtgewiesen werde, Gottseligkeit sei.

Gottes Vollkommenheit muß, wie alle Vollkommenheit, Liebe, als höchste Vollkommenheit höchste Liebe erwecken, und da wir alles von ihm haben, so wird die höchste Liebe auch höchste Dankbarkeit. Und wenn wir Gott lieben und ihm zur Dankbarkeit uns verpflichtet fülen, müssen wir nicht wünschen und auf jede Art suchen, ihm wohlgefälliger zu werden, mit äusserster Strenge gegen uns selbst fürch-

ten, etwas zu begehen, eine Gesinnung in uns aufkeimen zu lassen, wodurch wir ihm misfällig, seinem Willen entgegen sein möchten? Aechte Liebe erzeugt Furcht, Furcht zu misfallen: kindliche Liebe erzeugt kindliche Furcht. Gottesfurcht ist Abscheu und Vermeidung alles Bösen, als wodurch wir Gottes unblendbarer Gerechtigkeit misfällig und seiner Wohlthaten noch unwürdiger werden, welche wir ohnehin nicht verdient, sondern ohne unser Zuthun von seiner höchsten Güte erhalten haben. Die Grösse und reinste Vollkommenheit der allmächtigen und allwissenden Gottheit muß unser Gemüth mit der tiefsten Ehrfurcht erfüllen, die uns überall begleitet, da wir überall vor Gott wandeln, und uns auffodert, Gott in allen seinen Werken zu ehren, Gott anzubeten und nichts ihm gleich zu setzen. Die Gottesfurcht, wenn sie herrschend im Menschen ist, erlaubt ihm keinen unwürdigen Gedanken und keine niedrige Handlung, und erhebt ihn über Menschenfurcht und Menschentadel. Denn wer Gott fürchtet, scheuet das Böse mehr als was Menschen ihm thun können. Er liebt die Menschen, aber er gehorcht und folgt ihnen nicht nach, wenn sie Bö-

ses gebieten oder Böses thun. Denn Gott ist ihm das höchste und Tugend Wille Gottes.

Der Gottesfürchtige ist stark vor den Menschen in Gerechtigkeit, aber demüthig vor Gott dem Unendlichen in seiner Kleinheit und Abhängigkeit. Er vertrauet Gott, denn er ist die Güte und Macht, er ergibt sich in seinen leitenden Willen, denn er ist die Weisheit. Sein Leben ist Gehorsam und Nachahmung Gottes, denn es ist Pflicht, das Beste zu wollen und zu thun, und wer die höchste Vollkommenheit sich lebhaft vorstellt, kann nicht des minder vollkommne zum Muster sich vorsetzen. Die Folge davon ist Aufopferung für die Tugend, Einfachheit des Charakters, Genügsamkeit, Zufriedenheit und Geduld in seiner Lage; liebevolle Friedfertigkeit und Duldung fremder Schwachheiten und Fehler. Menschen anfeinden, verfolgen und drücken, Murren und Unzufriedenheit mit der Einrichtung der Welt und seinem Zustande, übertriebenes Vertrauen auf eigene Kräfte oder Menschenhilfe u. dgl. m. ist gänzlich wider den Charakter des Frommen.

VIII. Kapitel.

Fortsetzung: Gebet.

Um immer mehr Eifer, Beständigkeit und Reinheit in Tugend und Frömmigkeit zu erhalten, ist es gut und nöthig, unser Gemüth öfters ganz zu Gott zu erheben in frommen Betrachtungen und Gebet. Wir versammeln dann unsere ganze Aufmerksamkeit auf den Gedanken an Gott, um mit der größten Lebhaftigkeit und, so viel uns möglich ist, vollständig zu umfassen und zu fülen, was Gott, was er gegen uns und wir gegen ihn seien, um uns Gott und unser Verhältniß gegen ihn lebhaft und lebendig vorzustellen. Wir versinken in dem Anschauen der göttlichen Vollkommenheiten und unserer Abhängigkeit und Schwäche — wir beten ihn an als den Herrn der Welt, als das Höchste und Unergründliche, vor dem unser Verstand schwindelt.

Er ist der gütige Gott, der uns liebt, der Allmächtige, der uns alles geben kann, was gut ist und ohne den wir nichts haben, von dem wir alles erhalten müssen, was wir wünschen. Wir rufen ihn an als unsere Zuflucht, unsern

Helfer und Wohlthäter, beten zu ihm als unserm Vater. Wem nichts übrig ist, bleibt das Gebet übrig, Rath, Trost und Hilfe bei dem unendlich gütigen und weisen Vater. Und das Gebet ist dem Menschen alles, wenn er mit Vertrauen, reinem Herzen und Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse betet.

Das schönste Bild in der Natur ist die betende Unschuld, der schönste Seelenzustand des Menschen tugendhaftes Gebet.

„Ob nun (sagt Asmus) das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Herrn Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein.“

„Ich habe allen Respekt für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin dabei an Simson zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeschädigt ließ, und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug.“

Freilich müssen wir nur um das beten, was gut ist, gleichwie nur das gute wünschen, uns also nicht anmassen zu entscheiden, was uns gewährt werden solle; sondern, da wir so kurzsichtig sind und so oft nicht wissen, was uns

das Beste ist, vielmehr unsere Hauptangelegenheiten Gott anheim stellen, so viel mitwirken als unsere Kräfte und Einsicht reichen, und ihn um Weisheit und Tugend bitten (denn diese sind allzeit gut), und daß er unsere Kräfte und Vorsätze stärke, uns beistehe und gebe, was er findet, daß uns gut ist. Und wir können dann sicher Erhörung hoffen von dem gütigen und weisen Gotte, wenn wir nur um das Gute bitten und selbst mitwirken, denn das Gebet soll uns nicht faul machen, sondern ermuntern. Sonst sind wir der Erhörung, des guten unfähig und unwerth. Aber manches guten sind wir nur würdig und fähig, manches ist für uns nur gut, in so fern wir beten, unsere Abhängigkeit von Gott erkennen und uns in Demuth ihm und seinen weisesten Rathschlüssen ergeben. Und wir können also dieses von Gott hoffen wegen unseres Gebets, in so fern es dadurch gut, wir desselben fähig und würdig sind.

Und wenn wir vernünftig, mit bescheidener Ergebung beten, dann wird das Gebet auch noch den grossen Nutzen haben, daß es das Gemüth heiter und muthig macht, den Gebrauch unserer eigenen Kräfte ermuntert und ordnet:

jenes durch erhöhetes Vnrtrauen auf göttlichen Beistand, dieses durch Demut und Ergebenheit in seine Wege und unerkannten Gesetze; welche uns keine unwürdige Mittel und unsittliche Anwendung unserer Kräfte erlauben. Ein Geschäft, das der Mensch mit Gebet unternimmt, verrichtet er ruhiger, edler und besser.

Wer weiß und gefült hat, welchen Trost und welche Ruhe im leiden, welche Kraft im Kampfe mit Menschen und leidenschaften, welche Heiterkeit und Sanftmuth in Glück und Unglück, welche Stille und Reinheit im Leben und welchen Muth zum Tode der stets gegenwärtige Gedanke an Gott und eifriges Gebet geben, wie sie die Seele erheben über alles kleine und unwürdige, und in Zufriedenheit und Unschuld erhalten — o den machen alle Zweifel und Witzeleien dagegen nicht irre. Wer über Gebet spotten oder Spott ertragen kann, dem muß nie etwas gefehlt, er muß nie etwas grösseres gethan oder gewünscht haben, als was seine fünf Sinne gebieten; oder er muß die Menschen hassen und ihnen ihre beste Stütze rauben wollen.

Wenn uns Menschen täuschen und verlassen, wem sollen wir vertrauen? zu wem fliehen?

hen? Wenn die Seele ermattet, wer soll sie stärken? — Witz, Spott und lustige Einfälle gaukeln wohl artig, so lang der Himmel heiter ist. Wenn es aber trüb und finster um uns wird, dann sehen wir ihre Gaukeleien nicht oder sie sind uns Tänze der Gespenster mit grinsender Larve und Augen von Schwefellicht, die uns teuflisch verlachen, daß wir uns von ihnen irre führen liessen. — Gebet aber machet die Seele froh und gleich einem Helden stark. Gott ist uns Vater, Zuflucht und Stärke. Welch Kind ist nicht gerne um den Vater, sucht nicht Rath, Trost und Hilfe bei ihm in allen Nöthen und Angelegenheiten?

„Das müsste ja 'n hölzerner Bube sein, (wie Asmus sagt) der seinen Vater niemals etwas zu bitten hätte, und erst 'n halben Tag delibe-rirte, ob ers zu der Extremität wolle kommen lassen oder nicht. Wenn der Wunsch inwendig in dir dich nahe angeht und warmer Komplexion ist, so wird er nicht lange anfragen, er wird dich übermannen wie 'n starker gewapneter Mann, wird sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen und am Himmel anklopfen. „ —

Gebet

Gebet ist dem Menschen Stütze und oft dringendes Bedürfniß; Gebet machet die Seele besser, ruhiger, zufriedener und stärker. So lasset uns dann beten zum gütigen Allvater, unter dessen Schutze und Leitung wir leben, auf daß wir ruhiger, besserund stärker werden mögen.

IX. Kapitel.

Fortsetzung: äusserer Gottesdienst.

Die Hauptsache bei aller Frömmigkeit und Gebet ist immer der innere Seelenzustand, die Richtung des Geistes und Willens, innere Gottesverehrung, inneres Gebet. Aber wie es dem Menschen natürlich ist, lebhaftere Gefüle und Seelenzustände auszudrücken und äusserlich an den Tag zu legen, so ist es auch unserer Andacht zuträglich und anständig und zur Erbauung anderer löblich, unsere Gottesverehrung durch äussere Zeichen und Handlungen auszudrücken. Und Gottesdienst und Gebet ist ja so warme und wichtige Angelegenheit des Menschen, daß er sie nicht wohl in sich verschliessen mag, sondern lieber und anständiger vor den Menschen offenba-

ret

ret und sich mit seinen Brüdern vereinigt zur wechselseitigen Erbauung und gemeinschaftlicher Gottesverehrung. Gesellschaftlicher und öffentlicher Gottesdienst sind heilsame Anstalten unter den Menschen, wodurch Tugend, Frömmigkeit und wechselseitiges liebevolles Zutrauen ungemein gewinnen, obschon auch hier, wie bei allem in der Welt, mancherlei Misbräuche möglich und unter den Menschen gewöhnlich sind.

Schön und gut bleibt es immer, wenn Menschen in brüderlicher Eintracht sich versammeln, um sich in den wichtigsten Wahrheiten, in der Erkenntniß Gottes und ihrer Bestimmung zu unterrichten oder sich lebhaft daran zu errinnern, ihre Seele zu Gott zu erheben im Gefüle ihrer Abhängigkeit und Unterwerfung, ihn gemeinschaftlich anzubeten und anzurufen um Stärke auf dem Wege zur Tugend und um das, was dem Menschen gut ist und heilsam. Aber bei dem häußlichen und öffentlichen Gottesdienste so wie bei dem Gebete überhaupt darf nie die Bestimmung desselben vergessen und aus den Augen gelassen, nie dieses als einzige Pflicht oder gar das Zeichen für Sache angesehen, und Ausdruck der Frömmigkeit für Frömmigkeit selbst gebraucht

wer-

werden. Dergleichen thut der Heuchler, welcher Vortheil oder Ansehen sucht durch den Schein der Heiligkeit ohne innere Andacht und gottesfürchtige Gesinnungen. Auch ohne gerade Heuchler zu sein fehlen auf ähnliche Art Andächtler, welche die Religion ganz in das Aeusserliche, in Zeremonien und Gebetformeln setzen, und durch sogenannte Religionsübungen und Gebet alle Pflichten der Frömmigkeit erfüllt zu haben glauben, und dahin Zeit, Kräfte und Vermögen, welche sie ihren Berufspflichten und Werken der Menschlichkeit schuldig wären, verwenden. Ihre Frömmigkeit ist oder wird ein mechanisches Werk des Körpers und der Lippen: andächtige Worte ohne Geist und frommen Sinn, Niederfallen mit Hochmuth im Herzen, tagelanges Plappern und Gesichtsverdrehungen ohne Erhebung des Gemüths, ohne Reinheit des Herzens, ohne Liebe zu Gott und den Menschen. Alles dieses ist Hülle ohne Geist, der Religion unwürdige und den Menschen schädliche Uebertreibung und Zeremonie. Religion verschmähet nicht Ergiessung in Worten, Erinnerung durch Zeremonien; sie billigt sie als Stützen der menschlichen Eingeschränktheit, als Ordnung und Vereinigungs-

mit-

mittel gesellschaftlicher Andacht und Erbauung. Aber was der Religion dienen soll, muß ihrer würdig sein, sanft, edel, rein und Seelenerhebend wie sie. Fremd und unanständig ist ihr Uebertreibung, hölzernes Menschenzeremoniel, und mechanisches Werk ohne Geist und Liebe.

Dieses tödet die Andacht, macht Gott dem Menschen fremd, und die Versammlungen der Andacht zu Assembleen der Eitelkeit und Kunst, und die Religion wird Schauplatz und Werkzeug menschlicher Leidenschaften und Einfälle. Aber wenn auch nicht alles auf das vollkommenste ist, so soll darum der Fromme sich doch nicht gleich absöndern von seinen Mitbrüdern. Er soll hinzutreten, wenn sie sich versammeln, um Gott zu verehren und sich im guten zu stärken, nicht mit der Mine des Spottes und der Verachtung; sondern mit Liebe und heiliger Ehrfurcht, denn es ist die Versammlung der Liebe, und das Werk der Religion. Und diese verdient überall Ehrfurcht, auch wo Menschen ihr Werk und ihre Thorheit anflicken. Und nach ihr muß der Mensch sich betragen, nicht nach der Thorheit der Menschen, und er ist seinen Brüdern Erbauung und gutes Beispiel schuldig, muß zu

dem

dem Ende selbst den Schein des Bösen und Unanständigen meiden. Und am Ende wird er immer wieder gewinnen an eigener Erbauung und Weisheit, wenn er es auch anfangs kaum hoffte. Nur muß er mit reinen Absichten hinzugetreten sein. Und es ist ja gewiß Thorheit und unwürdiger Hochmuth zu glauben, daß irgendwo lauter Thorheit unter den Menschen herrsche, zumal in gottesdienstlichen Anstalten, deren Name und Bestimmung uns schon ehrwürdig sein müssen und zur Theilnahme und Erbauung erwecken. Der Mensch muß weder mit Religion pralen, noch sich ihrer Ausübung und ihres Bekenntnisses schämen.

X. Kapitel.

Pflichten gegen Menschen.

Der Mensch kann den Menschen elend und glücklich machen, so sehr er es werden kann. Der Mensch kann den Menschen nicht entbehren, er braucht die Liebe des Menschen. Allein, ohne Liebe und freundliche Sprache ist der Mensch arm, finster und hart; er wird froh, mild und

menschlich durch Umgang und liebreiche Unterstützung. Menschen müssen zusammenleben und sich beistehen. Für sich allein wird der Mensch nicht menschlich, noch glücklich. Aber ohne Liebe ist die Gesellschaft ein Haufe widerstreitender Kräfte, die sich zurückstossen und zerstören. Liebe des Menschen ist Bedürfniß des Menschen, Band und Glückseligkeit der Gesellschaft. Lieben und geliebt werden ist menschliches Bedürfniß und ursprünglicher Trieb der unverdorbenen Natur. Auch Liebe des Schwächsten und Aermsten, der nichts hat und geben kann als Liebe, thut dem Herzen ungemein wohl und tröstet in Noth und Drangsal. Der Mensch muß immer etwas haben, das er liebe und das ihn liebe, und sollte er mit den verstorbenen umgehen oder sich einbilden, Bäume seien ihm freundlich. Ach (sagte weinend der Arme, der für seinen Hund kein Brod erhalten sollte) wenn ich den Hund fortjagen müßte, so hätte ich ja gar nichts mehr in der Welt, das mich liebte. Dieß ist menschliche Natur. Der Mensch ist gedrungen zu lieben, arm, wenn er nicht geliebt wird. Der Mensch ist zur Menschenliebe verpflichtet und geschaffen. Wenn ich will, daß mich andere

dere lieben und gelegenheitlich mir helfen, warum sollte ich ihnen nicht desgleichen thun? Liebe andere, wie dich, thue ihnen, was du willst daß dir, thue ihnen nicht, was du willst, daß dir nicht geschehe, ist Gesetz der Vernunft, Folgerung des Mitgefüls, Bedingniß festgegründeter, allgemeiner Menschenglückseligkeit, Stimme der Natur und Vollkommenheit. Je edler und grösser eine Seele ist, desto stärker und ausgebreiteter ist ihre Liebe und ihr Wunsch geliebt zu werden, und je grösser und ausgebreiteter das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden ist, desto grösser und besser ist die Seele. Gott liebt alles mit der reinsten, umfassendsten Liebe.

Die Liebe des Menschen muß vernünftige Liebe sein, gutes, wahres gute dem geliebten Mitmenschen wollen und thun nach Vermögen und Wissen. Sie ist allgemein, allgemeine Menschenliebe, Quelle allgemeiner Duldsamkeit, Dienstfertigkeit, Wohlthätigkeit, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, Schonung der Ehre, Gefälligkeit und Freundlichkeit im Umgange. In besondern Verhältnissen wird sie Dankbarkeit, Freundschaft, ehliche Treue, kindliche und ehliche Liebe u. s. w. Wenn Vernunft

die Liebe und Liebe die Vernunft leitet, so ist der Mensch wahrer Mensch, was er sein kann und sein soll zum Besten und zur Ehre der Menschheit.

Wir müssen dem Mitmenschen Gutes thun, so viel wir können, an Leib und Seele, Ehre und Vermögen und auch den entferntesten Grund zu irgend einer Beschädigung meiden. Offenbaren Mord vermeiden und Verstümmelung setzt also noch wenig Liebe und Rechtschaffenheit voraus. Wir sind verpflichtet, auch jede Gelegenheit sorgfältig zu verhindern zu Gefahr oder Untergrabung der Gesundheit, es sei durch äussere Einflüsse oder Erweckung schädlicher Leidenschaften und Gemüthsbewegungen als des Schreckens, Zorns u. dgl. Pflicht der Menschlichkeit ist es dem Mitmenschen beizustehen in Gefahr des Lebens und der Gesundheit, ihn zu retten oder die Noth ihm zu erleichtern, Großmuth und höhere Tugend, selbst beträchtliche eigene Vortheile für den andern zu wagen und aufzuopfern, uns oder das unsrige zu seiner Rettung in Gefahr zu setzen.

Aber nicht nur gegen das Aeussere des Menschen, auch gegen sein inneres, geistiges Leben

haben

haben wir Pflichten. Wir dürfen weder seine geistige noch sittliche Vollkommenheiten hindern oder stören; sondern müssen vielmehr nach Vermögen und Gelegenheit ihn zu veredeln suchen durch Wahrheit und Tugend. Einen vorsätzlich zu lastern und Thorheiten verführen ist offenbar abscheulich; aber auch durch Beispiel, Gelegenheit u. dgl. ihn dazu verleiten ist pflichtwidrig. Wir sind nicht nur für uns selbst schon verpflichtet, tugendhaft zu leben, sondern auch andern ein gutes Beispiel zu geben, alles zu meiden, was uns den Schein geben könnte, als achteten wir die Sittlichkeit gering, und dadurch andere, bei denen wir etwa einiges Ansehen haben oder die auch nur gerne nach andern sich richten und Gefährten im Bösen haben wollen, zu Leichtsinn und Unsittlichkeit veranlassen möchte. Oft können wir durch bescheidene, liebevolle Ermahnung, durch Belehrung über Pflicht und wahres Wohl den andern retten oder ihn von Thorheit und Laster abhalten, oft sind auch selbst strengere Erinnerungen und ernstlichere Masregeln ihm heilsam. So wie Verführung und böser Umgang vieles Unheil anrichten, so vermögen auch nebst richtiger Belehrung gutes

Beispiel und Aufmunterung ungemein viel über die Gemüther der Menschen, und der Rechtschaffene wird auch dadurch ein Wohlthäter des Menschengeschlechts.

Und jeder hat wohl dazu einige Gelegenheit in einem gewissen Kreise von Menschen, wenn er nur denen, die um ihn sind, einige gute Grundsätze gelegenheitlich einzuschärfen sucht und ihren Thorheiten, schädlichen Irrthümern und bösen Neigungen nicht schmeichelt durch unzeitige Nachgiebigkeit oder glatte Worte. Pflicht ist es, so wie immer gegen sich also auch gegen andere oft streng zu sein, und wer es aus wahrer Menschenliebe ist, kann es auch, ohne immer hart oder mürrisch zu scheinen. Schmeichelei ist so häßlich als gemein, sie erniedrigt den Schmeichler und verdirbt den, welchem geschmeichelt wird, und ist um so schädlicher, je mehr Einfluß und Ansehen letzterer hat. Sie entspringt aus Eigennutz, den der Schmeichler auf Kosten der Moralität des andern zu befriedigen sucht, er mag nun äussere Güter, Rang oder freundliche Gesichter sich zu erschmeicheln suchen. Und gleichwie Selbstkenntniß der einzige Weg zur innern Vollkommenheit ist, so versündigt sich der

Schmeichler schwer, indem er der leichtgläubigen Thorheit alle unparteiische Selbstprüfung und richtige Selbstschätzung unmöglich macht, so daß sich sein Götze für vollkommen und unfehlbar hält und in seinem tyrannischen Hochmuthe die Sünde des Schmeichlers auf alle verbreitet, welche unglücklich genug sind, in seinen Wirkungskreis zu kommen.

Eben so fehlen auch diejenigen um so mehr, die einem ganzen Stande, Volke u. dgl. in seinen Thorheiten und schädlichen Irrthümern schmeicheln, ihm reden, wie es seine Verzärtelung liebt, um sich Beifall und Bequemlichkeit zu verschaffen, statt daß sie ihre lautere Stimme im Volke anwenden sollten, es nach und nach von seinen Fehlern zu entwöhnen. Zu Irrthum verleiten oder darinn bestärken ist unrecht, um so liebloser, je schädlicher der Irrthum oder die Thorheit ist.

Wir sind den Menschen Wahrheit schuldig und Aufrichtigkeit. Betrug und Lüge sind krumme Wege, die der natürlichen Geradheit der menschlichen Natur hart ankommen und nicht minder Uebung und Kampf kosten, ehe sie der Mensch gewöhnt und mit ruhiger Gleichgiltigkeit ausübt, als Mühe

sie abzugewöhnen, wo sie einmal zur Fertigkeit geworden sind, da sich die Menschen dann so gerne bereden, sie seien Bedürfniß im laufe der Geschäfte und Kollisionen, und alles Noth nennen, wenn sie sich einmal Unwahrheit und Ausweichungen in der Noth erlauben. Es gehört daher wenigstens ein ungemein feines Gefül und strenger fester Charakter dazu, wenn man (ohne ausser der Noth Ausnahmen zu machen und zu weit zu gehen) sich in der Noth auch ausser dem Falle der Ueberraschung Unwahrheit erlauben wollte. Und es mag sich auch hier wohl allerdings hintennach mehr entschuldigen lassen, als die Moral voraus als allgemeine Regel erlauben darf. Denn wo einmal eine der Ausschweifung bequeme Regel zum Obersatze gegeben ist, da sichert nur ein äusserst zartes (und daher äusserst seltenes) Gewissen dagegen, daß nicht der witzige leichtsinn alle Augenblicke den Untersatz dazu erkünstele und sage: hier ist Noth. Besonders sollten auch die Menschen bedenken, daß es nicht gerade nöthig ist, jede Frage des Vorwitzes zu beantworten, wodurch man sich manche Verlegenheit und manche (wenigstens oft unnöthige) Unwahrheit ersparen könnte.

Oft ist es besser Schweigen als Reden, und Plauderhaftigkeit bringt nichts gutes; sondern Schwäche ist es, jedem Narren zu Gebothe zu stehen, und sich von ihm ausfragen zu lassen. Und wenn bei aller Behutsamkeit doch Verlegenheit und Gefahr drohen sollten, so muß der Mensch wenigstens eben so streng und vorsichtig sein, ehe er sich etwas erlaubt, als das Zutrauen unter den Menschen unentbehrlich und doch so leicht zu verlieren, und Gelegenheit und Gefahr häuffig sind, sich mehr zu erlauben, als man hintennach selbst als nöthig erkennen mag. Derjenige wird selbst seinen Zweck durch Nothlüge kaum erreichen, der dafür bekannt ist, daß er Nothlüge für recht hält. Denn man wird ihm in der Noth nicht glauben; zu geschweigen, daß er doch wohl von andern nicht mit Nothlügen will hintergangen sein, wo er nicht etwa dadurch abgehalten wird von Anrichtung grosser Uebel und Ungerechtigkeit.

XI. Kapitel.

Fortsetzung: Schonung der Ehre.

Wer an sich selbst mit Aufmerksamkeit kennen gelernt hat, wie viel Werth im bürgerlichen Le-

ben und auch schon an sich besonders für feinere Seelen die Achtung der Menschen, guter Name und Ehre haben, der wird gewiß auch fühlen, wie sehr es jedem guten Menschen Pflicht sei, bei keinem dieses schätzbare Gut anzutasten, sondern mit der gewissenhaftesten Klugheit zu bewahren. Er wird keinem Böses andichten, und selbst wirkliche Fehler mit Liebe decken. Lästersucht ist so gemein und leichtsinnig unter den Menschen, als Eigenliebe und Müssiggang jedesmal herrschend sind. Selbst wer nicht mit macht, hört es doch oft gerne. Wie andere in unsern Augen sinken, so steigen wir. Wir sind daher auch in nichts fast leichtgläubiger als in übeln Gerichten und Verläumdungen, und um so mehr sind wir dazu bereit, wenn sich noch besondere Absichten und Leidenschaften einmischen. Der Lästerer sucht sich an dem Geschmäheten zu rächen, ihn zu stürzen, um seine Stelle einzunehmen, ihm die Achtung anderer zu entziehen, weil er sich dadurch verdunkelt oder sie mehr zu verdienen glaubt und dergleichen niedrige Ursachen mehr, zu denen sich dann noch so häuffig die Langeweile der Müssigen gesellt. Man will sich immer unterhalten,

und doch findet man bald jeden Stoff erschöpflich, weiß oft überhaupt nichts vernünftiges zu sprechen. Man wählt also gar gerne eine so bequeme und reichhaltige Materie. Immer thun doch Menschen etwas, und man kann lange hin und her darüber schwätzen ohne Anstrengung, seinen Witz spielen lassen, jeder fast seine Lieblings- oder auch oft einzigen Gedanken anknüpfen, jeder kann mitsprechen, und jeder findet für seine Eigenliebe und Leidenschaften seine Rechnung dabei.

Aber wer die Menschen kennt und liebt, wird zwar behutsam sein, damit sie ihm nicht schaden mögen, wo sie etwa bös sind; aber er wird nicht ohne Grund und Noth argwöhnisch immer das ärgste, sondern vielmehr so lange möglich lieber das Beste vermuthen. Viele Fehler der Menschen wird er zu entschuldigen suchen und entschuldigen können, da die Menschen so oft mehr schwach als boshaft, gar häuffig durch Erziehung und Umstände misgeleitet, durch Gelegenheit verführt und durch Schein geblendet sind. Ueberhaupt stehet es dem Menschen gar schlecht an, hart von andern zu urtheilen, da wir selbst Fehler an uns haben, und nicht wohl

die

die Triebfedern alle ergründen und unterscheiden können, wie viel Schuld den Umständen wie viel dem Gefallenen zuzuschreiben sei. Geneigtheit zu so harten Urtheilen gründet sich hauptsächlich in falscher und gefährlicher Vorstellung von eigener Vollkommenheit und Sicherheit, welche uns unvorsichtig in Gefahren unserer Tugend macht, und in Hochmuth und Mangel an Kenntniß des Menschen und der Sittlichkeit.

Der Liebe, welche jeder dem andern schuldig ist, geziemet es, zwar nicht übertrieben, aber doch lieber zu loben als zu tadeln, nie, wo nicht unsere oder anderer Sicherheit es fodert, Fehler unserer Mitbrüder zu suchen, oder aufzudecken; sondern ihnen die nützliche gute Meinung und Liebe der übrigen zu erhalten, so lange es angeht.

XII. Kapitel.

Fortsetzung: Wohlthätigkeit.

Die Güter können unter den Menschen nicht ganz gleich vertheilt bleiben, und daher kann es nicht wohl anders sein, als daß einer öfters

an

an dem nöthigen oder dem anständigen des Lebens Mangel leidet, während der andere Ueberfluß hat: es gibt und wird immer Aermere und Reichere geben. Es ist also leicht einzusehen, daß nicht nur einer dem andern (weder unmittelbar noch mittelbar) keinen Schaden zufügen darf an Gütern und Besitzungen; sondern daß er auch verpflichtet sei, den, der es bedarf, von dem, was er entbehren kann, zu unterstützen. Wohlthätigkeit ist der Liebe so angemessene Pflicht, als es gewiß dem fühlenden Menschen weit angenehmer ist zu geben als zu empfangen. Oft wird diese allgemeine Pflicht, welche den menschlichen Trieben so gemäß ist, vernachlässigt, weil die Menschen zu zerstreuet und unaufmerksam sind, als daß sie das Elend ihrer Brüder in seiner Grösse kennen und sich lebhaft vorstellen und zu Gemüth nehmen sollten. Auch sind die Menschen oft zu ängstlich für ihr eigenes Wohl besorgt und haben daher nicht Zeit, an andere zu denken oder getrauen sich nicht ihnen zu helfen, um nicht selbst einmal Mangel leiden zu müssen. Und so ungründlich und unrecht diese Denkungsart ist, so ist sie doch unter manchen Umständen begreiflich. Und der

Mensch weiß dann auch wohl seiner Lieblosigkeit noch einen Schein und anständigeres Ansehen zu geben, so wenig auch Pflicht und Menschenliebe damit bestehen. So sind z. B. öftere Erfahrung der Undankbarkeit und Unwürdigkeit begreifliche Veranlassungen des Mismuths und der Schüchternheit, aber keine Entschuldigung der Lieblosigkeit oder des Menschenhasses.

Auch wird oft diese Pflicht faul erfüllt selbst vor denen, welche andere unterstützen wollen. Manche geben wohl von dem ihrigen, aber wenn sie es auch nicht aus Nebenabsichten (als z. B. Pralerei, Ungeduld gegen Zudringlichkeit u. dgl.) thun, so sind sie doch zu bequem, ihre Wohlthätigkeit so klug einzurichten, daß der Zweck erreicht wird. Der Zweck der Wohlthätigkeit ist Verbreitung der Glückseligkeit, darauf muß also jeder bei seinen milden Gaben sehen, damit er das, was vielen Nutzen schaffen könnte, nicht unnütz wegwirft oder gar noch Schaden stiftet. Es ist zwar übertrieben und leicht Deckmantel der Härte und Kargheit, bei jeder kleinen Gabe vorher ein langes Gericht anzustellen, ob es der Bittende auch brauche und werth, oder gar zu fodern, daß er ganz ohne Schuld in

Dürf-

Dürftigkeit gerathen sei. Aber dieß schließt Klugheit und Wohl bei unsern Wahlthaten nicht aus. Sondern sie sind unentbehrlich, wenn Wohlthätigkeit ihren Zweck erreichen soll, um so mehr, wo nicht durch Obrigkeit und öffentliche Anstalten Mittel und Wege gemacht sind, auf die gemeinnützigste Art seine Gaben anzubringen. Man soll sich also vorsehen, daß man sich weder durch zu voreiliges Weggeben seines Ueberflusses bald das Vermögen entziehe zu künftigen noch nützlichern Wohlthaten, noch auch faule Bettler locke und bestärke, bei ihrem ehrlosen aber faulen Handwerke zu bleiben. Es ist daher nöthig, daß diejenigen, die wirklich einiges beträchtliche geben können, sich nach den würdigsten Armen umsehen, d. h. solchen, die unfähig zu jeder Ernährungsart keine Zuflucht haben, als die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen.

Die arbeitfähigen aber faulen sind dann schon genöthigt, wenn sie keine Unterstützung finden, sich zur Arbeit zu verstehen. Und für alle solche, die sich noch selbst ganz oder zum Theile ernähren können, ist es nützlichere und gemeinnützigere Wohlthat, ihnen Gelegenheit und Arbeit zu verschaffen als sie reichlich zu beschenken.

Ken. Ueberhaupt soll man auch mit seinem entbehrlichen wohl wirthschaften, es so einzutheilen suchen, daß man mehreres und dauerhafteres Gute damit stiftet. Man soll, so viel möglich, gründlich und den unentbehrlichsten Bedürfnissen zu erst abzuhelfen suchen, besonders auch auf bescheidene und schamhafte Arme sehen, die immer übler daran sind als der Haufe der Zudringlichen und Bettler. Und solchen eingezogenen Dürftigen kann oft mit wenigem aus ihrem Elende geholfen werden, oft am besten durch einigen Vorschuß, wodurch ihr Fleiß in Stand gesetzt wird, sich selbst zu retten und sie nicht in Gefahr kommen, Geschmack an Müssiggang und Bettelei zu bekommen. Und diese Grundsätze muß auch jeder beim Ausleihen vor Augen haben. Wahre Noth anderer sich zu Nutzen machen, um Vortheil oder grössern Gewinnst von unserm Gelde zu ziehen ist schändlich. Aber auch da, wo der andere wirklich nicht blos sein Bedürfniß mit dem geliehenen befriedigt, sondern etwas damit gewinnt, wo es also erlaubt ist auch etwas von den Früchten des unsrigen zu verlangen, ist es lieblos und pflichtwidrig, so unmäßig zu fodern, daß der andere in Gefahr

fahr kömmt, auch von dem seinigen noch zu verlieren. Und Billigkeit ist hier um so nöthiger, da das leihen so allgemein und nothwendig in der menschlichen Gesellschaft ist und oft einer den andern durch Billigkeit dabei aus der größten Verlegenheit retten kann.

Denn die Wohlthätigkeit steigt nicht nach der Grösse dessen, was einer aufzuwenden hat, sondern nach der Art, wie er es anwendet. Und mit etwas Sorge und Mühe kann oft einer die kleinste Summe nützlicher verwenden als der andere die größte. Und wer nichts entbehren kann, kann oft ungemein nützlich sein durch guten Rath, Vorspruch, Empfehlung u. dgl. und jeder behält einige Gelegenheit zur Wohlthätigkeit und Dienstfertigkeit.

Aber jeder muß bei seiner Wohlthätigkeit und Dienstfertigkeit besonders auch den Hilfsbedürftigen schonen, Liebe, nicht Ueberlegenheit zeigen. Und durch die Art, wie man seine Wohlthaten und Dienste erzeigt oder guten Rath gibt, verdient man oft noch mehr Dank als durch die Sache selbst. In der menschlichen Natur liegt eine gewisse Feinheit und Empfindlichkeit, welche besonders zarten Gemüthern eigen ist.

Und diese muß jeder ehren und auch bei seiner Wohlthätigkeit und Dienstfertigkeit so viel möglich zu schonen suchen. Es ist unangenehm, sich abhängig, erniedrigt unter andere und ihres Beistandes und Rathes bedürftig zu wissen. Und Dankbarkeit ist in bessern Seelen eine stets beunruhigende Schuld, zu deren Bezahlung sie durch ihr eigenes Gefül immer aufgefordert werden. Marter ist es daher für solche feinere Seelen, wenn sie gar einem unbescheidenen Wohlthäter ohne feines Gefül und Schonung in die Hände fallen. Und kein Menschenfreund sollte sich dieses zu Schulden kommen lassen. Und doch geschieht es nur zu oft auch bei sonst sehr guten Menschen, weil man in andern eine Feinheit nicht sucht, die unser eigenes Gefül nicht hat, oder weil man zu unachtsam auf menschliche Empfindungen ist und selbst die Verlegenheiten wieder vergessen hat, in denen man wohl sonst schon selbst durch Wohlthaten und Verpflichtungen war. Seinen Rath oder seine Dienste aufdringen, sich das Ansehen des Beschützers geben, viel von dem reden, was man gethan hat oder noch thun wolle, an den ehmaligen Stand der Hilflosigkeit erinnern, seine

Wohlthaten bekannt machen (wenn es auch nur aus mittheilsamer Freude über das Glück des Geretteten ist) oder gar seine Wohlthaten vorwerfen und damit pralen u. dgl. m. ist wider die Zartheit der menschlichen Empfindung. —

XIII. Kapitel.

Fortsetzung: Menschlichkeit im Umgange.

Vorzüglich zwar ist es dem Menschen angemessen, seine Wohlthäter zu lieben und die mit ihm sonst in nähern Verbindungen stehen, und Dankbarkeit ist vorzüglich menschliche Pflicht. Aber unsere Menschenliebe und Dienstfertigkeit darf sich nicht auf sie einschränken, sie muß alles umfassen, was Mensch ist. Selbst Undankbare und unsere Feinde bleiben Menschen, keine Rache zu suchen, ihnen nicht zu schaden, sondern zu nützen, Pflicht. Und Tugend ist es ihnen gerne zu dienen und sie zu lieben, Herrschaft über sich selbst und Vollkommenheit, so frei zu sein und sich nicht von Zorne und Rachsucht bemeistern zu lassen. Wenn wir auch im ersten Augenblicke überrascht werden von Hitze

und Widerwillen, so soll doch in den folgenden das gesammelte Gemüth zu widerstreben und sich zu stärken suchen, denn Vollkommenheit des Menschen ist es, daß er über sein Gemüth, nicht jeder Zufall und Umstand Herr über ihn sei. Kostet es auch das ganze Leben, ehe wir ganz dahin gelangen, so müssen wir doch darnach streben. Der Mensch muß daher friedfertig und duldsam sein und gerne verzeihen. Und er hat dann auch selbst um so wenigere Feinde und mehr Freunde. Und Freundschaft erkennt ja doch jeder als ein grosses Gut des Lebens. Sie ist gewiß dem Menschen von unschätzbarem Werthe, wenn er behutsam in seinem Zutrauen und der Wahl seiner Freunde ist und gewissenhaft in den Pflichten gegen sie, und sie lohnet mit Liebe und Vertraulichkeit ohne Schwäche und Leichtgläubigkeit, den Charakter seiner Freunde studirt und sie darnach behandelt.

Der Mensch soll Menschenfreund sein, daher mit allen zwar nicht mit gleicher Vertraulichkeit als mit seinen besondern Freunden aber doch so umgehen, als wolle er sie zu seinen Freunden gewinnen und nicht sie abschrecken und unfreundlich behandeln. Wenn der Mensch den Men-

schen

schen liebt, so muß er ihm auch seine Liebe zeigen. Zu wichtigen Diensten ist nicht immer Gelegenheit, aber zu Kleinigkeiten, die dem andern angenehm sind, als Zeichen unserer Liebe und Dienstfertigkeit in wichtigern Dingen gelten, und uns die Gemüther gewinnen. Gefälligkeit und Höflichkeit sind Pflicht, versüssen das Leben, bringen die Menschen einander näher und versöhnen selbst oft Feinde. Gefälligkeit und Höflichkeit sind das anständige Gewand der Menschenliebe. Diese ist zuweilen ohne jene, aber dann weniger angenehm und empfelend, und schadet sich selbst, denn sie erwirbt weniger Liebe — den einzigen Lohn, welchen sie doch suchet.

Der Mensch ist gesellig, er soll in der Gesellschaft Freude geben und Freude empfangen. Dazu gehört eine menschliche Gemüthsart und menschliches Betragen: äusserlich Mensch und in jeder Geberde und jedem Worte, gleichwie inwendig. Und diese äussere Gestalt und äusserer Ausdruck der innern Menschlichkeit ist die Wohlanständigkeit. Der Mensch soll dem Menschen wohlgefällig sein, und er wird es, wenn er in allem den Menschen, den guten, liebevollen Menschen zeigt in Freundlichkeit und Bescheidenheit. Bescheidenheit ist,

gleichwie innere Zierde und Folge der Selbstprüfung, also Folge der Liebe und unentbehrlich im Umgange der Menschen.

Tugend ist bescheiden, und Talente sollen es nicht minder sein. Der mittelmässige Kopf wird dadurch geachtet, daß er ohne allen Anspruch erscheint. Der grosse Geist kann nur durch grosse Bescheidenheit den Neid besänftigen oder vermeiden. Er verhüllt sich und lässt sich herab als einer der übrigen, und wird beliebt. Er leuchtet sanft und mild ohne zu sengen oder zu blenden. Und dieß ist erst wahre Grösse, sie ist still und bescheiden, nicht anmaßlich und eitel, will nicht Wunder thun um das Volk zu blenden und in Staunen zu setzen, sondern zu erleuchten und zu erwärmen. Und alle menschliche Grösse ist ja immer noch menschlich, der Größte bleibt bei allen seinen Vorzügen noch Mensch mit Schwachheiten und Beschränktheit, die Duldung brauchen wie alle Schwachheiten und zur Bescheidenheit ermahnen wie alle Einschränkung. Und grosse Menschen fülen auch in dem feurigsten Fluge, daß sie Menschen sind, mehr noch wünschen als können. Und so stiften vorzügliche Menschen am sicherſten bleibens

des Gute, denn sie finden durch Bescheidenheit Eingang und gewinnen Liebe und Zutrauen: Organe, wodurch Menschen auf Menschheit wirken. Daher muß man im Umgange andern Gelegenheit geben, sich vortheilhaft zu zeigen, ihnen nicht mit seinen eigenen Angelegenheiten und verdrüßlichen Händeln beschwerlich fallen, und überhaupt das nicht gerade verachten, was die Menschen gesellschaftlichen Wohlstand nennen. Es ist zwar sehr viel willkürliches und manches übertriebene darinn, und selbst Ungereimtheiten pflegen mit unter zu lauffen. Diese mitzumachen mögte nun freilich übertriebene Gefälligkeit sein, auch sollen willkürliche Gebräuche nicht als wesentliche Hauptsache angesehen und selbst Pflicht und wahres gute dafür aufgeopfert werden. Aber nebst der natürlichen Wohlanständigkeit verdient auch der willkürlichere Wohlstand einige Gefälligkeit. Eine sogenannte feine Lebensart gilt unter den Menschen oft zehnmal mehr als Tugend und Wahrheit. Durch gänzliche Vernachlässigung würde man die Menschen höchlich beleidigen, die Gemüther würden erbittert und abgeneigt werden, und man verlöre Zutrauen Wirksamkeit und geselliges Vergnügen. Und

dieses ist doch den Menschen so wichtig, und ohne jene stiftet der beste Wille nichts gutes. Es kann nicht alles bewiesen werden, was unter den Menschen ist und sein soll. Der Mensch thut vieles, weil er will, und muß vieles mitmachen, weil es andere wollen. Es ist ja so menschlich, mit Kindern zu spielen, daß die Leute wirklich zu bedauern sind, die gar nicht kindisch sein können, und widerlich, wenn sie es nicht wollen: denn sie haben für die schätzbare kindliche Einfalt steifen Hochmuth eingetauscht. — Warum sollte es also nicht auch menschlich sein, sich in gleichgiltigen Dingen den Erwachsenen gefällig zu bezeigen? Nur darf natürlich diese Gefälligkeit nicht zur Schmeichelei oder Sklaverei werden, daß man wider bessere Einsicht handle, und gewissenhaft jeder Thorheit des Tags opfere. Menschenliebe und Menschenduldung sind Pflicht, und anständiger Ausdruck der Menschenliebe und Duldung in Minen und Betragen ist ächte, wohlanständige Lebensart. Und dieß ist Regel und Grenze. Eine gute und angenehme Sache soll nicht verschlossen und geheim bleiben, sondern mitgetheilt die Menschen erfreuen. Und Liebe ist gut und soll sich

daher

daher zeigen. Aber Zeichen ohne Sache oder mehr Ausdruck als Bedeutung ist Heuchelei und Uebertreibung. Beispiele davon kommen täglich vor unter den Marionetten des Wohlstands und der Höflichkeit, den allgefälligen Schülern der übertriebenen Lebensart ohne Seele und eigenen Willen.

XIV. Kapitel.

Ehe.

Der Mensch ist für besondere Verhältnisse bestimmt, die dann seine allgemeinen Menschenpflichten näher bestimmen, und er muß dieser nähern Bestimmung gemäß leben. Seine Verhältnisse werden ihm angewiesen und gegründet durch seine Triebe und Bedürfnisse und menschliche Zwecke.

„Die Blüte des Geschlechtstriebes (sagt Herder) entwickelt sich bei einem gesunden, ungereizten Menschen später, als bei irgend einem Thier: denn er soll lange leben und den edelsten Saft seiner Seelen- und Leibeskräfte nicht zu früh verschwenden. Das Insekt, das der Liebe früh dienet, stirbt auch früh: alle keusche ein-

parige Thiergeschlechter leben länger, als die ohne Ehe leben. Der lüsterne Hahn stirbt bald: die treue Waldtaube kann fünfzig Jahre leben. Für den Liebling der Natur hienieden ist also auch die Ehe geordnet; und die ersten frischesten Jahre seines Lebens soll er gar als eine eingehüllete Knospe der Unschuld sich selbst leben. Es folgen darauf lange Jahre der männlichen und heitersten Kräfte, in denen seine Vernunft reift, die bei dem Menschen, so gar mit den Zeugungskräften, in ein den Thieren unbekanntes hohes Alter hinauf grünet; bis endlich der sanfte Tod kommt und den fallenden Staub so wohl als den eingeschlossenen Geist von der ihnen selbst fremden Zusammenfügung erlöset."

Der Mensch ist gemacht für häußliche Gesellschaft und häußliche Glückseligkeit. Gerräusch und Gewirr sind kein Ersatz dafür. Jeder findet an sich selbst, daß er am nüchternsten, ruhigsten und zufriedensten ist, wenn er sich gewöhnt hat, mit sich und den seinigen zu leben. Häußliche Stille thut dem Herzen wohl. Alles andere, Gewül und Weltumschiffungen sind Vorbereitung und Uebung des Menschen, bei denen er sich wieder nach Stille und Ruhe

seiner Heimath sehnt und sich freuet auf Erinnerung und Erzälung des überstandenen im traulichen Zirkel und innigen Umgange mit seinen lieben. Als bleibenden Zustand wünschen wir nicht leicht das unstäte Leben ausser uns, und können es selten ertragen. Die edelsten, reinsten Menschen leben gerne in stiller Häußlichkeit und bilden sich darinn für sich und die Welt. Selbst der Wildfang hat Augenblicke der Leerheit, und wünscht sich zuweilen in den stillen Kreis soliderer, dauernder Freuden und Zuneigungen. Häußliches Glück ist Erhöhung unserer Freuden und Trost in leiden und Unglück.

Wir brauchen innige Theilnehmung in Freud und leid, und wenn dem Menschen alles mislingt und ihn quälet, so entweicht er in seine friedliche Hütte, und vergisst Weltansprüche und Weltelend.

Und der Mittelpunkt dieser häußlichen Glückseligkeit, die Krone der Freundschaft und das Ziel jedes tugendhaften liebenden ist die Ehe. Wenn das Weib weiblich und der Mann männlich liebt, so werden sie einander beglücken. Die Liebe ist eine edle aber zarte Pflanze, die sorgfältige und dauernde Wartung fodert, aber

dann auch lange grünet und durch liebliche Blüte und Frucht das ganze Menschenleben erfreuet. Die Liebe ist menschlich, und das menschliche ist nicht blos körperlich: der gegenwärtige Augenblick ist dem Menschen unbedeutend, des Menschen Seeligkeit und Elend wären nicht mehr, was sie sind, wenn er nur auf Augenblick und Gegenwart eingeschränkt wäre. Der unachtsame Mensch verkennt oft sein wahres Wohl, und nimmt jedes Unkraut, das am Wege kriecht, für einen Baum des Lebens. Ein solch giftiges Unkraut ist es auch, was die Menschen oft Liebe nennen, und so gierig verschlingen, und ihre unvorsichtige Gefräßigkeit bereuen, wenn es zu spät ist. Es ist eine gefährliche Pflanze, die die Menschen krank macht und in Schweine verwandelt.

Wenn der Mensch lieben soll und will, so muß er menschlich lieben, und menschliche Liebe sehnet sich nach innigster, freundschaftlicher Vereinigung in Ehe und häußlicher Treue. Mann und Weib müssen einander ganz gehören, oder ihre Liebe ist dahin und ihr Glück ein Windstoß. Ein Mann und Ein Weib so will es Liebe und Natur, daß sie sich ergänzen an Vollkommen-

heit

heit und beglücken durch innigste Theilnahme und Freundschaft: zwo Hälften eines harmonischen Ganzen. Die Natur hat ihre schönsten Gaben unter Mann und Weib vertheilt, daß sie sie einander zubringen zur Brautgabe, sich mittheilen und gemein haben im vollkommensten Menschencharakter: der Mann Feste und Kühnheit zum Schutz und zur Ehre des Hausses, und das Weib zärtliche Anmuth zur Zierde und häußlichen Milde. Und es umschlinget sie der Kranz der Liebe fest wie Tugend und Ewigkeit gewunden aus weiblicher Sittsamkeit und männlichem Edelmuthe.

Aber nur zwei Hälften machen ein Ganzes; was drüber ist, wird vernachlässigt oder stört die Harmonie. Sind der weiblichen Hälften mehr dann eine, Uebergewicht der Weiblichkeit und Weichheit — welche Disproportion! Der Mann empfängt zu viel Weiblichkeit oder gibt nicht Stütze durch seine Männlichkeit. Nur durch gleiche Mischung werden die Charakter schön und mild ohne Schwäche. Der Mann im Haufen der Weiber wird Despot, der das Weib verachtet und genießt, oder Weichling, der männlichen Stolz und männliche Kraft ertränkt

in

in Wollust und seine Kühnheit verkauft um Ge-
nuß — Weib unter Weibern, verspottet von
den Weibern, denen er Stütze, verachtet von
den Männern, denen er Gehilfe sein sollte. Zer-
trümmert liegt das Gesetz der Natur, entstellt
das Bild des Schöpfers — Liebe! Der Charak-
ter der Menschheit verwischt wie Stümperey-
delei.

Der Mann unfähig zu Grösse und Enthal-
tung — ein Thier, dessen Brunftzeit das ganze
Jahr währt; das Weib eingesperrte Sklavinn,
ihr Leben ohne That und Achtung, nur Kabale
und eifersüchtige Wollust. Sie verachtet den
Mann, dessen sie sich nicht freuen kann, und
fürchtet ihn als ihren Tyrannen. Sie hasst ih-
re Mitsklavinnen und beneidet sie um den Mann,
den sie nicht liebt. Was ist die Menschheit oh-
ne Achtung, freie Gleichheit und Freundschaft?
und diese hat nur statt aber vollkommen statt
zwischen Einem Manne und Einem Weibe.

Und gleichwohl gibt diese Verbindung gar
oft das Glück nicht, das man erwartet und das
sie geben könnte. Aber auch hier machen Laster
und Thorheit des Menschen Elend. Wer auf
eine glückliche Ehe Anspruch machen will, muß

ihrer würdig sein durch Keuschheit, und klug dabei zu Werke gehen. Wenn der Jüngling sich geschwächt hat an Leib und Seele durch Wollust, oder stumpf gemacht zu edlern Gefülen, und das Mädchen wenigstens Gefallsucht und feinere Koketterie als Morgengabe bringet: was soll da die Ehe glücklich machen? Und mit welcher Absicht und Vorbereitung wird oft die Ehe geschlossen? Niedrige oder überspannte Begriffe untergraben Klugheit und Ruhe des menschlichen Lebens. Viele denken nie an Ehe so wie fast an keinen Theil ihrer Bestimmung, und tappen gelegenheitlich so blind hinein, wie sie etwa der Zufall stößt. Andere betrachten die Ehe blos als wirthschaftliche Verbindung, wollen nur eine Haushälterinn oder Magd und wählen und behandeln ihre Gattinn darnach. Viele haben übertriebene, romanhafte Vorstellungen, wählen oder suchen Püppchen zum spielen, und wundern sich dann hintennach höchlich, daß Haußsorgen kein weiches Rasenlager sind und Kindergeschrei keine Nachtigallentöne.

Und gar viele sehen den Ehestand an als ein hässliches Joch, ziehen Zügellosigkeit vor und entschlieſſen sich dann allenfalls einmal blos da-

zu,

zu, um Reichthum, Rang, Konnexionen u. dgl. mitzubekommen. Und alle diese erndten früher oder später die Früchte ihrer falschen Begriffe und Absichten. Mann und Weib müssen jedes an seinem Theile die Eigenschaften besitzen, welche erfodert werden zu den häußlichen Obliegenheiten, und Liebe muß sie vereinigen — Liebe fest gegründet durch tugendhafte Achtung und genaue wechselseitige Charakterkenntniß, nicht plötzliche Blendung oder überirdische Erwartung. Der Mensch soll nicht aus jeder Pfütze trinken; aber auch nicht auf Nektar warten, sonst kann er verdursten. Menschen sollen nicht blind zugreifen in ihren Verbindungen, aber auch nicht Engel suchen, sondern Menschen, gute Menschen, die wohl Schwachheiten haben mögen, aber sich lenken lassen durch Liebe.

So wie kein Stand in der Welt, also ist auch die Ehe nicht ohne Beschwerden, hat um so grössere Beschwerden, je wichtiger der Stand und gröſſer seine Bestimmung ist. Daher muß keiner sich lauter Süssigkeiten träumen, aber auch das Schwere nicht unwahr so vergrössern, daß es abschreckt. Das Herbe erhöhet den Genuß des Angenehmen, und manches beschwerliche

liche kann vermieden oder vermindert werden durch Klugheit. Und sorgsame Liebe und tugendhaftes Gefül seiner Bestimmung und der Folgen der Mühe tragen Riesenlasten. Aber Klugheit muß die Ehe beherrschen und liebevolle, emsige Treue. Jedes der Ehegatten muß seine Liebe gegen das andere und Liebe gegen sich in dem andern sorgfältig zu unterhalten, jedes muß das andere von der besten Seite zu betrachten und sich durch wirkliche Vorzüge Achtung und Liebe zu verdienen suchen. Sehr unklug und unrecht ist es, in der Ehe jene zärtliche Sorgfalt, Gefälligkeit und Schonung zu vernachläßigen, wodurch man vor der Ehe dem Geliebten in allem vorzukommen pflegt. Und abscheulich ist es, durch Gleichgiltigkeit, Vernachläßigung oder Verachtung den Gatten zu kränken, auf die klügeren Vorstellungen zur Verbesserung des Haußwesens, Abstellung der Verschwendung und des zu grossen Aufwandes, der Unordnung, des Müßiggangs u. dgl. nicht zu achten oder gar trozig und unartig zu werden. Ehegatten sollten sich immer die ersten Freunde und Vertrauten sein, jeden Leichtsinn, Argwohn und Argwohn veranlassenden Schein sorgfältig mei-

den. Und wenn sie dabei nicht müssig sind, so werden sie sich glücklich machen, werden äusseres Unglück, das etwa ihr Hauß treffen mag, einander tragen helfen, und nicht, wie es oft geschieht, wenn Unglück die Haußsorgen erschwert, einander Vorwürfe machen, oder eins das andere als eine Last ansehen, ohne die man sich leichter helfen könnte. Dankbarkeit muß vielmehr Ehegatten einander immer achtungswürdiger machen, und dankbare, achtungsvolle Liebe einst die heftige Glut der Jugend ersetzen.

XV. Kapitel.

Pflichten gegen Kinder.

Kinder sind für sich hilflos, und können der Pflege und Erziehung nicht entbehren. Alles, was sie werden können und sein sollen, müssen sie dadurch werden :· glückliche Menschen im vollen und geschicktesten Gebrauche ihrer Naturgaben, der Leibs- und Seelenkräfte, daß sie sich selbst in der Welt helfen, ihrer Bestimmung gemäß leben und andern, nützen mögen. Und dazu fodert die Natur die Eltern, auf durch die

stärkste Liebe, alles den Kindern zu sein und selbst in Mühe und Sorge der reinsten, edelsten Gefühle sich zu freuen. Unnatürliche Misleitung und Zerstreuung ist es immer, wenn Eltern gegen Kinder gleichgiltig sind oder lieblos scheinen.

Eltern sind verpflichtet für die Bedürfnisse ihrer Kinder zu sorgen, so lange diese es selbst noch nicht können. Und zärtliche Eltern opfern oft alles auf für ihre Kinder, thun gerne alles, was die gewissenhafteste Tugend fodern kann: Liebe, die größte, zärtlichste Liebe leitet sie. Aber nicht nur Unterhalt braucht das Kind von den Eltern, sondern auch Erziehung, möglich beste Erziehung. Denn Erziehung ist das größte Gut, welches Eltern den Kindern geben können, ohne welches kein anderes Gut gedeiet. Der Mensch wird alles durch Erziehung, und nicht nur seine innere Menschenvollkommenheit, auch sein äusseres Glück wird dadurch gegründet.

Bei der Erziehung wird gesehen auf den Beruf der Kinder als Menschen, und den besondern Beruf nach Geschlecht, Talenten, Stand und Lage, daß in jeder dieser Rücksichten das Kind die nöthigen Begriffe und Grundsätze und die gehörigen körperlichen und geistigen Fertig-

keiten und Geschicklichkeiten erhalte, daß die Kräfte in dem nöthigen Gleichgewichte und Zusammenstimmung sich entwickeln, und der Mensch, so viel in seiner Lage möglich, vollkommen und stark werde an Körper und Seele.

Erziehung fängt gleich an, wo das Kind noch keines eigentlichen Unterrichts fähig ist. Das erste ist, daß das Kind vor schädlichen Eindrücken bewahrt werde. Und wer glaubt, daß bei kleinern Kindern einige Behandlung gleichgiltig sei, kennt die menschliche Natur nicht und die Macht früher Eindrücke und Gewohnheiten. Besonders vermögen sehr viel die ersten Lehren einer frommen Mutter, welche frühe und beständig dem Kinde Tugend einschärft und es gewöhnt an Ehrbarkeit und schamhafte Gewissenhaftigkeit.

Einer der gewöhnlichsten Fehler bei der Erziehung ist Verzärtelung, die Folge der Schwäche und Affenliebe der Eltern. Oft ist man zu bequem, aufmerksam auf Wohl und Bildung der Kinder zu sein, oft aber wird die Sorgfalt übertrieben. Kein rauhes Windchen darf den Liebling anwehen und er wird Weichling, siech und unfähig zur Ausdauer in den unvermeidli-

chen Unbequemlichkeiten des Lebens. Und um nicht das geliebte Kind durch harte Worte erschrecken zu müssen, sieht man seinen Fehlern nach, erkennt sie oft aus blinder Liebe nicht einmal dafür, oder glaubt, daß sie Schwachheiten der Kinderjahre seien, mit welchen sie sich schon verlieren würden.

Wer das Kind gut erziehen will, muß die Natur der Kinder überhaupt und den besondern Charakter seines Zöglings sorgfältig kennen zu lernen suchen, und dann aufmerksam sein, daß er besonders jene Fehler nicht aufkommen lasse, wozu das Kind durch Temperament u. dgl. vorzüglich geneigt ist. Das Kind ist Kind und soll Kind sein. Kein Mensch überspringt ohne unersetzlichen Schaden seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit eine Lebensstufe. Zeitigung im Treibhausse ist Pralerei ohne Kraft, Zeitigung vor der Zeit ist Eitelkeit der Kunst ohne Saft und stärkenden Wohlgeschmack — eine betrübte Larve, die den Jüngling zum überklugen Schwätzer und den Mann lebensatt macht. Aber die Epochen des Lebens währen nicht bei allen gleich lang, mehr Wärme bringt auch frühere Reife. Nur soll es nicht Kunstfeuer sein,

dieses verlischt immer bald wieder und lässt nur verfinsternden Rauch zurück: Sonnenfeuer lässt sich nicht durch einen Strohwisch ersetzen. Die wahre Erziehungskunst bestehet darinn, den Charakter eines jeden Lebensalters zu treffen, gleichen Schritt mit der Kraft der Natur zu halten, von ihr zu lernen, wie der Mensch muß geleitet werden, und nicht sie hofmeistern zu wollen. Die Erziehung soll die Natur nicht aufhalten noch treiben, sondern schädliche Einflüsse und Hindernisse entfernen und sie in glückliche Umstände zu verpflanzen suchen, in denen sie sich vortheilhaft entwickeln möge als ein starker und gerader Baum. Erziehungskunst in jedem Lebensalter ist also gewiß eben so schwere und seltene als verdienstliche Kunst, um so schwerer, je weniger sie Kunst scheinen darf. Aber sie hat sich auch vor dem Abwege zu hüten, daß sie nicht Zügellosigkeit für Natur nehme. Der Mensch wird nicht als Vogel zum fliegen, noch als einwildes Thier oder zum Müssiggänger erzogen. Und was der Mensch einst als Mann sein und thun soll, dazu muß ihn die Erziehung nach und nach vorzubereiten, an menschliche und bürgerliche Ordnung zu gewöhnen suchen. Ernst und Aus-

dauer des Mannes vom Knaben zu verlangen ist ein unnützer und schädlicher Schnitzer der Erzieher. Aber auch schon der Knabe muß in seiner Sphäre geübt werden in Ordnung, Geduld, Strenge, ernster Arbeitsamkeit und unangenehmerem, mühsamerem Ausdauern, damit er nicht einst traurig staune über den Kontrast seiner handelnden und seiner vorbereitenden Jahre, damit er sich füge und brauchbar sei in wirklichen Verhältnissen. Der Mensch soll Freude auf der Welt haben und Lebensgenuß; aber er kann und soll nicht immer tändeln.

Das Glück der Welt und selbst der höchste und edelste Lebensgenuß fodert Anstrengung und ernste Beschäftigung. Aber freilich wer nur an Müssiggang und oberflächliche Beschäftigungen gewöhnt ist, möchte lieber ein schwärmender Maikäfer sein als sich in Sorgen und mühsame Geschäfte zwängen lassen. Alles hat seine Zeit: Arbeit und Mühe, Spiel und Erholung, Munterkeit und Ernst. Und so muß es auch die Erziehung im Knaben- und Jünglingsalter einzurichten suchen. Denn es ist nichts armseliger und widersinniger als Spiel wo Arbeit und Ernst wo Munterkeit sein soll. Weder Arbeit

noch Erholung fruchtet dann, und der Mensch freuet sich keines.

Eltern können nicht immer die ganze Erziehung ihrer Kinder allein besorgen, vielweniger sie alles selbst lehren. Fremde Erzieher und Lehrer haben also, so weit sie das Amt der Eltern übernehmen, auch derselben Pflichten. Wenn sie auch nicht die nehmliche warme Liebe zu den Kindern haben als die Eltern selbst, so muß das Gefül ihrer Pflicht und ihres hohen Berufs doch denselben Eifer und gleiche Gewissenhaftigkeit in ihnen wirken. Nie darf ihr Geschäft bloses mechanisches oder Brodgewerb werden.

Sauer wird es ihnen freilich oft; aber je grösser das Werk, desto mehr Mühe, und glücklicher Erfolg oder wenigstens Bewußsein seine so schwere Pflicht gewissenhaft erfüllt zu haben belohnet auch mit der edelsten Zufriedenheit. Auch durch das Beispiel ihres eigenen tugendhaften und anständigen Lebens und ihrer richtigen und ruhigen Denkungsart müssen Erzieher und Lehrer zu nützen und die Jugend zu bilden suchen. Denn gar leicht und oft wird durch das Beispiel wieder niedergerissen, was durch Lehre und Ermahnung erbauet war. Und wie

wenig

wenig wird der Zögling den besten Lehren glauben und dem Lehrer trauen, wenn er sieht, daß er selbst anders handelt! wiewohl Erzieher eben so wohl als andere Menschen Schwachheiten unterworfen bleiben, an denen sich also Zöglinge freilich nicht gleich stossen sollten. Aber der Erzieher und Lehrer muß doch vorzüglich Herr über sich zu sein suchen, damit er Achtung und Zutrauen der Jugend nicht nur erhalte; sondern auch verdiene. Und durch Ungestüm, Ungeduld, Unbeständigkeit u. dgl. wird besonders bei der Jugend alles verdorben. Nur durch Geduld, Geistesgegenwart, Festigkeit und Standhaftigkeit ist etwas auszurichten. Wenn der Lehrer und Erzieher eigener sowohl als fremder Kinder in seinem Geschäfte nützlich sein und in seinem schweren Berufe nicht ermatten soll, so muß er ein kluger aber auch ein vorzüglicher Menschenfreund und streng tugendhaft sein.

Eltern sorgen nicht nur für das Gegenwärtige, sondern auch für die Zukunft ihrer Kinder. Sie müssen daher vorzüglich bedacht sein, die Kinder nach ihrer Lust und Fähigkeit in Lagen und Umstände zu setzen, worinn sie für ihr ganzes Leben glücklich sein können, sie das gehörige

dazu lernen zu lassen und das nöthige ihnen zu verschaffen. Sie müssen sie bei jeder Gelegenheit und besonders bei der Wahl eines Standes nicht nur mit treuem Rathe, sondern auch mit thätiger Hilfe unterstützen. Und die Liebe und Pflicht gegen Kinder ist Eltern ein neuer und um so stärkerer Beweggrund zu Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

XVI. Kapitel.

Pflichten der Kinder.

Wenn es offenbar ist, wie grosse Wohlthaten Kinder von den Eltern empfangen und daß alle Sorgfalt der Eltern vereitelt wird, wenn Kinder nicht folgsam sind und mitwirken: so ist es auch offenbar, wie grosse und heilige Pflichten der Ehrfurcht, dankbarsten Liebe und des treusten Gehorsams Kinder gegen Eltern haben müssen. Nichts verdient mehr Dank, und nichts fesselt das menschliche Herz stärker zur Erwiderung als Liebe. Und wo findet der Mensch reinere, grössere Liebe, edlere Wohlthaten aus Liebe als bei den Eltern? Von wem kann das Kind

treu-

treuern Rath, Hilfe und Unterstützung erwarten als von den Eltern? — Gutgeartete Seelen fülen tief und dankbar diese angenehme Verpflichtung, und bedauern und bereuen jede Kränkung, die sie, ehe sie überlegten oder überlegen konnten, ihren größten irdischen Wohlthätern und treusten Freunden verursachten.

Die Pflichten der Kinder gegen Eltern müssen einer gewissenhaften Seele um so heiliger sein, je kränkender kindliche Beleidigungen den Eltern sind. Nichts thut dem Vater- und Mutterherzen so weh, keine Beleidigung und Schmach, als sich zurückgesetzt und mishandelt zu sehen von seinen eigenen Kindern, von denen man unter allen Menschen das meiste erwarten konnte, von denen man die größte Liebe, Trost und Hilfe hoffte, die man unter allem irdischen am meisten liebte, für die man alles that und alles aufzuopfern bereit ist. Und diese nun ausgeartet, bös, und durch ihren Ungehorsam und ihre Untugend wenigstens um ihr größtes, inneres Glück, oft auch um ihre äussern Ansprüche und Hoffnungen gebracht und so alle Mühe fruchtlos zu sehen — wahrlich das muß einem zarten Gemüthe eins der größten Seelenleiden sein, so ge-

wiß Elternliebe die höchste Liebe ist. Liebe kann nur mit Liebe bezahlt werden, und wenn auch Eltern nichts geben können als Liebe, so muß sie doch das Kind erwiedern mit aller Liebe eines dankbaren Herzens, alles für sie thun, was es kann, da sie ihm so gerne alles gethan hätten, wenn es in ihrer Macht gewesen wäre. Das Kind verdankt den Eltern wenigstens das Leben, den Grund aller Vollkommenheit und Glückseligkeit, und wohl auch einige Erziehung und Lehre.

Wenn es Pflicht der Menschlichkeit ist, die Fehler unserer Mitmenschen zu entschuldigen, zu decken und zu tragen: wie sehr muß es der kindlichen Liebe Pflicht sein, den Eltern (die jaimmer Menschen bleiben) selbst ihre Fehler gegendie Kinder nicht anzurechnen! Wenn es dem Menschen nicht zusteht, den Menschen sittlich zu richten, wie viel weniger mag es dem Kinde zustehen, Vaterund Mutter zu richten! Nicht einstimmen soll das Kind in die Fehler der Eltern, was sie böses stiften wollen, zu vereiteln und sie zu bessern suchen, aber sie darum nicht hassen, oder verachten. Wenn wohl noch jeder Mensch einiges Gute an sich hat, so soll das Kind nur dieses an den Eltern

tern aufſuchen, bei allen ihren Fehlern daran denken, daß ſie ſeine Eltern ſind, alſo dieſes wenigſtens für das Kind eine gute Seite an ihnen iſt. Wie viel niedriger und abſcheulicher iſt es alſo, wenn Kinder die Fehler ihrer Eltern ſo gar ſorgfältig aufſpüren und ſie ausbreiten oder ſich darüber luſtig machen, oft ſelbſt ſie tadeln wegen deſſen, was nur ihrer Thorheit und Naſeweisheit Mangel ſcheint! Eltern vernachläſſigen iſt Sünde der Undankbarkeit, Pflicht auch ihre beſchwerlichen Launen mit Sanftmuth und Geduld zu tragen, und ihnen durch Zärtlichkeit und Umgang das Leben zu verſüſſen zu ſuchen, auch wo ſie weniger angenehm der Jugend ſcheinen wegen Abſtand der Jahre oder Schwachheiten des Alters. Es hat ja auch jedes Kind den Eltern ſo manchen mühevollen, trüben Tag und manche ſorgenvolle und ſchlafloſe Nacht verurſacht! Wenn es gewiß iſt und jedem guten Menſchen heiliges Gefül, daß die Jugend dem grauen Alter Schonung und Ehrerbietung ſchuldig iſt: wie viel mehr müſſen Kinder Ehrfurcht bezeugen dem grauen Haupte, das Elternſorgen gebleicht, und Geduld der Grämlichkeit, welche häußliche Unfälle erzeugt haben?

haben? Das Kind muß Vater und Mutter pflegen und unterstützen in jeder Noth. Denn wenn es Kinder nicht wollten, wer unter allen Menschen sollte dazu verpflichtet sein und es mit mehr Liebe thun können?

So gewiß Eltern die besten und natürlichsten Freunde sind, so natürlich ist es auch, daß Kinder Zutrauen zu den Eltern haben, sie durch offenherzige Vertraulichkeit erfreuen (wo nicht besondere Umstände es hindern) und ihren treuen und erfahrnen Rath nutzen oder wenigstens dankbar ehren auch dann noch, wo die Aufsicht der Eltern aufgehört hat. Denn kindliche Liebe und Dankbarkeit sind unsterblich. So lange aber die Aufsicht der Eltern und eigentlichste Erziehung dauert, sind Kinder auch den willigsten und strengsten Gehorsam schuldig. Und wem sollten sie lieber gehorchen als den Eltern? Wem diese etwas offenbar böses wollen, so muß und darf es zwar nicht befolgt werden. Aber unrechte und schädliche Anmassung wäre es, wenn ein Kind in nichts gehorchen wollte, als was es als gut einsähe. Blinder Gehorsam ist oft nöthig, da eben deßwegen die Jugend Eltern und Aufsicht braucht, weil sie nicht alles einsehen und

begrei-

begreifen kann. Und auch in gleichgiltigen Dingen verdient ja der Wille der Eltern Ehre und Folgsamkeit, da das Kind gewiß jede Gelegenheit benutzen sollte, wo es sich den Eltern gefällig machen und ihnen was angenehmes thun kann. Auch ist blinder Gehorsam eine gute Uebung und Vorbereitung für die Welt, wo der Mensch immer mehr thun muß, als er einsieht und begreift, und so oft nachgeben und sich nach andern oft nach offenbarem Eigensinne richten.

XVII. Kapitel.

Pflichten zwischen Herrn und Diener.

Menschen dienen den Menschen; aber der Dienende bleibt Mensch gleichwie der Herrschende, behält Menschenwürde und Menschenrechte und Ansprüche auf Lebensgenuß. Je näher die Menschen zusammen leben und mit einander verbunden sind, desto mehr können sie wechselseitig zu ihrem Wohle und Wehe beitragen, und desto mehr sollen sie sich also glücklich zu machen suchen. Denn jedes Verhältniß unter den Menschen muß etwas Gutes zum Zwecke haben, und

näher

näher zusammenlebende Menschen sind auch an sich schon geneigt, einander mehr zu lieben. Also auch besonders die Glieder einer Familie und unter diesen Herr und Diener.

Ihr Interesse ist enge mit einander verbunden, und die Zufriedenheit ihres Lebens hängt sehr von ihrem Betragen gegen einander ab, das in allem Betrachte gerecht, liebevoll und weise sein soll.

Der untergebene und dienende Theil ist dem Vorgesetzten und Herrn Gehorsam, liebevolle Treue und Ehre als Obern schuldig. Und dieß gilt nicht nur von den geringern Bedienten, Knechten und Mägden, sondern auch von angesehenern, Haußbeamten u. dgl.

Einen Vertrag nicht halten, betrügen u. dgl. ist schon gegen die allen Menschen schuldigen Pflichten. Da aber Haußgenossen und Bediente dem Haußvater und Herrn besonders viel nützen oder durch Unachtsamkeit schaden können, so hat auch jeder Dienende um so mehr Pflicht und Beweggrund, äusserst aufmerksam zu sein, wo er irgend dem Herrn und Hausse nützen könne und damit er nicht durch Faulheit, Unvorsichtigkeit u. dgl. etwas veruntreue.

Gehorsam ist schon Hauptfolge des Dienens, und je williger und gefälliger der Gehorsam ist, desto mehr wird der Dienende sich und dem Herrn nützen, beiden das Leben erleichtern und sich bei allen Menschen beliebt machen. Und wenn er sich gewöhnt, auch bei Fehlern des Herrn nicht mürrisch zu werden, ihn nicht bei andern herunterzusetzen, sondern nie die Achtung gegen denselben aus den Augen zu verlieren, so wird er sich auch ebenfalls den schuldigen Gehorsam und die Dienstbarkeit dadurch erleichtern. Unanständig ist es ganz und gar, ungezogen widersprechen, spöttisch sein, oder wenn der Herr etwa nachsichtig ist, entscheidend und unbescheiden werden zu wollen.

Ein jeder erleichtert sich in seinen Verhältnissen seine Pflicht, wenn er auch selbst die geringsten äussern Zeichen des Gegentheils zu meiden sucht wie z. B. übermüthige oder finstre Mienen, verachtende oder unehrerbietige Geberden der Diener u. dgl. Und Liebe und freundliches Zutrauen muß auch die Verhältnisse zwischen Herrn und Diener bestimmen und ihre Handlungen beseelen, wenn sie glücklich sein sollen.

Der Herr soll ein freundlicher, guter Haußvater, kein finstrer Despot sein. Wenn er Liebe und Treue verlangt, so soll auch er Liebe und Treue geben, bedacht sein auf das wahre Beste seiner Untergebenen und ihnen mit Liebe und Redlichkeit zugethan in allen Stücken als Menschen, deren Schicksal sehr erschwert wird durch Misbrauch seines Vorzugs, die er aber auch durch Liebe ungemein beglücken und fast ganz vergessen machen kann, daß sie in einigen (wenigstens den glänzendsten) Rücksichten zurückgesetzt sind. Es ist eine edle Menschenwürde um die Haußvatergewalt, denn er hat es in seiner Macht, Menschen zu beglücken und weiser zu machen, und sich in der Nähe seines ausgesäeten Guten theilnehmend zu freuen. Haußvaterregiment ist das erste und natürlichste Regiment auf Erden, und das Vorbild eines jeden andern. Darum soll der Haußvater auch ein vorzüglich weiser Mensch sein. Jeden Untergebenen muß der Herr ansehen und behandeln als Theil der Familie, der zum Besten der Familie beiträgt, aber nicht blos zum Wohle des Herrn, sondern auch seines eigenen Glücks wegen damit verbunden ist. Nicht nur, was der

Diener nach dem Vertrage erzwingen kann, soll er ihm leisten, sondern auch jede gewöhnliche und ausserordentliche Gelegenheit eifrig benutzen, das äussere Glück des Untergebenen fest und auf immer zu gründen und ihn zu einem bessern, zufriedenern und nützlichern Menschen zu machen. Er soll in allem durch sein Betragen zu verdienen und zu bewirken suchen, daß man ihm mit Liebe und Freude diene, denn was der Mensch nur aus Zwange thut, geräth immer schlechter als es sollte. Durch Liebe und Güte bringt es der Herr dahin, daß der Untergebene sich fest an ihn schließt und es zu seinem Glücke rechnet, mit diesem Herrn verbunden zu sein. Liebe erwirbt Liebe, und Zutrauen Treue. Und durch diese Bande sollen Herr und Diener verbunden sein. Der Vorgesetzte ist den Untergebenen ein gutes Beispiel schuldig und Wachsamkeit über ihre Sitten, daß er sie liebreich ermahne und zurechtweise, wo sie irren, und zu bessern suche, wo sie fehlen.

Nicht Zorn oder Eigensinn soll strafen: es muß ihm nicht blos daran gelegen sein, daß sein Haußgenosse unterlasse, was dem Herrn schädlich ist, sondern daß er selbst das Gute wolle

und gründlich gebessert werde. Und Beispiel, Beifall und Strenge des Herrn vermögen viel, wenn er sich durch Gerechtigkeit Ansehen und durch Rechtschaffenheit und liebe Zutrauen erworben hat. Er soll darum freundlich und gütig sein, aber nichts seiner Würde vergeben, nicht durch Scherze sich zu gemein machen oder durch übertriebene oder gar unanständige Vertraulichkeit sich herunterseßen und abhängig werden, nicht seinen Untergebenen (wie es oft geschieht) zum Zeugen, Vertrauten oder gar Werkzeuge seiner Schwachheiten und Thorheiten machen. Der Herr muß gütig und nachsichtig sein gegen Schwachheiten, aber auf Ordnung halten und durch zu grosse Freiheit und Nachsicht nicht den Untergebenen in Versuchung kommen lassen, zügellos zu werden und sich Anmassungen zu erlauben. Er muß den Diener beschäftigen und zur Arbeit anhalten, aber ihm Zeit und Freiheit gestatten zur Erholung und anständiger Ergötzung. Er muß daher auch niemand mit Arbeit überladen, nicht mehr zumuthen als jedesmal Zeit und Kräfte zulassen. Nicht alles, was der Untergebene thut oder thun kann, muß schlechtweg als unbelohnte und ungeachtete

Schul-

Schuldigkeit angesehen werden. Je mehr der Diener, besonders auffer seiner strengen Vertragsschuldigkeit, thut, desto mehr Liebe, Achtsamkeit und, wo möglich, Belohnung muß er sich versprechen können. So wie er wegen des Bösen die Misbilligung des Herrn fürchtet, so muß auch der Herr Aufmerksamkeit zeigen für das Gute, das er thut und für seinen Eifer. Besonders muß der treue und fleissige Diener zu hoffen haben, daß ihn der Herr nicht verlassen werde in Krankheit und Schwachheit und im Alter, nachdem er seine Kräfte im Dienen aufgeopfert hat.

XVIII. Kapitel.

Pflichten in bürgerlichen Verhältnissen.

Es liegt in dem Menschen, daß er die Menschen mehr liebt, an die er gewöhnt ist: der Erdfleck wird uns lieb, auf dem wir leben und besonders die Gegend, wo wir erzogen worden sind und unsere auch in der Erinnerung noch so herzlichen Jugendfreuden genossen haben. Das Land, in dem einer lebt, ist und muß ihm theuer sein: das Vaterland gibt uns Schutz,

Ruhe, Unterhalt, und wir sehen täglich seinen schönen Himmel, sehen da Sonne und Mond und erquicken uns in dem Schatten seiner Bäume. Wo wir hintreten, durchschauert uns das heilige Gefül genossener Freuden und Wohlthaten, jede Stelle wird uns heilig, ein Denkmal heiliger und froher Gefüle.

Der alte Baum ist unser alter, ehrwürdiger Freund und das gewöhnte Hauß ist uns freundlich, und wir sind nicht allein in ihm, auch wann wir allein sind; die Erinnerung wohnt mit uns, und die Mauern sind uns wie trauliche Gespielen, daß wir nicht mehr sehen, was sie sind; sondern was wir da thaten und genossen, um so mehr wo wir als Kinder lebten. Die Stelle unserer Kindheit ist bevölkert mit den Geistern abgeschiedener Freuden, lieblich; bemalt wie ein Regenbogen mit Bildern aus der reinsten Zeit des menschlichen Lebens. Der Mensch erinnert sich gern der Vergangenheit, was er gethan und gelitten, besonders seiner Jugend und Kindheit, und auch was Traum darinn sein mag, ist lieblicher, wohlthätiger Traum.

Oft ist es dem Menschen gut, oft nothwendig, daß er die Gemeinde und Gegend verläßt,

läßt, wo er in seiner Kindheit gespielt, und sich einen andern Wohnort, andere Nachbarn und Mitbürger sucht. Aber selten thut es der Mensch gern: er sieht noch einmal zurück nach dem Orte, wo er ausgegangen ist und nicht mehr wohnen wird, und eine Thräne stehet ihm im Auge und der Othem wird ihm schwerer, und er verweilet noch einen Augenblick im geliebten Andenken und wandert dann tiefsinnig fort mit gesenktem Haupte.

Und wenn denn dem Menschen das Land, worinn er lebt, so lieb ist, und wenn er ihm so viel verdankt und vorzüglich Gelegenheit hat, dem Vaterlande und den einzelnen Gliedern desselben vor andern Ländern und Menschen zu nützen: so muß es ihm auch Pflicht sein zu thun, was vernünftige Liebe immer thut, dem Vaterlande und den Mitbürgern zu nützen und jeden Vortheil zu verschaffen, so weit es ohne Unrecht geschehen kann. Der Bürger soll die Gebräuche seines Vaterlandes ehren und dessen Ehre suchen. Dasselbe auszischen, lächerlich machen und öffentlich herunterseßen ist nicht gut und hat oft seinen Grund in Uebermuth, Ueberklugheit, einer gewissen Affektation von Unpartheilichkeit und Weltbürgerschaft,

Unzufriedenheit mit unserer Lage in demselben u. dgl. m. Der Bürger braucht aber deßwegen nicht blind zu sein gegen die Mängel des Vaterlands, wie vernünftige Liebe überhaupt nicht blind ist oder doch nicht bleiben sollte. Eben darinn bestehet wahre Liebe zum Vaterlande, daß man den Mängeln desselben abzuhelfen suche, so weit es thunlich ist, also sie aufdecke, wo es nöthig oder nützlich sein mag. Thorheit ist es alles für vollkommen zu halten, was in unserer Heimath geschieht. Wer in dieser Ueberredung lebt, wird nie zur Vervollkommnung des Vaterlands etwas beitragen, und an allen alten Gebräuchen kleben, da doch viele an sich ungereimt sein oder nach einer gewissen Zeit unnütz oder gar schädlich werden können.

Wenn einer seine Pflichten gegen das Vaterland erfüllen, ihm nützen will so viel möglich, so muß er vorzüglich auf die Mittel achtsam sein, welche er dazu in seiner Lage hat, damit er diese gewissenhaft gebrauche. Jeder muß streng die Bestimmung und Pflichten seines Standes in der bürgerlichen Gesellschaft erfüllen, und so vielerlei bestimmte Lagen und Stände es darinn gibt, so vielerlei Anwendungen der allge-

meinen Bürgerpflichten gibt es. Der allgemeine Grundsatz ist, daß jeder gewissenhaft sei bei der Wahl eines Standes, sich den vernünftigen Zweck seines Standes genau bekannt, und sich zu den Geschäften desselben fähig mache, und dann die natürlichen und positiven Gesetze desselben eifrig und gewissenhaft erfülle, wenn auch nicht gerade alles nach seinem Kopfe gehen sollte. Denn es würde unendliche Verwirrungen geben, wenn jeder einzelne gleich nach seinem Sinne und oft nur halb, oft gar nicht überlegten und zur Reife gebrachten Plane handeln und reformiren wollte. Der gewissenhafte und eifrige Bürger ist dann auch ein würdiger, nützlicher und verdienstvoller Bürger, er mag Bauer, Handwerker, Künstler, Soldat, Gelehrter oder was sonst immer im Staate sein, wenn er nur sein Amt oder seine Stelle, sie mag klein oder groß scheinen, redlich ausfüllt.

Die allgemeinste Eintheilung der Staatsglieder besonders auch in Rücksicht der Pflichten macht der gehorchende und regierende Theil, Unterthanen und Regent.

Freilich wird meistens von den Unterthanen schon so viel durch Zwang und strafende Ge-

setze als Schuldigkeit gefodert, daß Liebe ihnen ziemlich erschwert wird, oder wo sie auch ist, ihr kaum mehr etwas freiwillig zu geben übrig bleibt ausser etwa einem freundlichen Gesichte, wenn nicht gar Minen und Schmeicheleien selbst durch Verordnungen vorgeschrieben sind. Aber Gewissenhaftigkeit ziemet doch darum, gleichwie dem Menschen in allen Dingen, also dem Unterthan in bürgerlichen Obliegenheiten, und er hat um so mehr Aufmunterung dazu, je gerechter und menschenfreundlicher die Regierung ist.

Unterthanen pflegen sich sehr oft selbst ihre Pflichten zu erschweren durch die falsche Vorstellung, als thäten sie, was sie thun, nur für den regierenden Theil, da es doch eingentlich für das Vaterland ist. Denn wenn gleich die Ungerechtigkeit oft mehr verlangt als der Staat braucht, aus Privatabsichten des Regenten, so zielen doch alle Abgaben, Lasten und Obliegenheiten des Bürgers nach ihrer eigentlichen Bestimmung auf den Staat. Sie sind nichts anders als Beiträge zu dem, was das Ganze braucht, um jedem Schutz und was ihm sonst als Bürger gebührt, geben zu können.

Und

Und ein solcher falscher Gedanke wird um so schädlicher, wenn Staatsbeamte sich davon leiten lassen, und den Staat mishandeln und betrügen zum Privatvortheile des regierenden Theils. Auch hegen die Unterthanen oft eitele und thörichte Wünsche, und machen sich misvergnügt, indem sie den Regenten beneiden, gleichsam als sei das höchste immer das angenehmste und bequemste und regieren blos Lust, nicht Sorge und Mühe. Sie sehen wie Kinder auf den Glanz der Aussenseite und halten, was Erholung sein soll, für Bestimmung und einziges Geschäft. Sie sollten vielmehr betrachten, umdesto zufriedner mit ihrer Lage zu werden, wie manche Mühseligkeiten höhere Stände mit sich führen, wie manches Vergnügen des Lebens sie ausschliessen oder erschweren und wie mancher schweren Versuchung sie ausstellen. Um so weniger sollten Unterthanen gleich zu Misvergnügen und hartem Tadel über den Regenten geneigt sein, je vielfacher, schwerer und verwickelter seine Pflichten, je leichter Gefahr und Versuchung ihm sind, und je schwerer es ihm von den Privatabsichten anderer gemacht wird, selbst und unparteiisch Staatseinrichtungen und Staatsbedürfnisse zu sehen und sich

selbst

selbst in der Weihrauchswolke zu erkennen. Ein Unterthan, der zufrieden ist mit seinem Stande, der bedenkt, daß alle Obrigkeiten Menschen bleiben und also fehlen können, daß nie unter Menschen etwas ganz vollkommnes besonders in so schweren Dingen wird zu Stande kommen, daß es besser tadeln als verbessern ist und daß unmöglich jeder Einzelne in seiner Lage und Beschränktheit immer genau beurtheilen kann, was das beste oder vielleicht unvermeidliches Uebel ist — ein weiser Unterthan wird willig und gewissenhaft seine Obliegenheiten erfüllen und die Lasten tragen, die auf sein Theil fallen. Sieht er dann etwas gewiß und offenbar besseres, und hat Gelegenheit es einzuführen oder das schlimmere abzustellen, so thut er es nach Gewissen und Einsicht. Sonst darf nur das Ganze reformiren, wo es unentbehrlich ist oder geschehen kann ohne grössere Zerrüttung.

Der Tugendhafte ist auch gewissenhaft, wo es niemand erfährt, und spät hintennach sieht es auch oft der Leichtsinnige ein, wie viel sicherer es ist, streng an Gesetz und Pflicht sich zu halten als Auswege zu suchen, da man so oft die Folgen nicht vorhersehen noch vermuthen kann.

kann. Vor Menschen aber auch den Schein der Unehrerbietigkeit und der Untreue gegen Gesetz und Obrigkeit zu vermeiden bewegt den Vernünftigen das gute Beispiel, das er andern schuldig ist.

Und er sucht daher selbst sein gerechtes Missvergnügen selten, wenigstens nicht ungestüm ausbrechen und laut werden zu lassen, da es dadurch gemeiniglich vermehrt wird, selten was nützt und nur andere auch unzufrieden, oft selbst gegen das Gute und Gerechte ungehorsam oder doch misvergnügt macht.

Aber alle Gewissenhaftigkeit und nachsichtsvolle Geduld der Unterthanen darf deßwegen den Regenten nicht ungerecht oder nachlässig machen. Von jeher gefiel es den Regenten ungemein wohl, sich Vaterdes Vaterlands u. dgl. nennen zu hören: ein offenbares Bekenntniß, was sie sein sollten, wenn sich auch gleich der geringste Theil die Mühe nehmen mochte, es zu werden. Vater und Kind ist das schönste und das einzige natürliche Verhältniß der Ungleichheit. Regenten sollen Väter sein, liebevolle, menschenfreundliche Volksväter. Und dieß einzige Wort muß ihnen ge-

nug

nug sein, sie ihre Bestimmung zu lehren und sie daran zu erinnern.

Sie sollen ihr Volk lieben mit Vaterliebe, sorgen mit Vaterzärtlichkeit und Vatertreue, es bilden mit Vaterweisheit, und selbst wenn es ausgelassen und undankbar wäre, es behandeln mit Vatergüte und Vaterschonung. Und das Volk wirds ihnen danken, wenigstens sie segnen und beweinen, wenn sie aus ihm hinweggenommen sind. Menschen bleiben selten ungerührt, wenn sie uneigennützige, treue Liebe sehen, nur selten ist ein ganzes Volk undankbar gegen einen Fürsten, denn nur selten wird ein ganzes Volk und noch seltener lange von Einer blendenden Leidenschaft beherrscht, wenn nicht viele Umstände zusammentreffen und selbstsüchtige Seelen an der Spitze stehen. Und wäre es auch, so belohnet den gerechten Regenten eigenes Gefül, ein ruhiger Tod und dann der höhere, bessere Lohn. Und dieses sollte auch besonders für Regenten und mächtige Menschen unter den vielen Verführungen tägliche Erinnerung und Stärkung im Guten sein, daß ein Wesen ober ihnen ist, welches Regenten richtet wie Bettler ohne Purpur und Krone.

Und

Und so würden dem Regenten alle Menschen als gleich und Brüder erscheinen und er gerecht sein und streng gegen sich selbst und ein gutes Beispiel geben, da Beispiele der Vornehmen so mächtig sind; sichs zur einzigen Bestimmung machen, Glückseligkeit zu verbreiten, gleichwie Gott thut, dem der Regent nachahmen muß. Aber ein Herrscher ohne Gottesfurcht und Demuth — wehe dem Volke! Es wird erdrückt unter Hochmuth und Habsucht. —

XIX. Kapitel.

Völkerpflichten.

Es ist offenbar, daß die vernünftige Liebe zum Vaterlande die Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegen Auswärtige und ganze Völker nicht aufhebt. Sie sind Menschen wie die Mitbürger, und wir behalten also so wohl gegen Einzelne als Volk gegen Volk die Pflichten der Liebe und Menschlichkeit. Fremde dürfen nicht allein nicht mishandelt werden, sondern man muß sie unterstützen in Noth. Und Völker müssen einander alles mögliche Gute zu erzeigen suchen,

einander mit Achtung und Gefälligkeit behandeln, und diese Menschlichkeit bringt ihnen auch selbst wieder Nutzen, Ansehen, Glauben und Liebe. Sehr tolle Einbildung ist es, wenn ein Volk alles Ausländische verachten will. Und eben so ist es eine schädliche und verächtliche Thorheit, alles Ausländische oder wenigstens was von einer oder der andern Nation herkömmt, allem Einheimischen vorzuziehen, sich zum Sklaven einer fremden Nation zu machen und sie selbst in den ärgsten Ungereimtheiten und Lastern nachzuäffen — ein offenbares Zeichen eigener Schwäche und Hirnlosigkeit. Nationen sollen einander nicht verachten noch vergöttern, sondern sich schätzen und billig behandeln als Menschen. Jede soll das einheimische Gute beibehalten und auch, was andere Nationen wirklich vorzügliches haben, sich eigen zu machen suchen nicht aus Vorurtheil für das Ansehen dieser Nation, sondern weil es gut ist. Sonst wird am Ende die nachäffende Nation selbst der vergötterten nachgeahmten lächerlich und ihr zinsbar für ihre Thorheiten, wie die Erfahrung lehrt.

Es ist heilige, aber oft vernachlässigte Völkerpflicht, einander menschlich zu behandeln in

Frie-

Frieden und Kriege. Eine Nation soll der andern unschädliche Vortheile gönnen und zu verschaffen suchen z. B. in Handlung, Zufuhr, Durchfahrt u. dgl. besonders auch in Noth. Jede Nation soll friedfertig sein gleichwie auch einzelne Menschen, nicht um jede Kleinigkeit zu den Waffen greiffen und aus einem Uebel zehen machen auf beiden Seiten. Friedfertigkeit ist jede Nation schon ihrem eigenen Heile und Vortheile schuldig. Entstehet aber doch ein unvermeidlicher Krieg, so sollte auch in demselben die Menschlichkeit nie aus den Augen gesetzt, nicht gehandelt werden, als sei im Kriege alles, jede Grausamkeit erlaubt. Keine Partei sollte mehr Uebel anrichten als unvermeidlich ist, nicht aus Muthwillen, Rachsucht, Wildheit morden und brennen, Felder und Gebäude verwüsten.

Jeder sollte der Schwachen und Wehrlosen schonen, die Gefangenen so gelinde als möglich behandeln, nicht des Besiegten spotten, nicht rauben und plündern wie Mordbrenner und sich jedes unnatürliche Laster erlauben. Selbst der näher drohende Tod sollte den Krieger von Lastern abhalten und strenger gegen sich machen. Und die Vorgesetzten sollten auf strenge Zucht und

Ordnung zu halten suchen und nicht mit schändlichem Beispiele vorleuchten.

Schwer ist es freilich und wohl unmöglich, alle Ausschweifungen und Ungerechtigkeiten der Einzelnen im Kriege zu verhüten; aber eben dieses ist auch ein neuer Grund, nur im äussersten Falle Krieg zu führen.

XX. Kapitel.

Sittliches Verhältniß gegen Thiere.

Die Menschen haben täglich in so vielen Gelegenheiten mit Thieren zu thun, daß es unmöglich ihrer Moralität gleichgiltig sein kann, nicht zu wissen und nie sich zu bedenken, in welchem sittlichen Verhältnisse sie gegen dieselben stehen: selbst der äussere Vortheil der Menschen wird sehr häuffig untergraben durch diesen Theil ihrer Unsittlichkeit. Alles, was ihnen gefällt, nennen sie nothwendig, was ihnen von einer Seite nicht anstehet, heißt schädlich. Nach jenem wird gehascht, dieses zerstört; und die Folgen? — lehrt die tägliche Erfahrung: sie sind wie alle Folgen der menschlichen Ueberklug-

heit

heit und Naseweisheit. — Doch darf man sich nicht wundern, daß die Menschen nicht leicht aufmerksam darauf werden: sie haben gar zu viele andere Dinge zu thun und zu denken, als daß sie auf diese Kleinigkeit achten könnten. —

Nicht nur zu seiner Sicherheit darf der Mensch Thiere töden; er gebraucht sie auch zur Nahrung gleichwie andere fleischfressende Thiere, die in der Haußhaltung der Natur gewiß mehr Wohlthat als Uebel sind, eine grössere Zahl der Lebendigen möglich und den doch unvermeidlichen Tod der Verzehrten den übrigen nicht nur unschädlich, sondern selbst nützlich machen. Und selbst den Gewürgten ist es kein so grosses Uebel, als es beim ersten Blicke scheinen mag, besonders wenn man sich mit menschlicher Denkart in ihre Lage setzt: ja es würden ihrer sonst wohl weniger zur Welt kommen oder noch mehr im Streite um Pflanzennahrung getödet werden als nun zur Speise.

Doch erlaubt und entschuldigt dieses keineswegs die wilde Mordsucht und blinden Verheerungen der Menschen im Thierreiche. Töden, ohne Sicherheit oder Nahrung zu suchen, bleibt immer unnöthige, folglich unerlaubte

Störung der Glückseligkeit. Und wenn der Mensch dieß bedenkt und Gefül hat, so wird er es nicht wollen.

Der Mensch hat von Natur Mitgefül mit allem, was fült. Und Thiere sind Geschöpfe eines und desselben liebevollen Wesens, ebenso zur Glückseligkeit geschaffen als wir. Absichten Gottes hindern und einem Mitwesen Uebels zufügen kann die Vernunft nicht wollen. Und der Mensch würde manches unterlassen, wenn er weniger stolz und nicht so blind für sich wäre, daß er zulezt glaubt, der grosse Gott sehe nur ihn, und schaffe nur für ihn, und tausend Wesen würden gebohren, damit er sich einmal satt essen oder bequemer faullenzen könne: gleichwie Tyrannen glauben, ein ganzer Welttheil sei bevölkert, um ihren dummen Grillen zu dienen, und damit sie ihn wieder entvölkern können, wenn es ihnen allenfalls einfallen sollte. So wie Tyrannei und Grausamkeit gegen Menschen in Uebermuth und Stolz sich gründen, so fliessen auch daraus alle Entschuldigungen oder gar Rechtfertigungen der Mordlust und Wildheit gegen Thiere, und es ist daher um so weniger zu verwun-

wundern, daß diese auch so leicht gelegenheitlich zu jenen führen.

Auch sollten die Menschen, ehe sie sich anmassen, Thiere wegen ihrer und des ihrigen Sicherheit zu töden oder wohl gar, so weit sie vermögen, ganze Gattungen auszurotten, wohl überlegen, ob es auch nöthig oder nützlich ist. Denn es ist ja bekannt genug, daß der liebe Gott den Menschen gar selten etwas recht machen kann, und daß unsere Hochweisheit so vieles unnütz und schädlich findet, daß zu letzt ziemlich wenig übrig bleiben mögte und die reiche, fröliche Schöpfung kahl, todt und steif dastehen würde.

Der Mensch sucht oft Thiere auszurotten und bereuet es hintennach oder weiß selbst nicht, woher manches wirtschaftliche Uebel rührt. Das Bischen Frucht u. dgl. was sie uns rauben, ist ein geringer Tribut für die grossen und unersetzlichen Dienste, welche sie uns oft auf andern Seiten leisten. Um so ungereimter und niedriger ist es, wenn Menschen gar über Thiere zürnen, und Rache an ihnen suchen wollen, weil sie das, was sie zur Nothdurft brauchen, von dem unsrigen nehmen, da wir ihnen

doch gar nichts übrig lassen; oder Thiere gleich als bösartig ausschreien und mishandeln, weil sie sich ihrer Haut wehren, und sich nicht alles gefallen lassen.

Ueberhaupt ist das Quälen der Thiere immer unerlaubt und abscheulich und Werk einer niedrigen, stumpfen Seele. Schmerzen verursachen kann nie Vergnügen sein, und schwache, wehrlose quälen ist feige Bosheit.

Wenn der Mensch Thiere zu seinem Dienste braucht, so soll er bedenken, daß der Nutzen, den sie ihm schaffen, Dankbarkeit und Pflege verdient, da ohne diese das Thier nicht bestehen und ihm dienen kann. Er soll sein Thier schonen zu seinem eigenen Nutzen, damit es ihm desto länger diene, und als ein lebendiges Wesen, welches Anspruch hat auf Genuß seines Daseins. Mishandlung und Ueberladung über Kraft und Noth sind Grausamkeit. Unbarmherzigkeit gegen schwache, alte und kranke Thiere ist der menschlichen Natur unanständige Härte, wenn schon der Eigennutz die Nothwendigkeit vorzurechnen weiß.

Nicht ohne Noth muß der Mensch sein Thier einschränken, noch aus übertriebener Bequem-

quemlichkeit oder Kunstwuth ihm zumuthen, was ihm widernatürlich oder sehr beschwerlich ist. Spielwerk mit Thieren treiben, das ihnen Schmerzen verursacht, bleibt immer lieblos und grausam, es mags ein kleines Kind thun, dessen Schuld der Aufseher trägt, oder erwachsene Kinder, weils Geschmack des Jahrzehends ist, oder selbst Naturforscher, um schöne Raritäten zu zeigen aus Pralerei oder unnöthiger Neugierde, die nach Kleinigkeiten hascht und das Hauptwerk des Menschen versäumt.

Grausamkeit bleibt Grausamkeit, unrecht und des Menschen unwürdig, es mag Buben-Küchen-Jagd- oder Gelehrtengrausamkeit sein, und um so tadelswürdiger, je leichter Ueberlegung und je unanständiger eiteles Spiel einem Menschen vor dem andern ist.

Vierter Abschnitt.

Uebung des Guten.

I. Kapitel.

Erkenntniß des Guten.

Es ist nur zu bekannt, daß ein grosser Theil der Menschen nicht zu der Vollkommenheit gelangt, wozu doch der Mensch fähig und bestimmt ist. Man macht es so gar der Moral zum Vorwurfe, daß selbst von denen, welche das Gute kennen, viele es nicht thun; aber mit Unrechte. Wissen muß der Mensch, was er thun soll: und dieses ihn lehren, Beweise und Beweggründe fürs Gute geben, kann und soll der moralische Unterricht. Aber freilich ist noch ein Abstand zwischen Wissen und Thun, ein grosser Unterschied zwischen Erkenntniß und Handlung. Und nicht jede Erkenntniß ist so gleich oder immer wirksam. Moral bleibt daher immer schätzbar,

aber

aber da jeder weiß, daß Sittlichkeit nicht blos Gegenstand des Wissens ist, so sollte die Gleichgiltigkeit und Trägheit der Menschen nicht bei der bloßen Erkenntniß stehen bleiben; sondern darnach zu handeln, sich Fertigkeit im Guten zu erwerben suchen. Der Mensch muß suchen, seine richtige moralische Erkenntniß vor Irrthum zu bewahren, sie in lebendige Erkenntniß zu verwandeln, jeden schädlichen Einflüssen mit Klugheit zu begegnen und immer mehr Festigkeit in der Tugend zu erlangen durch Wachsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Standhaftigkeit, welche dem Menschen Pflicht sind als Tugendmittel. —

Niemand darf sorglos und nachläßig sein in Erkenntniß des Guten. Richtige und bestimmte moralische Grundsätze sind jedem unentbehrlich, der in seiner Lage weis und ruhig werden will. Es scheinet zwar, als seien manche Menschen ohne deutliche Erkenntniß schon durch Temperament und Umstände gleichsam mechanisch gut. Aber wie dieses nicht die höchste Vollkommenheit des Menschen wäre, noch so glückliche Umstände einem jeden zu Theile werden oder von ihm abhängen, so darf sich keiner in seiner

Moralität auf gut Glück verlassen, sondern jeder muß nach gründlicher Einsicht und gründlicher Tugend streben: denn es gibt ja der Versuchungen so viele, welche selbst der solidesten Tugend einen harten Kampf bereiten.

Der Anfang des gründlichen Bestrebens nach Tugend ist daher, daß man suche, sich deutliche, bestimmte, gründliche und vollständige Erkenntniß von seiner Bestimmung (so wohl im allgemeinen als Mensch als im besondern in den bestimmten Verhältnissen) zu erwerben, darnach den wahren Werth und die Unterordnung der Güter und Vergnügungen, gut und bös, Pflicht und Unrecht zu bestimmen.

Da Tugend und ächte Menschenglückseligkeit die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen sind, so verdient gewiß eine solche Erkenntniß vor allen andern Gegenständen eine weit ernstlichere Beschäftigung als die meisten Menschen ihr widmen. Und eben dieß ist Ursache, daß so viele schwankend sind wie ein Rohr, und das Gute, was sie etwa thun, unzusammenhängende Fragmente nach den Zufällen des Lebens, weil sie an nichts weniger ernstlich denken als an ihre Bestimmung, oder wenigstens das

Verhältniß der Umstände, in welchen sie leben und handeln sollen, zur Tugend und Glückseligkeit nicht kennen.

Jeder sollte es sich darum zur ernstlichen Angelegenheit machen, feste allgemeine Grundsätze für sein ganzes Leben zum Grunde zu legen, und mit möglichster Aufmerksamkeit seine Umstände und den Gang der Menschen und Dinge zu beobachten, damit ihn nichts so leicht blende noch unvorbereitet überrasche, und er nicht nach zufälligen Einflüssen und reizendem Scheine; sondern nach deutlichen, festen Begriffen handle. Gewiß ist dieß nicht zu viel gefodert, wenn der Mensch sich nicht bestimmt glaubt, ein Ball der Umstände zu sein; sondern dauerhafte Zufriedenheit sucht und der Glückseligkeit werth und fähig sein soll.

Und wer sich einmal richtige Begriffe und bewährte praktische Grundsätze eigen gemacht hat, der bewahre sie sorgfältig als den Schatz seines Lebens, suche sie vor aller Verderbniß zu bewahren, sie immer gegenwärtig zu erhalten und anzuwenden in dem weisen Plane seines Lebens. Fertigkeit im Guten ist Tugend, und Tugend entstehet, wie jede Fertigkeit, durch

Uebung, durch unausgesetzte Wiederholung des Guten.

Der Mensch erziehet sich sein ganzes Leben hindurch zur Tugend, gleichwie er in der Jugend, so lange er es noch nicht selbst vermag, von andern dazu erzogen wird. Es wird ihm daher um so leichter, je mehr die Jugenderziehung vorgearbeitet, ihn vorbereitet und geübt hat, und was in dieser vernachlässigt worden, muß er durch desto mehr Mühe ersetzen und nachholen. Eigene Bildung und Uebung zur Tugend hat daher gleichwie den nehmlichen Hauptzweck also die nehmlichen Hauptgrundsätze als die Jugenderziehung: Säe guten Samen, und pflege und bewache ihn sorgsam, damit der Keim nicht zertreten oder erstickt werde von Unkraut; sondern im belebenden Sonnenscheine und erquickenden Thaue des Himmels stark und gerade aufwachse und gesunde Früchte bringe. Umzäune darum die Pflanze gegen das Wild, und suche sie zu decken gegen Sturm, ehe sie stark genug ist zu trotzen, oder, wo es nicht sein kann, gebe ihr eine Stütze, an der sie sich fest halte und aufrecht stehe.

II. Kapitel.

Lebendige Erkenntniß.

Nicht jedes erkannte Gute wirkt auf die Gemüther aller Menschen gleich stark. Denn die Wirksamkeit einer Vorstellung zur Bestimmung des Willens hängt ab von der Grösse und Gewißheit des vorgestellten Guten und von der Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Vorstellung. Oft wird ein geringeres Gut heftiger begehrt als ein grösseres, weil es näher oder gewisser ist, weil die Vorstellung sich lebhaft und in ihrer ganzen Stärke von selbst darbietet und die Seele durch alles beständig daran erinnert wird, ohne daß sie durch angestrengte Aufmerksamkeit und mühsames Nachdenken die Vorstellung erst nach und nach hervorzubringen und gegenwärtig zu erhalten brauchte. Und auf diese Art wirkt das Gegenwärtige und Sinnliche so stark und oft so übermächtig, da es mit der ganzen, gedrängten Fülle individueler Bestimmtheit das Gemüth bestürmt, und die Seele des jungen Menschen schon einen so reichen Vorrath sinnlicher Ideenverbindungen zu haben pflegt, ehe die langsa-

mere Vernunft Reife und Stärke gewinnt. Und daher ist es so wichtig, Sinnlichkeit und Vernunft im Menschen, in dem sie doch beisammen sind und sein sollen, frühe an freundschaftliche Uebereinstimmung zu gewöhnen und nicht als widersprechende Feinde und ewig streitende Parteien zu trennen. Das sind und sollen sie nicht sein: der Mensch ist nicht aus Widerspruche zusammengesetzt; aber es entstehet Widerspruch und traurige, mühselige Inkonsequenz, wenn er sich einseitig übt. Und freilich gibt es der Umstände viele, welche die Sinnlichkeit mit ihrem treuesten Freunde, dem Verstande zu entzweien suchen und nur gar zu leicht und häufig wirklich entzweien, wie es sich auch aus der Natur und den Verhältnissen des Menschen begreifen läßt.

Da aber dem Menschen alles daran muß gelegen sein, immer weiser und ruhiger zu werden, so muß er sich alle Mühe geben, daß seine wahre Erkenntniß auch lebendige Erkenntniß werde: er muß keine Anstrengung scheuen, um seine Neigungen und Begierden mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen. Der Mensch wird nicht vollkommen in einem Tage und in

Gleich-

Gleichgiltigkeit und Trägheit; es ist dazu bestimmt sein ganzes Leben und alle seine Kraft. Und wenn er dieß wirklich als Hauptangelegenheit behandelt und ernstlich, mit angestrengter, ununterbrochener Aufmerksamkeit darnachstrebet, so gibt es allerdings Mittel, die ihn seinem Ziele immer näher bringen, wie dieß schon die Beispiele so mancher Menschen zeigen, die vor andern gut sind und ruhig. Der Mensch muß nur recht ernstlich wollen, und nicht, wie es oft geschieht, verlangen, daß die blose Aufzälung der Tugendmittel ihn wie ein Zauberstab weis und gar übermenschlich machen soll. Wenn der Mensch ernstlich will, so wird er seine Erkenntniß immer mehr beleben, immer durch Betrachtungen und Beweggründe der Begierde neue Gegengewichte zu geben suchen, Umstände und Menschen klug zu benutzen wissen mit Vorsichtigkeit und Aufmerksamkeit und nebst den allgemeinen der Vernunft so einleuchtenden Mitteln noch manche in den besondern Umständen leicht bemerken und benutzen. Aufmerksamkeit auf uns und den wahren Gehalt und Einfluß der Dinge und Umstände bleibt immer die Hauptsache.

Der Mensch muß fest und unerschütterlich überzeugt sein, daß er verpflichtet und fähig sei, tugendhaft zu werden. Zweifel an einem oder dem andern macht die Menschen unentschlossen oder daß sie ohne Eifer und Muth auf kaum halbem Wege stehen bleiben oder wieder umkehren. Und diese Gewißheit von der Nothwendigkeit des Guten muß bei jedem Ueberzeugung und strenger Vorsatz werden, daß und wie sein Gemüth und Wandel zu bessern sei. Ist uns dieser ernste Entschluß, Sinn und Leben nach den erkannten Foderungen der Sittlichkeit zu ändern, stets gegenwärtig, so vermögen wir sehr viel.

Wir müssen uns daher mit der Vorstellung der Tugend, ihres Werthes und ihrer Nothwendigkeit so vertraut machen, daß sie uns leicht und geläuffig wird und bereit, sich in jedem Falle dem blendenden Scheine verführender Vorspiegelungen entgegenzustellen. Denn es kömmt in der Besserung und Vervollkommnung des Menschen darauf an, daß er denke an die Tugend und ihre Nothwendigkeit und wie sich sein gegenwärtiger Zustand zu dem Zustande menschlicher Vollkommenheit verhalte. Jenes ist Ober-

satz,

satz, dieses Untersatz und die Besserung die Folge daraus.

Wie aber das Einzelne lebhafter angeschauet und wirksamer wird, so muß auch die Vorstellung des Guten immer individueler und anschaulicher, die allgemeine Vorstellung von dem Werthe der Tugend in ein einzelnes Bild von der Schönheit der Tugend verwandelt werden. Jeder muß ein Ideal der Vortrefflichkeit beständig vor Augen haben, dem er ähnlich zu werden sucht in allen Stücken, nicht blos abstrakte Begriffe und allgemeine Grundsätze, sondern Bild eines vollkommnen Menschen, wie die Tugend sein würde, wenn sie in den bestimmten Verhältnissen und Umständen dieses Menschen realisirt würde. So sind bekanntlich Schilderungen der Beredsamkeit, Darstellungen der Dichtkunst und besonders auch die Eindrücke, welche grosse Tugend- und lasterhafte in Geschichte und eigener Erfahrung auf das Gemüth machen, äusserst wirksam und erwecken es zur angestrengtesten Nacheiferung. Und dieser Mittel muß man sich daher, gleichwie die Erziehung thut, zu einer Tugendbildung bedienen. Auch ganz erdichtete Darstellungen und selbst erhöhete, über-

menschliche Ideale thun gute Wirkung zur Spannung des Eifers. Nur muß der falsche Gedanke, wodurch man sich so gern von Mühe und Anstrengung dispensirt, hinweggeräumt werden: ich werde ja doch schwerlich die Höhe meines Ideals der Vollkommenheit erreichen, wozu also Ringen und Flug? Dieß ist offenbares, aber sehr gewöhnliches Sophisma der Trägheit, welches sie den Auffoderungen der Weisheit entgegenstellt: als wenn Streben nicht selbst Entwickelung und vervollkommnende Uebung, Annäherung nicht ein Gut und Bestimmung des Menschen wäre, dessen Geschäft und Beruf hienieden ja eigenthümlich ist, sich zu üben und anzunähern in immer begrenzter Vollkommenheit, gleichwie alles Endliche. Denn nur Gott ist vollkommen und weis, und daher Gegenstand der Anbetung und erhabenstes wenn gleich nie erreichbares Ideal. Liebe und eifriges Streben nach Weisheit ist des Menschen Antheil und Verdienst.

III. Kapitel.

Fortsetzung.

Die Beweggründe zum Guten sind die Gewichte, welche moralische Begriffe dem sinnlichen Reize und der Begierde entgegensetzen. Die Beweggründe müssen daher in ihrem ganzen Umfange und aller Stärke und Lebhaftigkeit der Seele vorschweben und durch öftere Wiederholung sich mit allen andern Vorstellungen so eng verbinden, daß sie sich besonders im Augenblicke sittlicher Entscheidung und Entschliessung leicht darstellen und der Seele Vorsatz beleben und ihr Stärke geben gegen den Reiz des Bösen.

Die Vorstellung, wie viel Menschen schon gethan haben und vermögen und wie groß also ihre Bestimmung sei, muß in dem Menschen edeln Stolz und Trotz auf die Würde seiner Natur erwecken, daß er Muth habe zu jeder Aufopferung, um seiner Anlage würdig zu sein und nicht zu erniedrigen das Wesen, das so groß und herrlich gemacht und also zu grossen und herrlichen Dingen bestimmt ist. Wenn der Mensch eingedenk ist seiner Hoheit, so ehret

er sich selbst und schämet sich, sich zu besudeln und vor sich selbst zu erniedrigen. Es entstehet innere, strenge Schamhaftigkeit: ein zartes und wahres Menschengefül, welches dem Menschen gar heilsam ist. Es machet ihn wachsam auf seine geheimsten Gesinnungen, denn er schämet sich vor sich selbst, schwächer zu sein, als die Schranken seiner Natur ihn nöthigen.

Dieses Gefül sollte darum der Mensch sorgfältig bewahren in seiner Zartheit und Reinheit. Denn es ist Schutzgeist gegen geheime Schwachheiten. Und diese sind dem Menschen die gefährlichsten, weil sie seltener von uns bemerkt, sicher vor dem Tadel anderer und doch in ihrer sichern Unbemerktheit am nächsten der Quelle aller Sittlichkeit sind, die sie trüben und vergiften.

Obschon aber Menschen unsern innern sittlichen Zustand nicht sehen, so ist doch weise Achtung der Menschen und ihres Urtheils eine sehr kräftige Ermunterung zum Guten. Freilich darf nicht ihr Beifall und Lob der einzige Grund sein, warum wir etwas Gutes thun, es wäre dieß ziemlich unreine Sittlichkeit und wir würden auch gar oft irre geführt werden, weil die

Men-

Menschen nicht selten ihren Beifall unrichtig zutheilen oder entziehen. Aber wenn sie gleich über einzelne Handlungen wegen ihres Vortheils oder falscher Vorstellung derselben unrichtig urtheilen, so sind ihre Urtheile doch so ziemlich einstimmig und wahr in Betreff der obersten Gesetze und Gründe der Handlungen: sie wollen und billigen, daß der Mensch stark und nie schwach sein soll. Nicht so wohl also ihr Beifall und Lob sollen uns bestimmen als vielmehr ihr vorherzusehendes Urtheil unser eigenes Urtheil über uns selbst unparteiischer machen und bestärken. „Was würden die Menschen davon sagen oder denken? „ist ein sehr wirksamer und nützlicher Gedanke auch bei Handlungen, welche Menschen nie erfahren können. Es ist dieß gleichsam nur die lebhaftere und im Spiegel vorgestellte Selbstachtung der Würde unserer Natur. Daher ist es jedem anzurathen, daß er diese Frage oft an sich thue und seine Wange befühle, ob sie erröthe und warm werde. Aber er soll dabei weniger denken an einzelne Menschen ausser an solche, die er bewährt kennt in Urtheile und Achtung oder unschuldig. Und nie muß Geschmack des Zeitalters, Geist seines Stan-

des u. dgl. sein Gewissen sicher machen und solche Volksstimme ihm Gottesstimme heissen.

Es erhellet daraus von selbst der Einfluß des Umgangs und die Wichtigkeit der Wahl unserer Gesellschaft. Menschen werden durch Nähe einander ähnlich und theilen sich ihre Meinungen und Sitten mit. Auch der flüchtigste Blick auf die tägliche Erfahrung zeigt hinlänglich den Werth würdiger und den unersetzlichen Schaden böser Gesellschaft. Freilich kann der Mensch in den Verhältnissen und Geschäften des Lebens selten allen Umgang mit den Bösen vermeiden, und er lernet selbst unter ihnen Klugheit und Weisheit, wenn er befestigt ist, und die so unentbehrliche Menschenkenntniß.

Aber gleichwie der Starke durch Kampf geübter und stärker wird, so muß der Schwache den Kampf zu meiden suchen, bis daß sein Arm kräftig und seine Brust gewapnet ist. Und selbst der Starke und Streitbare meidet, wo Kampf nicht nöthig oder nützlich ist, Feind und Gefahr. Und wenn es nun wohl gewiß sein mag, daß nur der kleinere Theil der Menschen bei Zeiten versehen ist mit festen Grundsätzen und hinlänglich geübter Standhaftigkeit im Guten, so

muß das sicherste und einzig sichere für die meisten sein, nahe Verbindung mit den Bösen, so viel möglich, zu meiden besonders in jüngern Jahren, wo das Urtheil noch weniger geübt und das Gemüth empfänglich ist für jeden Eindruck und mächtig das Ansehen der Personen, die sich einzuschmeicheln wissen. Jeder muß also gegen solche Gesellschaft auf seiner Hut sein, und wo sie unvermeidlich ist, mistrauisch gegen ihre Reden und Thaten, wenn sie auch noch so freundlich einladend oder glänzend wären. Er muß bei jedem neuen Eindrucke und Reize vorsichtig sein und nicht blindlings ihm folgen ohne Prüfung der Vernunft.

Deutliche Vorstellungen sind das sichere Gegenmittel wider Blendung und schädlich berauschende Leidenschaft. Nur nachdem die Vernunft die Wahl gebilligt, sollte sich der Mensch dem Zuge und der Begeisterung überlassen. Und so schwer dieses oft ist, so ist es doch nicht gerade unmöglich, wenn der Gedanke fest und gegenwärtig uns ist, daß der erste Schein gar oft trügt und zu späte Reue dann folgt, daß hingegen durch Prüfung der Vernunft die Glückseligkeit rein, vorwurfsfrei und beständig werde.

Einleuchtend ist es daher, wie viel werth es sein müsse für Tugend und reine Glückseligkeit des Lebens, wenn gute Menschen nahe zusammentreten in Freundschaft und Umgang. Sie ermuntern und stärken sich wechselweise im Guten durch erweckendes Beispiel und berichtigendes Urtheil. So wie sie sich unterstützen in Ausführung des Guten, so liebt und sucht jeder das Gute um so mehr wegen des Wohlgefallens des andern, den er liebt und ehrt.

IV. Kapitel.

Umgang mit sich selbst.

So sehr Umgang dem Menschen nützt und Gesellschaft ihm Bedürfniß ist, so soll er doch nicht ganz ausser sich leben und sich fortreissen lassen durch den Strom der Meinungen und Sitten. Zu zerstreute, geräuschvolle Lebensart, Herumschwärmen und Müssiggang führen viele zu Leichtsinn, Unachtsamkeit auf sich selbst und Lastern mancher Art. Viele, die den Anblick ihres Innern scheuen oder zu arm sind, einige Nahrung in sich selbst zu finden, viele auch nur aus Gewohn-

wohnheit und tausend kleinen Ursachen treiben sich beständig unter den Menschen umher, als ob sie bei ihnen Schuz gegen sich selbst suchten. Lind solches ängstliche Jagen nach Zerstreuung gründet sich in Unvollkommenheit des innern Menschen oder führt zu Unvollkommenheit.

Wenn der Mensch beständig auser sich lebt, so wird er sich selbst nicht kennen lernen, und dieses ist doch unentbehrlich. Er wird unachtsam auf sich selbst, welches eine Hauptklippe der Sittlichkeit ist, er wird von äussern Umständen und Menschen mehr abhängig als seiner Sittlichkeit und Ruhe zuträglich sein kann, und also nicht frei noch innerlich stark, denn seine Kraft ist nicht gesammelt; sondern zerstreuet gleichwie seine Gedanken. Daher ist dem Menschen Umgang mit sich selbst und Einsamkeit oft Bedürfniß, und der Stärke und Seelengrösse unentbehrlich. Aber Einsamkeit ist auch nicht allen Menschen noch in allen Zeiten und Umständen gleich lieb und nüzlich. Es gibt manche Menschen und Zeiten und Zustände aller Menschen, welche durchaus Zufuhr von aussen, Leitung von Umständen und Verhältnissen verlangen, weil sie zu arm und schwach oder zu träg sind, um

frei zu sein und zu herrschen oder weil sie auf ein schädliches Extremum hinneigen. So ist der Schwärmerei, oft Leidenschaften und allen jenen Zuständen Einsamkeit gefährlich, welche einseitige Gesichtspunkte lieben und hervorbringen.

Aber oft ist sie dringendes Bedürfniß und erquickende Seelenarznei, besonders manchen Menschen. Einsamkeit ziehet die Seele in sich selbst zurück. Der Mensch ist Herr und König in seinen vier Wänden, unabhängig und frei beherrscht er sich und seine Beschäftigungen. Wer Vorrath in sich hat, der ihn unterhalten und nähren kann, der geordnet und verarbeitet werden soll, dem ist Einsamkeit das köstlichste Geschenk und für ihn und oft für die Welt fruchtbar an guten Entschlüssen und grossen Thaten.

Kummer und Seelengrösse, Weltekel und Weisheit treiben den Menschen oft in die Einsamkeit. Sie ist oft einziger Ersatz, Trost und Linderung, erhebt Herz und Geist, und söhnt uns mit uns selbst und der Welt aus. Standhafte Stärke und heiterer Seelenfrieden gedeihen am besten in Einsamkeit und Stille, die zwar der Mensch nicht immer haben kann noch soll,

aber oft und in wichtigen Angelegenheiten su-
chen sollte. Oft ist es nötig sich zu flüchten in
Einsamkeit und Stille, um zu verdauen, was
er gesammelt oder man ihm eingestopft, oder da-
mit er sicher sei gegen das wohlgemeinte aber so
lästige Einstopfen der gefälligen Welt.

Wenn der Mensch immer schluckt und sich
nicht Zeit läßt zum Verdauen, so wird er träg
aber nicht stark. Und so gehet es im Gewirre
und Ringen der Welt ohne stilles Sammeln des
Gemüths. In dem Umgange sammelt der Mensch
Vorrath für die Einsamkeit und in der Einsam-
keit Stärke und Weisheit für Welt und Um-
gang. In Geräusch und Geschäftigkeit allein
wird er nicht, was er in Geräusch und Ge-
schäftigkeit sein sollte. Dazu muß er in sich
selbst gehen und einsam über sich und Welt nach-
denken. Immer einsam sein zu wollen wäre un-
recht an uns und der Gesellschaft gehandelt, so
natürlich auch zuweilen der Hang dazu entste-
hen mag. Aber nie einsam sein zu wollen ist
Sklaverei und für uns und die Gesellschaft nach-
theilige Schwäche, um so mehr, wenn uns das
Glück nicht immer lächeln kann, und Druck von
Menschen oder Umständen uns gebeugt hat oder

zu beugen drohet, wogegen nur Einsamkeit uns Schirm sein kann. Wie manchen treibt die Welt umher in der schwülen Mittagssonne als ein Lastthier ohne Rast, dem ist Einsamkeit wie ein kühles Plätzchen im Mondscheine, auf dem er ruhen möchte und seine Augen schliessen, um nie wieder zu erwachen. Wer nie müd war, weiß nicht, was Müdigkeit ist; aber wer müde ist, sollte nicht ungeduldig werden oder verzagen: er wird nicht immer müde bleiben, Ruhe erquicket ihn zu neuer Geschäftigkeit.

„Wir müssen darum (schließt Zimmermann sein so reiches Buch über diese so reiche Materie) so viel Gutes aus der Welt hohlen als sie gibt, und so viel Gutes in der Welt thun als wir können. Aber dann müssen wir auch die Kraft haben, abseite zu gehn, um Gott und der Weisheit ein stilles Opfer zu bringen; und so werden wir uns immer aus Geschmack und Neigung in die Einsamkeit begeben, und niemals aus übler Laune." —

V. Kapitel.

Strenge und wachsame Vorsicht.

Einsamkeit und Umgang mit sich selbst heißt darum nicht Müssiggang oder Komplimente, die man sich selbst macht, gleichwie Umgang mit Menschen nicht in den Kratzfüssen und dem wechselseitigen Loben der Narrheiten bestehet.

Umgang mit sich selbst ist weise Sammlung der Seele im stillen Tempel der Einsamkeit zur Betrachtung unserer selbst und der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, um unser Gemüth zu erheben und uns im heiligen Enthusiasmus für Tugend und Recht zu stärken.

Der beste Wille wird laß, wenn er nicht öfters neue Antriebe erhält. Und diese muß ihm der Mensch geben in oft erneuerten Vorsätzen und ernsten Betrachtungen der Einsamkeit über sein Leben, seine Mängel und seine Bestimmung. Jeder muß seinen Charakter genau studiren und oft und ernst über die Fehler nachdenken, zu welchen er vorzüglich geneigt ist, damit er den Gang seines Innern dabei genau kennen lerne, Achtsamkeit auf sich selbst behalte bei versuchenden Gelegenheiten, seinen Schwachheiten, deren

ents

entfernteste Keime und Veranlassungen er kennt, vorbeugen und sie aus dem Grunde heilen möge. Jeder sollte daher sich oft und streng selbst prüfen mit aller Sammlung des Gemüths, die Grundsätze der Sittlichkeit beständig auf sein Herz anwenden, um so immer genau den gegenwärtigen Stand seiner Vollkommenheit und Unvollkommenheit vor Augen zu haben, und darnach die nöthigen Mittel ergreiffen zu können zu seiner Vervollkommnung im Plane seines künftigen Lebens. Aber eine solche Selbstprüfung und ein fester Lebensplan finden so viele Schwierigkeiten in der Trägheit und Eigenliebe, daß sie darum so häufig vernachlässigt oder ohne Ernst und Frucht versucht werden. Will der Mensch sich vor Reue und Gewissensbissen sichern, so muß er gewissenhaft sein und streng in seiner Selbstprüfung. Nicht ängstliche Skrupulosität, die nur wimmernde Muthlosigkeit erzeugt, soll ihn leiten; aber gewissenhafte Strenge und Achtsamkeit auch in den scheinbar kleinsten Dingen. Seine Reue über die Mängel und Fehler, welche er in der Vergangenheit sieht, muß praktische Reue sein, nicht klagende Unthätigkeit und leere Vorwürfe, sondern spornender Entschluß, um desto ernstlicher nach Besserung

ferung und Vollkommenheit zu streben. Nie muß er stehen bleiben auf dem Wege zum Guten, seiner Besserung keinen Aufschub erlauben, sondern das vorgesetzte Gute so gleich ins Werk richten und immer nach reinerer Tugend streben. Ein vortrefflicher Grundsatz zur Prüfung der Reinheit unserer Tugend ist die herrliche Lehre: was die rechte Hand thut, soll die linke nicht wissen. Würde ich dieses Gute wohl auch gethan haben oder thun, wenn es niemand wüßte, wenn nicht Ehre, nicht Lob, nicht äusserer Vortheil u. dgl. zu erwarten wäre? Kannst du dir diese Frage nicht aufrichtig mit Ja beantworten, so ist dein guter Wille noch nicht ganz rein. Gehe zurück in deine Kammer, denke ernstlich nach, wo es noch fehlt, bitte Gott um Erleuchtung und Stärke, und strebe dann weiter, suche zu deiner Uebung im Guten auch gerechtem Lobe, Vortheile u. dgl. deiner Handlungen auszuweichen, bis es dir leicht wird, sie beim Guten zu entbehren. Freilich ist das mehr, als man so leicht erreicht; aber dieß ist eben Grund, nie sich sicher und am Ziele zu glauben und träg oder eitel zu werden. Der Mensch kann und soll das ganze Leben hindurch vorwärts streben

und sich vervollkommnen; nie darf er lau werden und rasten in Entschluß oder That.

Die guten Vorsätze besonders gegen unsere Lieblingsfehler müssen wir täglich und bei allen Hauptvorfällen erneuern und dem Gemüthe tief einprägen, wahrscheinliche oder auch nur mögliche Fälle und Gelegenheiten uns öfters vorstellen, und überlegen, wie wir uns dabei benehmen wollen und müssen. Eine weise Vorbereitung zu jedem Tage, wie wir ihn zu benutzen und uns zu betragen haben, ist der Sittlichkeit ungemein zuträglich und dem Menschen anständig, gleichwie die Prüfung am Abende. Der Mensch soll in seinem sittlichen Leben sein gleichwie ein guter Haußhalter: seine Rechnung immer in Ordnung, und die Wirtschaft angelegt auf steigenden Gewinn.

Der Vorbereitete, nachdenkende Mensch wird nicht in den Tag hinein leben und sich bestimmen lassen durch Gelegenheit. Er wird weit klüger handeln, mit mehr Gegenwart des Geistes (und diese ist Hauptsache im menschlichen Leben), lzichter Herr werden über Neigungen und Begierden, und selbst aus Kleinigkeiten oft wichtige Vortheile ziehen. So ist es bekannt,

wie

wie viel Einfluß auf unsere Heiterkeit und Brauchbarkeit den ganzen Tag durch es habe, wenn man in den ersten Morgenstunden nicht verstimmt wird, und es ist daher in der Kunst froh zu sein eine sehr brauchbare und wichtige Regel, die der Aufmerksame aus eigener Erfahrung kennt, daß man vorzüglich im Anfange des Tags sich vor Sturm und Unruhe des Gemüths zu hüten und zur Fröhlichkeit zu stimmen suche durch aufheiternde Vorstellungen der Weisheit, wohl auch, gleichwie die Vögel thun, durch Gesang u. dgl. Onkel Toby pfiff fleissig sein Lillabullero und besänftigte sein Gemüth und behielt Geduld genug, Herrn Walter Shandy über Taufnamen philosophiren und Doktor Slop fluchen zu lassen. Und jeder weiß, daß es z. B. bei Zorn, Ungeduld, heftigen Schmerzen und andern stürmischen Gemüthsbewegungen eine Hauptsache sei, anfangs die Aufmerksamkeit davon abzuleiten und den ersten Ausbruch zu unterdrücken zu suchen. Gleichwie durch Fluchen und dergleichen Aeusserungen der Zornige noch erbitterter und die Seele schwächer wird, so wird selbst der größte körperliche Schmerz erträglicher, wenn man sich still und Klage und Ungeduld zurück-

hält. Wer sich äusserlich ruhig und stark stellt, wird dadurch innerlich ruhiger und stärker. Wir gewinnen eine Art von Apathie, wenn wir über unsere äussern Bewegungen und die Einbildungskraft wachen. Wer sich verletzt oder sonst heftigen Schmerz hat, muß so zu sagen zu vegetiren suchen. Er wird seinen Zustand erträglicher finden, wenn er, ohne sich Verzerrung oder Töne zu erlauben, fest auf einen Fleck hinsieht ohne zu grübeln. Man schwächt dadurch das Bewußtsein gleichsam bis zu dem Grade, daß Phantasie und Reflexion keinen Zusatz zum gegenwärtigen, sinnlichen Schmerze machen, und dieses heißt viel gewonnen. Denn der Leidende fült nicht nur (sinnlich) den Schmerz des gegenwärtigen Augenblicks, sondern auch den ähnlichen Schmerz des vorhergehenden und den vorgesehenen des künftigen. Und dieses nebst Furcht der Gefahr u. dgl. macht gewöhnlich körperlichen Schmerz über seine Natur unerträglich.

Gewöhnt sich daher der Mensch bei Zeiten, öfters sein vergangenes Benehmen sich wieder vorzustellen, daraus Klugheitsregeln zu ziehen für sein künftiges Betragen, sich dazu sorgfältig zu bereiten und Achtsamkeit und Geistesgegen-

genwart zu erwerben, so kann er manchem Uebel ausweichen, sich manche Last erleichtern: und es ist dann zwar noch oft äusserst schwer, aber nicht so unmöglich, Herr über sich selbst zu werden als man zuweilen vorgibt. Aber es gehört dazu mehr als ein Tag, und das Leben ist ja dazu gewidmet. Oftere Wiederholung und Uebung auch im Kleinen gründet nach und nach Fertigkeit selbst in grossen und schweren Dingen. Deßwegen kömmt es hauptsächlich darauf an, daß man in jedem einzelnen Falle streng und gewissenhaft seine Pflicht zu erfüllen suche, sich keine Ausnahme gestatte und keine Einwürfe gegen bewährte allgemeine Grundsätze im Augenblicke der Gelegenheit und nöthigen Entschlossenheit. Es ist dieß ein gewöhnlicher aber sehr schädlicher Fehler, daß wir dann, wo wir schon nach den Grundsätzen der Sittlichkeit handeln sollten, erst noch über dieselben räsonniren und die Sophismen und Einwürfe der Begierde anhören. Hier werden wir freilich nicht deutlich und unparteiisch Folgen und Gründe sehen und abwägen, wie es überhaupt weder möglich noch nothwendig ist, von jeder einzelnen guten That gleich so wichtigen Nutzen vorzusehen, daß un-

ser Wille schon dadurch sollte bestimmt werden und nicht die Begierde Uebergewicht bekommen könnte, wenn man sich einmal eingelassen und Gehör gegeben hat. Beispiele sind die Scheingründe in der Versuchung zu Selbstmord, Unkeuschheit u. dgl.

Es ist darum unentbehrlich, daß man sich streng und fest an die allgemeinen Grundsätze der Gerechtigkeit und Sittlichkeit halte in jedem Falle, wo man auch nicht gerade ihren Einfluß und Nutzen einsieht. Wir sorgen am sichersten für unsere Glückseligkeit, wenn wir nicht bei jeder That und Anstrengung gleich wie Geizige unmittelbaren Gewinn suchen. Thue das Gute und sei unbesorgt um das Schicksal, das nicht in deiner Macht stehet.

VI. Kapitel.

Religion — Schluß.

Alle Tugendmittel erhöhet und belebet die Religion, die sich hier in ihrem erhabensten Werthe zeigt. Sie erwecket und veredelt die Begeisterung fürs Gute und stärket auch in den schwierigsten

rigsten Lagen und größten Hindernissen. Sie ist Vollendung des sittlichen Menschen, gleichwie höchstes Ziel und beruhigende Einheit des Verstandes. Religion ist Krone der vernünftigen und sittlichen Menschheit.

Der Mensch will gewiß das Gute und vermag ungemein viel, wenn er sich gewöhnt hat an beständige und lebhafte Vorstellung der Gottheit als des erhabensten Musters der Vollkommenheit und Nachahmung, des allwissenden Richters, vor dem alle seine Geheimnisse offenbar sind, und des mächtigsten Beistandes im Kampfe der Tugend. Wie vieles würden Menschen sich untersagen, wenn sie Zeugen allerihrer Handlungen und Gesinnungen hätten. Und ist nicht Gottes Gegenwart mehr als aller Beifall und Tadel der Menschen? Niemand gebühret Ehrfurcht wie ihm, von niemand haben wir so viel empfangen und so viel zu erwarten als von ihm, vor dem nicht Finsterniß ist, die uns decke, noch Dunkelheit des innersten Gedankens unserer Seele

Daher sollten wir oft zu beleben suchen die Vorstellung der Allgegenwart und Vorsehung Gottes und ihn anrufen um Weisheit und Stärke im Guten — das weiseste Gebet und kräfti-

tigste Tugendmittel! Der Mensch hat Kraft zum Guten, aber sie ist nicht unbegrenzt: sie darf ihn nicht tollkühn machen und frevelnd, daß er sich zu sehr auf sich selbst verlasse und in unnöthige oder zu grosse Gefahr stürze. Gebrauche darum mit Vorsicht die Kraft, welche du hast, und bitte Gott um die, welche dir fehlet oder zu fehlen scheint. So wirst du nicht übermüthig und leichtsinnig, aber auch nicht zaghaft und träg werden; sondern wie ein Mann und Held entschlossen und muthig mit Vorsicht ohne Pralerei.

Der Mensch thut alles für Gegenwart und Schein, wenn sie ihm alles sind oder das höchste. Darum muß er sich hüten, daß Gegenwart und Schein ihm nicht alles werden und ihn fesseln. Der Mensch sollte öfters hinschauen auf Tod und Ewigkeit und sichs nicht verdriessen lassen, wenn so manche Dinge und Auftritte im menschlichen Leben ihn daran erinnern und aus seinem Taumel stören. Es zerrinnet Zeit und Herrlichkeit, und weh dem Menschen, der seine ganze Glückseligkeit und Hoffnung auf zerrinnenden Sand baute! Der Mensch ist nicht gemacht für einen Tag, und soll wirken und sammeln

für die Ewigkeit. Heute bin ich hier, wo werde ich morgen sein? Dunkelheit der Nacht ist Bild der Grabesnacht, und vielleicht ist mein nächster Schlaf mein letzter irdischer Schlaf, gesandt als Bote der Ewigkeit, daß er mich hinwegführe, ehe der Morgen grauet, und ich nicht mehr sehe, was ich Herrlichkeit nannte, und nicht mehr Zeit habe, den aufgeschobenen Entschluß ins Werk zu richten. Es sind viele Menschen vor mir dahin gegangen, und keiner ist wiedergekehrt, und auch ich muß denselben Weg, ich mag wollen oder nicht. Darum sollten wir uns bekannter machen mit dem Tode, daß er uns nicht sei wie ein Gespenst, sondern wie ein Bekannter und Freund. Was der Mensch nicht ändern kann, muß er sich erträglich und leicht zu machen suchen.

Weise Betrachtung des Todes ist sehr heilsam, und oft selbst höchst angenehm. Der Mensch muß eingedenk sein seiner Unsterblichkeit, damit er arbeite für die Unsterblichkeit. Und wenn er mit dem Gedanken vertraut ist, so wird ihm vieles leichter sein, was sonst ungemein schwer schien, er wird sich wichtiger und würdiger erscheinen und vieles klein und unbe-

deutend, was ihm sonst groß war. Denn die Seele wird grösser, je grösser ihr Gesichtskreis ist, und das vergängliche wird der Seele unbedeutender, je grösser sie selbst und je lebhafter Vorstellung und Erwartung des Unvergänglichen. Der Ackersmann erträgt alle Hitze des Tages und alle Last und Mühe mit Stärke und Heiterkeit, wenn er sanfte Ruhe am Abende und vergeltende Erndte zu erwarten hat. Und der Mensch ist ein Ackersmann, und soll an die Erndte denken, und in Hitze des Tages an seine kühle Ruhstätte, die ihn erwartet, wenn sein Tagewerk vollbracht ist.

Der Mensch soll nicht an den Tod denken, daß er ihn niedergeschlagen und kleinmüthig mache. Dieß pflegt zu geschehen, wenn der Gedanke uns fremd ist oder wir uns nichts gutes versprechen. Und beides sollte nicht sein. Trost im leiden, Stärkung in Kampf und Aufopferung und erhöhende Reinigung unserer Freuden soll Todesbetrachtung uns sein: dieß ist wahrer, menschlicher Gesichtspunkt. Das, was vorübergehet, thut dem Menschen nicht genug, und alles hienieden ist vorübergehend: Freude und Elend. Darum pflegt die Freundschaft

ihre Seeligkeit so gerne zu erhöhen durch den Gedanken: wir werden uns wiedersehen und unzertrennlich sein. Und die Stille der Nacht und einsame Grabhügel pflegen darum süsse, herzerhebende Erinnerungen zu erwecken, und wir wandeln gerne unter unsern abgeschiedenen Lieben auf dem Mose ihrer Gräber, und werden eingewiegt in süsse Schwermuth, wenn die Seele in grossen Gedanken sich verliert über Leben und Ewigkeit, und der gestirnte Himmel uns ist wie eine Decke, die sich vor unserer Sehnsucht ausgespannt, und unser Gemüth sanft erweicht wird im blassen Schimmer der Nacht, und der Mensch seine Würde fült und Sehnen und Ahndung ihn erfüllen und drängen.

Denke darum öfters an Gott, der dich sieht, der dich richtet und der dein Heil will. Vertraue ihm und stärke dich durch Gebet. Denke was du bist und sein wirst, daß du für die Ewigkeit gemacht bist und reifen sollst zur Entwickelung eines höheren Zustandes durch Todesverwandlung. Denke, daß Tod dir nahe sein kann und du immer bereit sein mußt. Scheint dir Tugend zu schwere Aufopferung zu fodern, zu hart der Kampf, so denke an die frohe, herr-

iche Erndte, für die du säest und duldest. Ist dir schwach und heiß, lieber Wanderer? verzage nicht, im Grabe ist Kühle und Ruhe, da wirst du sanft schlafen, wenn du dein Geschäft muthig und gut vollbringest. Verzweifle nicht, dein Jammer wird ein Ende nehmen und deine Thräne getroknet werden, laß den Tod dir einen tröstenden Freund sein und hoffe auf die Ewigkeit. — Hast du aber Hang zum Uebermuthe und zur Ausschweifung in deiner Freude, so erinnere dich, daß deine Herrlichkeit nicht ewig währet und der kleinste Umstand dich wegraffen kann. Hänge darum dein Gemüth nicht zu sehr an das, was nicht von dir abhängt, und du doch hier lassen mußt, wenn du es auch ungestört bis ans End deines Lebens besitzest. Lachen und Weinen sind gut; aber der Mensch muß nicht immer lachen noch weinen. Nimm das unschuldige Vergnügen, das sich dir darbietet, es ist Labung des Menschen und gut, aber sieh nicht blos die lachende Seite, damit du nicht leichtsinnig werdest.

Gott hat dem Menschen eine schöne Wohnung hienieden bereitet, viel Freude gelegt in das Leben, wenn wir nur das Gute zu finden und zu genieſſen wissen mit unschuldigem, ge-

nüg-

nügsamem, dankbarem Kindessinne. Und alle Freude wird höher und reiner, wenn wir des Gebers dabei gedenken in reiner Anbetung und kindlicher Ergebung, wenn wir aus dem erhabenen, menschlichen Gesichtspunkte unser ganzes irdisches und unsterbliches Leben überschauen und so die Dinge nach ihrem wahren Werthe schätzen und suchen: nicht mehr noch weniger, als einem aus dem Irdischen und Ewigen zusammengesetzten Wesen anständig ist.

Unsterblichkeit ist Belohnung und Stärke der Tugend, und Tugend der Weg zur glückseligen Unsterblichkeit. Der fromme Tugendhafte denket darum oft und ruhig an Tod und Grab, und entschlummert sanft, wenn er abgerufen wird. Das stille Grab ist ihm eine friedliche Wohnung, und die Vorübergehenden segnen seine Gebeine; aber er freuet sich des höhern Lebens, wozu er sich bereitete durch Standhaftigkeit im Guten, und wozu Trübsal so oft Entwicklung ist. Darum bete an die Wege der Fürsehung. Wenn du einen Todten siehst, so wünsche ihm Glück zu Ruhe und Sieg, und lebe so, daß auch du einen solchen Glückwunsch

vers

verdieneſt, wenn dein Auge einſt trüb wird und die Welt deinem Blicke entſchwindet — daß du ruhig ſterben und die weinenden Freunde tröſten mögeſt auf eine frohe Ausſicht jenſeits des Grabes! —

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt

des zweiten Bandes.

Vorrede.

III. Buch. Vom Schönen. S. 1

I. Hptst. Vergnügen. 1

I. Kap. Einleitungsbegriffe. —

II. Kap. Körperliches Wohlsein. 3

III. Kap. Geschmack und Geruch. 9

IV. Kap. Gefül. 13

V. Kap. Gesicht. 21

VI. Kap. Gehör. 30

VII. Kap. Vergnügen des Verstandes. 39

VIII. Kap. Vergnügen der Einbildungskraft 45

II. Hptst. Schönheit. 51

I. Kap. Wohlgefallen an Vollkommenheit. —

II. Kap. Menschliches Wohlgefallen: Schönheit 57

III. Kap. Unterschiede des Schönen. 65

IV. Kap. Sinnliche Schönheit. 75

V. Kap. Intellektuelle Schönheit. 80

VI. Kap. Imaginative Schönheit. 83

VII. Kap. Grade von Schönheit. 84

VIII. Kap. Fortsetzung: vom Grossen und Erhabenen. 89

III. Hptst. Kunstschönheit. 102

I. Kap. Kunst. —

II. Kap.

II. Kap. Kunstwerk, Interesse. 108
III. Kap. Wahrheit. 114
IV. Kap. Vom Neuen und Wunderbaren. 122
V. Kap. Scherz und Spott. 126
VI. Kap. Laune. 136
VII. Kap. Vom Naiven. 139
VIII. Kap. Korrektheit. 143
IV. Hptst. Geschmack. 150
I. Kap. Geschmack. —
II. Kap. Verschiedenheit des Geschmacks. 154
III. Kap. Eigenschaften und Stufen des Geschmacks. 161
IV. Kap. Bildung des Geschmacks. 165
IV. Buch. Vom Guten. 173
I. Abschnitt. Sittlichkeit. —
I. Kap. Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit.
II. Kap. Gut und Bös. 179
III. Kap. Pflicht. 187
IV. Kap. Recht. 191
V. Kap. Beurtheilung der Handlungen. 195
VI. Kap. Fortsetz: Belohnung, Strafe. 200
VII. Kap. Tugend und Laster. 204
II. Abschn. Rechte. 211
I. Kap. Ursprüngliche Menschenrechte. —
II. Kap. Eigenthum 216
III. Kap. Vertrag. 223
IV. Kap. Gesellschaft. 228
V. Kap. Ehe. 233

VI. Kap. Eltern und Kinder. 240
VII. Kap. Herr und Diener. 243
VIII. Kap. Staat. 248
IX. Kap. Fortsetzung. 253
X. Kap. Forts. Regentenrechte. 260
XI. Kap. Volk gegen Volk. 268
III. Abschn. Pflichten. 273
I. Kap. Von den Pflichten gegen sich selbst. —
II. Kap. Forts. Mässigkeit. 284
III. Kap. Forts. Keuschheit. 288
IV. Kap. Forts. Innere Vervollkommnung. 298
V. Kap. Forts. Gebrauch äusserer Mittel und zufälliger Dinge. 307
VI. Kap. Pflichten gegen Gott. 315
VII. Kap. Forts. Gottesdienst. 322
VIII. Kap. Forts. Gebet. 328
IX. Kap. Forts. äusserer Gottesdienst. 333
X. Kap. Pflichten gegen Menschen. 337
XI. Kap. Forts. Schonung der Ehre. 345
XII. Kap. Forts. Wohlthätigkeit. 348
XIII. Kap. Forts. Menschlichkeit im Umgange. 355
XIV. Kap. Ehe. 361
XV. Kap. Pflichten gegen Kinder. 370
XVI. Kap. Pflichten der Kinder. 378
XVII. Kap. Pflichten zwischen Herrn u. Diener. 383
XVIII. Kap. Pflichten in bürgerlichen Verhältnissen. 389
XIX. Kap. Völkerpflichten. 399
XX. Kap. Sittliches Verhältniß gegen Thiere. 402
IV. Abschn.

IV. Abschn. Uebung des Guten. 408
I. Kap. Erkenntniß des Guten. —
II. Kap. Lebendige Erkenntniß. 413
III. Kap. Fortsetzung. 419
IV. Kap. Umgang mit sich selbst. 424
V. Kap. Strenge und wachsame Vorsicht. 429
VI. Kap. Religion — Schluß. 436

Druckfehler.

im I Bande.

Seite 56 Zeile 11 statt nach dem muß es heissen nachdem
— 61 — 2 — Aeßerungen — Aeusserungen
— — — 11 — und diese — so wie diese
— 65 — 2 — sind — sich
— 88 — 9 von unten — une — und
— — letzte Zeile — hei en — heiten
— 93 — 4 von unten — unb — und
— 105 — 4 von oben — bamit — damit
— 142 — 1 von unten — nach wir muß nicht stehen
— 161 — 9 von oben — angenehm — unangenehm
— 173 — 7 von unten — Triebe — Trieben
— 179 — 4 von oben — ein — sein
— 183 — 2 gröber — gröbere
— 191 — 10 von unten — uod — und
— 193 — 9 von oben — man — mag
— 312 — 9 von unten — aufmersam — aufmerksam
— 399 — 9 — uneigennütz — uneigennützig

---

im II Bande.

Seite 2 Zeile 8 von unten statt das — des
— 20 — 3 — ihr — ihm
— 23 — 14 von oben — Ob wohl — Obwohl
— — — 16 — — Licht — Lust
— 35 — 2 — nur — nun
— 43 — 5 — auch — auf
— 51 — 8 und 9 — positire — positive
— 54 — 3 — trausennte — transeunte
— 62 — 5 — Empfin — Empfindung
— 72 — 7 von unten — andere — andern
— 75 — 4 — Schrachgebrauch — Sprachgebrauch
— 76 — 13 — ihr — ihn
— 86 — 1 von oben — wenige — weniger
— 90 — 5 und 6 — relatire — relative
— 94 — 1 — De — Die
— 99 — 6 vonunten — Geldrängtheit — Gedrängtheit
— 110 — 13 — da Aufmerksamkeit — da, Aufmerksamkeit
— 114 — 2 von oben — zu — in
— 115 — 2 muß das, weggestrichen werden
— 129 — 8 und 9 — Urher — Urheber
— 130 — 2 der — des

Seite

Seite 133	Zeile 10	—	und — um
— 142	— 11	—	zu haben — zu thun haben
— —	— 7	von unten	— auffscheinende — anscheinende
— 153	— 6	von oben	— poetischen — poetischer,
— 159	— 2	von unten	— auch — auf
— 167	— 6	—	muß das, wegbleiben
— 173	in der Auffschrift des Kap.		— zu — zur
— 178	— 10	und 11 von unten	— errunger — errungenes
— 184	— 7	—	duerndere — dauerndere
— 186	— 12	von oben	nach wollte muß: stehen
— 193	— 3	von unten	— wir — wie
— 214	— 10	—	darch — durch
— 224	— 3	von oben	— des — das
— 242	— 12	—	der — die
— 253	— 9	von unten	— Piziszenten — Paziszenten
— 265	— 10	von oben	— der — den
— 287	— 5	von unten	— äfferste — äusserste
— 288	— 13	von oben	— den — der
— 313	— 1	—	— des — das
— 327	— 12	von unten	— des — das
— 331	— 1	von oben	— Vnrtrauen — Vertrauen
— 351	— 2	—	— — Wohl — Wahl
— —	— —	—	— — Wahlthaten — Wohlthaten
— 382	— 8	von unten	— Weni — Wenn
— 383	— 4	von oben	— beoutzen — benutzen

Kleinere Fehler, Ungleichheiten und Unrichtigkeiten der Orthographie werden keine besondere Anzeige brauchen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dietler, Wilhelm,

Vorbereitung zur Vernunftwissenschaft

Bd.: Zweiter Band

Mainz 1790

Ph.u. 135 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045622-6
VD18 80097375